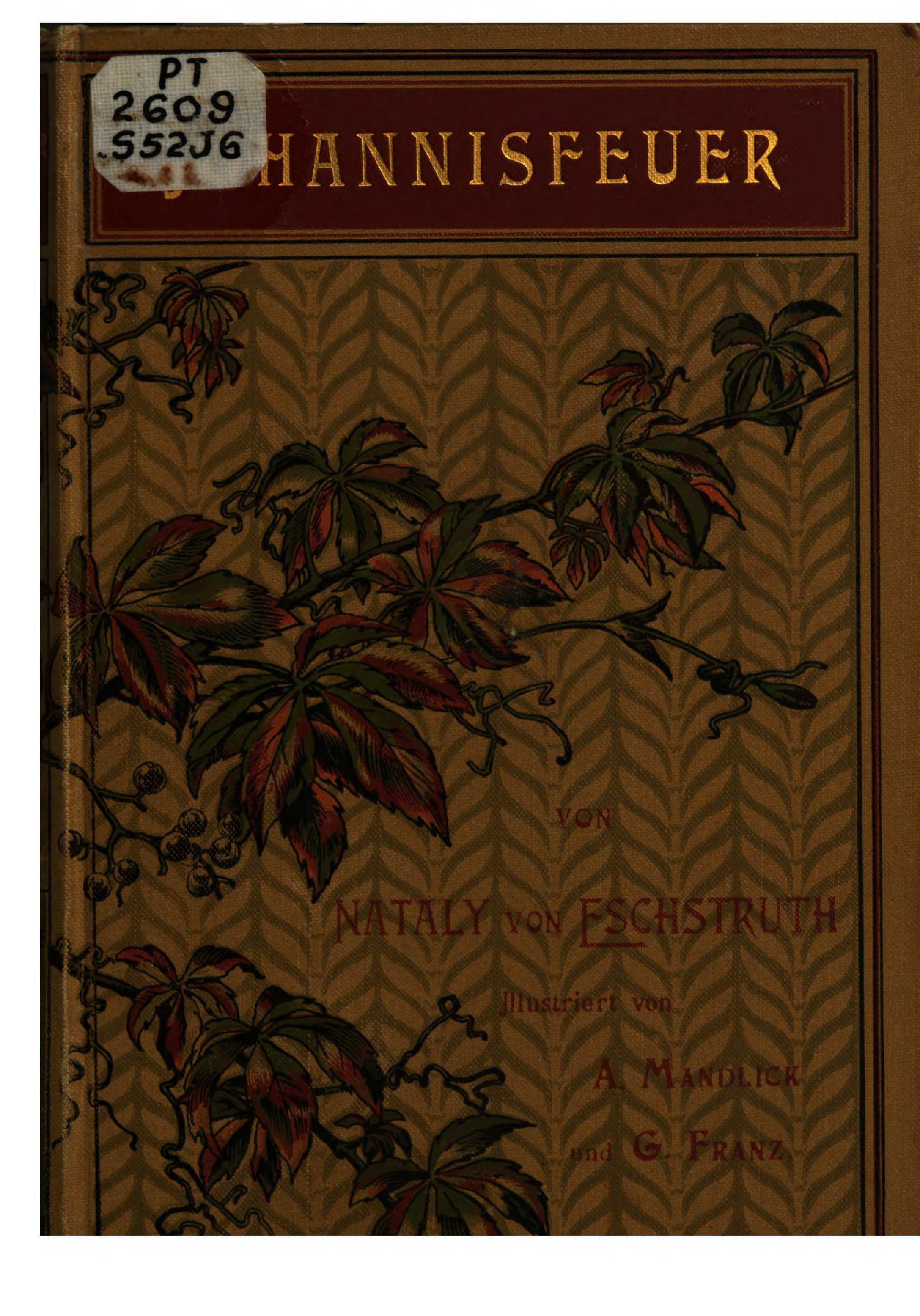

PT
2609
.S52J6
HANNISFEUER
VON
NATALY VON ESCHSTRUTH
Illustriert von
A. MANDLICK
und G. FRANZ


STATE UNIVERSITY OF IOWA.
LIBRARY.

Date Due

7 Sep '63			
FAG			

Nataly von Eschstruth

Illustrierte Romane und Novellen

Sechster Band

Johannisfeuer



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Johannisfeuer

Erzählungen

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen

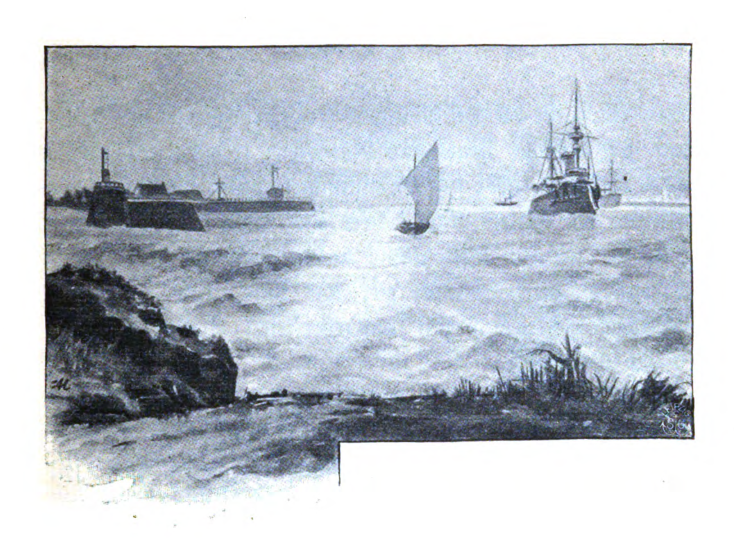
von A. Mandlick und G. Franz



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Inhalt.



Johannisfeuer.

Wie das weht und flüstert in dem starren Riedgras, wenn der Wind gleich tiefem Atemzug über die einsame Düne streicht! Das Meer hat noch niemals in solch warmen, durchleuchteten Farben gespielt wie heute, Saphirblau, Purpur und Smaragd fließen zusammen zu schillerndem Perlmutter, und darüber hin zucken Goldfunken, huschen jähe Wolkenschatten, lagert sich für Minuten rosig beleuchteter Wellenschnee, langsam zerfließend in tausend und abertausend Schaumperlen, zitternd und sich ausbreitend auf glatter Flut, bis die nächste Woge emporbäumt und wild aufkochend sich vorn=

über stürzt in die Gischtringe der vorangegangenen. Nicht wie sonst klingt heute das Rauschen; fremd, geheimnisvoll ... man hört die Nixenstimmen durch die Brandung jubeln, es flüstert und kichert und lacht aus der Tiefe und die weißen Wellenköpfe haben Gesichter und nicken übermütig dem Strande zu, wie tolle, kecke Mädchenschwärme, die sich mit ausgebreiteten Armen auf den Sand werfen.

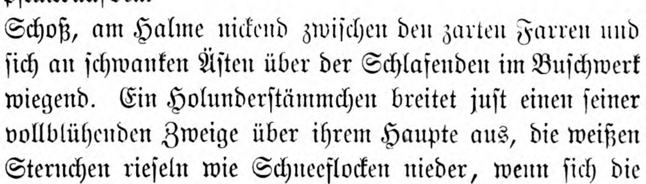
Auf dem Leuchtturm von Hela glänzt letztes Sonnenlicht, wie silberne Schwäne ziehen fernhin ein paar weiße Segel und die gewaltigen Kriegsschiffe, deren Anker seit wenigen Tagen in den Grund gerauscht sind, lagern wie majestätische, turmgezierte Kirchen auf der See. Die hellen Zinnen von „Stolzenfels“ sind in Schatten getaucht, ein letzter Widerschein der Sonne weht gleich rotem Dampf über die höher ragenden Wipfel des Laubwaldes.

Einsam liegt die Düne zu Füßen der Adlerhorstfelsen hingestreckt, die Ginsterbüsche knistern im Lufthauch, welcher hastig die Fußspuren im weichen Sande verweht. Zierlich und klein sind sie, die einzigen weit und breit, querfeldein nach dem waldigen Ufer haben sie einen Pfad gezeichnet. Wo es unter rauschenden Buchenzweigen im Waldmoos duftet und blüht, wo es so still und einsam ist, daß man vermeint, den eigenen Herzschlag zu hören, wo alle grellen, schrillen und mächtigen Akkorde des Weltgetriebes in der süßen Harmonie verklingen, welche zu Häupten im Laub und zu Füßen am Strande rauscht, wo die Blumenglocken noch läuten, die Schmetterlinge Liebes-

boten und die schillernden Eidechsen verzauberte Prinzeßchen sind, da enden die Fußstapfen im Sande.

Am moosigen Stamme, zwischen den knorrigen, weitgestreckten Wurzeln liegt eine weibliche Gestalt. — Der Arm ist herabgeglitten zwischen die schillernden Gräser; noch ruht die Hand auf den weißen Blättern des Romanbuches, ein goldner Trauring glänzt an dem Finger.

Das Haupt ist müde auf den seidenen Shawl gesunken, welcher als Pfühl unter die rosige Wange geschoben wurde; glänzend schwarze Haarwellen fallen tief in die Stirn und winden sich als köstliche Last um das schlanke Köpfchen. Blumen ringsum; zum Strauße gepflückt auf dem



Schoß, am Halme nickend zwischen den zarten Farren und sich an schwanken Ästen über der Schlafenden im Buschwerk wiegend. Ein Holunderstämmchen breitet just einen seiner vollblühenden Zweige über ihrem Haupte aus, die weißen Sternchen rieseln wie Schneeflocken nieder, wenn sich die

großen Hummeln gewichtig daran hängen, und der Duft weht stark und wundersam um die weiße Frauenstirn.

Wie Nebelschleier, dichter und dichter sich ausbreitend, sinkt die Dämmerung. Längst sind die letzten schrägen Lichtstreifen, welche wie Goldbänder über die Buchenstämme zitterten, und die kleinen Johannistriebe droben in den Wipfeln bronzierten, erblaßt und verloschen, die Vögel haben noch einmal hell aufgezwitschert, dann ist es noch stiller geworden als je zuvor.

Das tiefe Blau des Himmels hat sich mit dunklen Schatten gemischt, klarer tritt die Mondsichel hervor, einzelne Sternlein blitzen wie Silberfunken, wenn man durch das Laub emporsieht.

Noch ist es warm, fast schwül, und aus den Holunderzweigen strömt der Duft, in berauschend süßen Wogen über die Schläferin hinquellend.

Wie es plötzlich flüstert und klingt ringsum! Wie es huscht und raschelt unter dem dürren Laub. Aufleuchtend wie Phosphor, windet es sich langsam hervor, ein langer Zug von Johanniskäferchen, wnnderlich anzuschauen wie dunkle, schwankende Gestalten, die brennenden Laternchen vor sich hertragend. Und feierlich geht's zu den bunten Waldglocken, feierlich stemmen sich zwei kleine Gesellen dagegen, den hohen Stengel in Schwung zu bringen, und feierlich läutet es durch den stillen Wald.

Die großen blauen Campanulas leuchten; dazwischen schimmern verspätete Maiblümchen und Waldhyazinthen

und Winden, welche extra zum heutigen Tage die Kelche geöffnet haben.

Hei wie das plötzlich lebendig in dem Walde wird! Mit tausend Äuglein lugt's hervor, mit unzählig vielen Füßchen und Flügelchen krabbelt und summt es heran, und die Blätter an den Bäumen, die Blumen im Moos und alles was da Leben und Atem hat ringsum, öffnet den Mund und jubelt das Zauberwort, welches den Bann der Natur für kurze Stunden gebrochen: „Johannisnacht, Johannisnacht!" — — —

„Na endlich geht's los!" schrie ein Heuhupfer mit kolossal vergnügten Luftsprung. „Weiß der liebe Gott, wie lang mir heuer die Zeit geworden ist! Nun mal dazu gehalten, daß wir einen guten Platz bekommen, Fräulein Base! Da oben auf dem breiten Farrenkraut sitzt man sehr bequem, ganz nahe bei dem Ausschank und kann die Madame Fetthenne vortrefflich mit kleinen Samenkörnern werfen!" — Und der freche Bursche, welcher seiner Straßenjungen-Allüren wegen nicht sonderlich beliebt in der Gesellschaft war, schwang sich mit großem Satz auf den zierlichen Blattwedel, wippte sich und baumelte mit den grünen Beinen. —

Die Base, eine wohlbeleibte Grille, die meist schlechter Laune war, schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Wird sich was mit zusehen! Ich arme, geplagte Person bin ja wieder ins Orchester engagiert und kann mich für die gute Sache halb tot mühen! Ist mir nur der einzige Trost dabei, daß alles nach meiner Pfeife

tanzen muß!“ Und sie hüpfte schwerfällig nach dem niedern Baumstumpf, auf welchem sich die Musikanten bereits versammelten. Ein Laubfrosch dirigierte; er und der sehr bewährte Baß, der Gevatter Hirschkäfer, hatten das Ordensbändchen des „Johanniskreuzes“ sehr ostensibel auf die Brust geheftet.

Die Glühwürmchen stellten allmählich das Läuten ein; „bim-bam . . . bim-bam . . . nickten die Campanulas zum letzenmal und die Erdbeerblüte schaute mit weißem Gesichtchen freundlich zu ihnen auf und zog zierlich die Wurzelfüße aus dem Waldboden.

Da lebte und webte es plötzlich aller Ecken und Enden. Die Blumen waren jäh verwandelt, trugen ihre Blütenkelche als Hütlein oder ritterlichen Helm auf zarten Elfenhäuptern, und kamen in mancherlei Gestalt, gar reizend anzuschauen, herzugeschwebt! — Die Johannisblume war Königin und saß auf dem Ehrenplatz, einem moosigen Stein, über welchen ein Laubfröschchen ein dunkelrotes Mohnblatt als Thronhimmel hielt; sie hatte ein breit abstehendes, schneeweißes Gewand an und auf dem Kopf bauen sich die gelben Staubfäden zum goldenen Krönlein zusammen. Neben ihr paradierte das Johanniskraut, und auf der anderen Seite, einzig seines Namens wegen heute zu Ehren in der Gesellschaft aufgenommen, Johannisbeerchen, ein dralles Bauerndirnchen mit rotem Rock und Mieder, das schenkte in Bucheckernäpfchen seinen vorjährigen vortrefflichen Wein aus.

Rings umher wogte und schwebte es herzu, Rittersporn

und Männertreu, Ehrenpreis und Hahnenkamm, Gundermann und Wachholder mit silbernen Sporen als jeunesse dorée, und im duftigen Ballstaat folgten die reizenden Tänzerinnen, Heideröschen, Vergißmeinnicht, Waldlilie und Marientröpfchen, das braune, übermütige Heidelbeerchen, sentimentale Winden und Kamillen, alle gut bekannt untereinander, bemuttert von Frau Dotterblume im gelben Sammetkleid, von Base Fetthenne, welche in der Regel schon nach dem ersten Solo der Nachtigall einzuschlafen pflegte, und von der Trittmadame mit dem mächtigen, grünen Blätterkranz auf dem Kopf.

Die Wicke ist eine junge Frau, mit dem Löwenmaul vermählt, welche trotz dessen Eifersucht noch fleißig mittanzt, eine Frivolität, über welche die beiden alten Jungfern Brennessel und Klatschrose sich auch gehörig äußern. — Niemand befaßt sich lange und gern mit diesen beiden, nur ein paar kratzbürstige Junggesellen, Natterkopf und Sauerampfer, welche mit nichts zufrieden sind auf der Welt, raisonnieren hie und da als Baßstimme im Quartett.

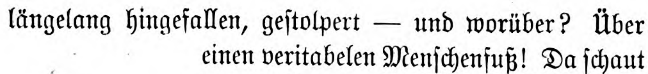
Große Nachtschmetterlinge flattern herzu, meist sehr würdige, ältere Herren in langschleppenden, dunklen Mänteln, mit breitem Ordensband oder Pelzkragen an der Brust, Käfer und Raupen in größter Gala, und selbst das Eidechslein im schillernden Seidenkleid huscht graziös und sehr formgewandt hin und her zwischen den Herrschaften, um nach seiner Freundin der Schnecke, einer mißtrauischen Erbtante, welche aus lauter Angst vor dem Bestohlenwerden ihr Haus stets mit sich herumschleppt, zu suchen.

Die Libellen sind reizende kleine Balletteusen, welche sich im kurzen Florkleidchen auf den schwanken Binsen schaukeln; kleine Gnomen schlüpfen aus den Erd- und Baumspalten hervor, haben spitze Kappen auf und hocken freundlich grinsend auf den roten Fliegenpilzen. Hie und da wagt es einer und macht seinen Kratzfuß bei einer Schönen, aber die Blumenelfchen lachen ihn mit silberhellen Stimmen aus, denn Heinzelmann kann nicht ein bißchen schweben und faßt sehr täppisch um die Taille; ja das naseweise Sternblümchen behauptet sogar, er trample seiner Dame auf den Füßen herum und pinsele ihr mit dem langen Bart höchst unangenehm in das Gesicht. Gnömchen ist nicht übelnehmerisch, er schneidet eine Grimasse und koncentriert sich — immerhin etwas verlegen — mit Purzelbäumen rückwärts. —

Schon beginnt die Musik, — Glühkäferchen leuchten hell auf und verteilen sich geschickt über den ganzen Tanzplatz, es zirpt, harft, schnarrt, piepst und läutet durcheinander, Frau Nachtigall und zwei Grasmücken schmettern mit in der Ouvertüre, glückselig schwatzen und lachen die Blumenstimmen und in lustigem Reigen schwingt sich das kleine Volk.

Plötzlich ein Schrei . . . momentan abgerissene Musik, — ein Schieben, Drängen, Rufen. Majestätisch erhebt sich die Johannisblume und schickt mit unmutig gefalteter Stirn ihren Kammerherrn, den Goldkäfer, zu erforschen, was an diesem befremdenden Benehmen schuld sei.

Entsetzlich! — Die Brombeere ist mit ihrem Tänzer



längelang hingefallen, gestolpert — und worüber? Über einen veritabelen Menschenfuß! Da schaut hin ... Da liegt eine Tochter der Erde ... wie eine Riesin anzuschauen, liegt und schläft, und wagt es, das Fest der Johannisnacht zu stören!

Zorn, heilige Entrüstung gellen wie Alarmsignale durch die Reihe der Tanzenden. —

„Ich vergifte sie aus Rache!“ — zürnt der Nachtschatten. „Ich erdolche sie!“ — droht der Rittersporn, und ein Johanniskäferchen läuft mutig näher und leuchtet ihr mit seinem Laternchen dicht unter die Nase.

„Ei der Tausend, ist die aber hübsch!“ ruft das Gnömchen boshaft.

Auch noch hübsch? — Die Elfen ziehen pikiert die Mündchen, die Brennessel kichert höhnisch auf und die Cavaliere drängen eifrig näher. —

„Bildschön! Habe selten — fast noch nie so etwas Schönes gesehen!“ kräht Heinzelmann abermals mit lauter Stimme, und dabei hockt er sich auf eine Baumwurzel dicht vor das Antlitz der Schlafenden und verdreht die Augen vor Entzücken, — lauter Schlechtigkeit von ihm, er will nur die spröden Tänzerinnen ärgern.

„Wenn sie doch einmal die Augen öffnen wollte!“ schmachtet der Lavendel, ein zierlicher Mondscheinjüngling in meist lyrischer Stimmung. „Ich liebe die Menschenaugen, fürnehmlich die Mädchenaugen! In die dunklen schaue ich empor wie in das geheimnisvolle Rätsel der Nacht, in die blauen aber wie in den wolkenlosen Himmel . . . Da dufte ich am süßesten . . .“

„Schnick-Schnack!“ ärgert sich die Konrade, „ob blau oder schwarz, — sie suchen doch nur mit ihren Blicken Opfer zum Abreißen und zum Verwelkenlassen . . .“

„Ich werde das Fräulein mal mit einem Grashalm unter der Nase kitzeln, damit sie aufwacht!“ grinst das Gnömchen voller Tücke, und da die Blumen mit entsetztem

Geschrei davonstieben, um sich vor der Unholdin zu retten, hält er sich schier das Bäuchlein vor Lachen.

Da plötzlich gibt's Raum in dem Gewirre. Die Johannisblume schreitet würdevoll daher und tritt mutig neben die Schlafende, Glühwürmchen leuchten diensteifrig mit den Laternchen und Ehrenpreis und Rittersporn treten an die Seite ihrer Herrin und fassen ans Schwert, um sie zu schützen.

Zaghaft drängen die Blütenelfchen wieder näher, lauter und lauter grollt ihr Unmut. „Sie wird aufwachen . . . wird uns zertreten oder mit sich fortnehmen . . . unser schönes Fest wird jämmerlich gestört und vernichtet."

Da wendet Johannisblume das weiße Gesichtchen und lächelt. „Thörinnen, die ihr seid! Seht ihr denn nicht, daß jene Tochter der Erde unsere Freundin ist, die dem Zauber der Johannisnacht trotzen und hier in unserem Kreis verbleiben konnte? Da schaut den bläulich wundersamen Glanz, den ihr dunkles Haar verbreitet! Wie Phosphorfünkchen zuckt es über ihr Haupt und webt flimmernden Schleier um die junge Stirn, das geheimnisvolle Wahrzeichen derjenigen, welche in der Johannisnacht geboren wurden!"

„In der Johannisnacht geboren!" zog es wie leises flüsterndes Echo durch die Reihen der Blumenseelen, näher und näher schwebte es herzu, vertraulich gaukelte es um das Haupt der Schläferin und versuchte, mit weißen Händchen die irrenden Silberblitze auf dem Lockenhaar zu erhaschen.

Johannisblume aber fuhr fort: „Unsere Schwester ist jene Menschenblume, die ein lieber Zufall heute abend in unsere Mitte geführt hat, eine jener wenigen und seltenen, deren Schicksale mit dem Zauber der Johannisnacht eng verknüpft sind — o daß eine Seherin unter uns wäre, uns über diese Schicksale zu erzählen!"

„Sie ist da, wenn ihr lauschen wollt!" hallte es plötzlich wie ein Klang vom Himmel über die kleinen Geister hin, und da sie emporschauten, dahin, wo der leise Wind in den Blättern des Holunderstämmchens flüsterte, da sahen sie die schneeweiße kleine Baumelfe auf den blühenden Ästlein schweben, welches just über dem Haupt der Schläferin schwankte.

„Holunder! Holunder kann wahre Träume zaubern! Holunder liest die Traumbilder aus dem Antlitz derer, welche in seinem Dufte schlafen!" jubelte es im Kreise, und die Johannisblume winkte freundlich empor und rief: „Liebliche Schwester, küsse Du mit Deinem süßen Atem die Stirn dieses Weibes, und laß uns in ihrem Traume schauen, welch Glück und Leid die Johannisnacht ihr brachte!"

Wie ein lichter Schein neigte sich die Elfe zwischen den Blütendolden, unter ihr aber auf dem moosigen Waldboden scharte es sich voll freudiger Hast zusammen, kroch, flatterte und schwebte es herzu, der seltsamen Erzählerin zu lauschen. Da saßen die Blumenelfchen Arm in Arm auf den Farren und Gräsern, zu ihren Füßen gelagert die ritterlichen Geister. Glühwürmchen stocherten die

Fackeln und Laternchen hell auf, und Heinzelmann kreuzte behaglich die Arme und lehnte sich recht bequem gegen seinen Pilz zurück, dicht vor ihm saß die Waldlilie, die er sehr zärtlich ins Herz geschlossen hatte, die schaute er unverwandt mit seinen zärtlich blinzelnden Äuglein an und war des unterbrochenen Tanzes herzlich zufrieden. Heuhupfer und der sehr unmanierliche Bockkäfer aber machten sich derweil heimlich über den vergessenen Johannisbeerwein her, — die pfiffen was auf Geschichten!

Tiefe Stille . . . die ersten blassen Mondstrahlen zitterten durch die Laubwipfel, der Wind strich ganz leise, wie liebkosend über die Gräser, und Holunderelschen streute mit magischem Spruch die weißen Blütenflocken über das Haupt der Schläferin, berauschend quollen die Duftwolken nieder, immer dichter, immer süßer und gewaltiger . . .

„Hört an!"

„Ich sehe Feuer brennen, hell, lichterloh! Johannisfeuer!"

Bergiges Land dehnt sich weit vor den Blicken aus, aufsteigend in malerisch gezackten Felskuppen und lieblich hinwogend wie ein grünes Wäldermeer, auf dessen höchster Woge ein uraltes Burggemäuer schwebt, mit Zinnen und Wartturm gewaltig anzuschauen.

Ringsum färbt sich der graue Abendhimmel mit blutfarbenem Widerschein, Flammen steigen von mächtigem Holzstoß auflodernd empor, und hier und dort, hoch und niedrig, wie grelle hellknisternde Signale glühen die Feuer auf den Bergen, als heilige Banner der Johannisnacht!

Kalt und nackt ragt die felsige Platte über die Laubwipfel, der Wind rauscht in den alten Eichen und spielt mit der Fahne, welche auf hoher Stange flattert; grüngelb sind ihre Farben.

Kindergestalten huschen wie hastende Schatten durch das Dämmerlicht, tragen Reisig und dürres Laub herzu und schichten es empor.

Mit silberhellen Stimmen jauchzt's zu Thal. Da springt der Funken, da glimmt es in den trockenen Tannenäpfeln, schlägt prasselnd auf und leckt mit roten Zungen gierig am Holz empor, — „Hurra!" jubelt es und abermals: „hurra Johannisfeuer!" — Ein schlaftrunkenes Echo wiederholt es im Waldgrund. Heller wird's, flackernder Lichtschein weht über die Kinder; — süße, lachende, rosig erhitzte Gesichter, mit flatterndem Goldhaar und lustblitzenden Augen. Die Hände schlingen sich in einander, in tollem Reigen tanzt und dreht sich der Kreis um das Feuer. — „Lustig, lustig!" kommandiert einer der Knaben, groß, frisch, blond, bildhübsch, der Anführer der kleinen Schar, „heut ist's Johannis! — seht wie das Feuer brennt, wie grad sein Rauch steigt! Das bringt Glück und Freude, Juchhe!!"

„Juchhe!" schmettert's aus aller Mund, übermütiger und ungestümer dreht sich im alles Kreise.

Nur Eine steht abseits. Der Feuerschein streift das braune, trotzige Gesichtchen, die wilden Schwarzhaare, welche zerzaust über den Rücken hängen und in schweren Strähnen über die Stirn fallen. Wie verschluckte Thränen

zuckt es um die roten Lippen. — Sie ist nicht hübsch, sie sieht gegen die andern aus wie eine spanische Kirsche unter



Pfirsichen, aber ihr Auge ist groß, glühend . . wenn's nur ein einzig Mal freundlich blicken wollte. —

„Das Teufelchen steht wieder und knirscht mit den Zähnen!“ lacht der blonde Harald auf. „Heda, du Widerhaken! Komm her und tanz', anstatt selbst heute zum Johannistag Maulaffen feil zu bieten!“

Die schmächtige Kindergestalt richtet sich so jäh auf, als habe die rote Flamme an ihr emporgezüngelt, schnell streckt sie ihm die Hand zu: „Hol' mich!“ — klingt's ihm kurz entgegen. —

Wieder lacht er laut auf: „Hast Du keine Füße? Haha! Das Teufelchen hat's Laufen verlernt!“ Und ringsum im Kreise johlt und kichert und schreit es: Haha! Teufelchen! Das schwarze Teufelchen hat das Laufen verlernt!“ —

Hui wie ihr dunkles Auge aufblitzt, wie sich die Stirn runzelt, wie scharf die weißen Zähnchen in die Lippen schneiden. — Kurz dreht sie sich auf dem Hacken um und tritt tiefer in den Schatten zurück.

Das Feuer brennt herab, nur noch ein kleiner Haufen kohlender Tannenäpfel glüht auf dem Steinicht, spärlich zugeworfene Reiser flackern darüber auf. —

„Und nun herbei, ihr Jungens!“ kommandierte der Rädelsführer. „Nun machen wir's wie die Großen! Jeder faßt sein Mädel und springt über die Glut!“ —

Jubelnder Beifall. „Harald hat recht! Vivat, wir springen! — Voran, Harald, mach's vor!“ —

Die kleine Schar stiebt auseinander, die Mädchen drängen sich kichernd zusammen, ein Funkenregen sprüht aus dem Feuer auf! —

Da tritt das Teufelchen hastig vor. Jede Fiber arbeitet

in dem braunen Gesicht, die Lippen zittern und der Blick haftet brennend auf Haralds lustigem Antlitz. Sie drängt sich ihm in den Weg. —

„Harald“, raunt sie durch die Zähne, „mach' all den Spott, den du mir anthust, wieder gut, — heb' mich über die Flammen!“

„Dich?“ er sieht sie von oben bis unten an. „Was fällt dir ein, du schwarzes Ding, ... bist die Häßlichste von allen. — Spring allein, Teufelchen!!“ —

Wie ein zischendes Aufschluchzen ringt sich's aus ihrer Brust, die Hände ballen sich.

Lachend schreitet er an ihr vorbei und holt mit kräftiger Hand die reizende goldblonde Margarethe aus dem Kreis der Freundinnen, sie wiederstrebt und fürchtet sich. „Ach, was da, Gretel ... ich halt' dich fest ... so fest und sicher, wie vor einem Jahr dein Vetter Leutnant seine Braut, als er mit ihr über das Feuer sprang“, und er zieht sie näher herzu, dicht vor die Flammen und neigt sich, sie auf den Arm zu heben. — —

Gellendes Geschrei. — Wie der Gedanke so schnell, und wie ein Windstoß so rasend ist das Teufelchen herzugesprungen, ihre nervigen kleinen Fäuste haben Harald gepackt, in wilder Leidenschaft geschüttelt und jählings hineingestoßen in die Glut ...

Margarethe entflieht laut schreiend, mit gellendem Angstruf folgen ihr die Mädchen, die Knaben aber stürzen herzu, reißen den Gespielen aus den Kohlen empor und dämmen die Flammen aus.

„Wo ist das Teufelchen?! Wir schlagen die Hexe tot!" — tobt es in wilder Rache. —

Sie ist nicht mehr zu erblicken. Von ihren langen Haaren umpeitscht, stürmt sie wie ein Schatten zu Thal . . .

„Hahaha!!" — lacht Gnömchen so schallend auf, daß alle Blumengeister zusammenschreckend die Köpfchen wenden und die Erzählerin jählings verstummt. „Das Teufelchen gefällt mir, daß ist ein lustig Ding und läßt den tölpelhaften Blondkopf zur Strafe mal an den Funken riechen! — Hahaha! — wenn ich wüßte, wo es zu finden wäre, würde ich hingehen und es sofort heiraten!" —

„Damit zwei Rechte zusammen kämen!" — bemerkt Gänseblümchen schnippisch und die Waldhyazinthe ironisch hinzu: „Soviel ich bereits gemerkt habe, ist das ungezogene und wilde Mädchen mit dem schwarzen Haar die Langschläferin hier vor uns, — weck' sie doch auf, Heinzelmann, und lege ihr dein Herz zu Füßen, vielleicht steckt sie dich in die Tasche und sperrt dich zu Hause in den Glasschrank!"

Allgemeines Gelächter, — nur Holunderelfchen macht ein unwilliges Gesicht und Johannisblume klappt, böse über die Unterbrechung, mit dem zierlichen Mückenflügelfächer gegen eine Campanula.

„Ruhe!" befiehlt der Kammerherr mit lauter Stimme und blickt Gnömchen durchdringend an. „Im Namen der Herrin dieses Festes erkläre ich jeden Störenfried für ausgeschlossen aus unserem Kreis!" —

Heinzelmännchen pruschtet vor Lachen in beide Hände, zieht die Knie noch dichter an den Leib und duckt den Kopf, wie einer, der einen Hagelschauer über sich hinziehen läßt. —

„Traumbilder ziehen schnell!“ sagt nach kurzem Schweigen die weiße Blumenelfe auf dem Holunderzweig, „ich habe den Faden verloren und muß nun mitten hineingreifen in den Gang der Handlung, soll ich Euch weiter erzählen. Sehr verständlich wird es nicht werden!“ — Und sie neigt sich tiefer über die Schläferin und liest in den lächelnden Zügen.

„Still, still!“ flüstert es in der Runde. „Erzähle weiter!“ — —

„Säulen sehe ich ragen, mondbeleuchtet und schlank wie zierliche Birkenstämme. Ein Dach spannt sich darüber, herrlich gemalt, als blicke man zum azurblauen, sternbesäeten Himmel empor. Blütengewinde schaukeln sich im warmen Nachtwind, schlingen sich hoch empor, bis unter die Firne und stürzen im üppigen, farbenhellen Blumenregen zurück über das dunkle Laub, ein Duften und Rauschen geht wonnesam durch die stille, silberglänzende Nacht, fernher schluchzt eine Nachtigall im Syringengebüsch, sprüht ein Wasserstrahl geheimnisvoll aus dem Marmorbecken empor. —

Eine Ampel leuchtet in der Halle, träumerisch fließt ihr Licht durch rosa Schleier, — und die Jasminsträuße in den Vasen öffnen die Kelche und atmen betäubenden Wohlgeruch, lautlos gleitet der Fuß über schwellenden Teppich. —

Breite Flügelthüren öffnen sich ... Musik, helles Gelächter und jubelnde Stimmen, strahlender Kerzenglanz flutet durch die Portièren.

Eine Mädchengestalt huscht heraus, mit schnellem Umblick streift das dunkle Auge die einsame Terrasse, und wie eine weiße Taube, die den Pfeil des Jägers in der Brust, mit letzter Kraft die matten Schwingen geregt hat, in tiefe Waldesruh zu fliehen und dort lautlos zu Boden sinkt, so wirft auch sie sich in den Sessel und preßt die Hände vor das Antlitz. Drinnen klingen die Tanzweisen; ein junger Marineoffizier mit blondlockigem Haar hält die Tochter des Hauses im Arm und lacht, strahlend vor Glück und Übermut, zu ihr nieder. Wie getragen von den Walzerklängen fliegen sie an der geöffneten Thür vorbei.

Die Weißgekleidete im Sessel zuckt empor und starrt ihnen nach, schüttelt die dunklen Locken aus der Stirn und murmelt durch die Zähne: „Wieder sie! ... wieder Margarethe!" und mit jähem Griff reißt sie die Tanzkarte vom Gürtel und starrt darauf nieder, — sie findet nicht, was sie sucht, leidenschaftlich, mit zitternden Händen knittert sie das Papier zusammen und schleudert es von sich. —

Die Musik schweigt, wieder rauschen die Falten der Portière, hastig, tiefatmend steht er auf der Schwelle. —

„Ah, Fräulein Johanna — Sie hier?" — er tritt lachend näher. „Auf frischer That ertappt! Ich werde Sie sofort vor Onkels Richterstuhl liefern, als eine Sünderin gegen das strenge Gebot, ‚die jungen Damen gehen



während des Tanzes nicht auf die Terrasse!" — Selbst Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor der Strafe!" —

Sie hat sich mit fast brüsker Bewegung erhoben, das rosa Licht fließt über ihre reizende Figur, über das gebräunte Antlitz mit dem herbe gefalteten Mund.

„Sie wissen, daß ich von Kind auf mit jeglichem Verbot auf gespanntem Fuß stand!" entgegnet sie kurz.

„Das will ich meinen! Das Teufelchen hatte Widerhaken, soviel wie Haare auf dem Kopf! Ich habe es noch wohl in der Erinnerung und kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich mich im ganzen Leben mit keinem Menschen so schlecht vertragen habe wie mit Ihnen."

„War wohl meine Schuld!"

Wie ein Blitz zuckte ihr Auge empor.

Er lacht abermals, die weißen Zähne glänzen durch den blonden Schnurrbart.

„Teilen wir uns in das Verdienst, ich glaube, wir waren einander gewachsen — apropos — ich habe recht lange nichts von Ihnen gehört, waren Sie immer hier im Hause meines Onkels?"

„Ja, leider."

Frappiert blickt er auf. „Sind Sie ungern hier? Warum das?" fragt er hastig.

„Weil ich dieses Stück Erde hasse, weil jeder Busch, jeder Baum mir zuwider ist, weil ich davon möchte und nicht kann!" — Eine kaum beherrschte Leidenschaft bebt durch ihre Stimme.

Zum erstenmal blickt er voll in ihr Auge, fast mechanisch tritt er einen Schritt näher.

„Was hat ihnen unser reizendes Thüringen zu Leide gethan? Ein Heim, welches durch lange Jahre hindurch mit all unserm Thun und Lassen verwachsen ist, liebt man doch schon um der Erinnerung willen, die sich daran knüpft!“

Sie wirft trotzig den Kopf zurück. „Sie vielleicht, Harald, der stets nur die Rosen hier in Berg und Thal gepflückt hat, ich nicht. Wenn man sich von Jugend auf Herz und Hände nur an Dornen blutig gerissen hat, werden Erinnerungen zu einem Fluche!“

Er lächelt. „Sie sind doch noch ganz derselbe Trotzkopf wie früher, Johanna, dasselbe Teufelchen, welches schon damals so empfindlich, so leicht verletzt und so schwer zu versöhnen, den Grund und Boden zornig mit Füßen trat, welcher doch so unschuldig daran ist, daß er Sie gefangen hält.“ Er wechselte schnell den Ton. „Wie kommt es, daß ich Sie den ganzen Tag über nur so flüchtig, fast gar nicht gesehen habe?“

„Fragten Sie etwa nach mir?!“

„Nein; ich nahm an, daß man einem Gast, der nur für kurze vierundzwanzig Stunden nach jahrelanger Trennung hier einkehrt, entgegenkommen könne!“

„Das wäre das erste Mal, daß ich es im Leben thäte und Ihnen am wenigsten!“

Welch' ein wundersames Flimmern und Leuchten von ihrem Haupte ausgeht! Wie gebannt starrt er auf das Köpfchen, um welche kleine Lichtfunken zucken, jede Locke scheint wie Phosphor zu brennen. Schon zweimal hat er

den eiligen Fuß gehoben, um zu gehen, aber er tritt anstatt weiter, immer näher zu ihr hin. Wie schadenfrohes Kichern klingt's aus den Jasminblüten herüber.

„So haben Sie wirklich den Groll, welchen Sie in so auffallender Weise stets gegen mich gehegt, aus der Kindheit mit herüber genommen?" Seine Stimme klingt sehr weich und mild, er sieht nicht, daß ihre Hand, welche in die duftigen Kleiderfalten herniederhängt, wie im Fieber bebt. „Wir Seeleute sind so arm an Freundschaft", fährt er langsam fort, „wir treiben wie entwurzelte Stämme lange, einsame Zeiten auf dem Ocean, nur einen Trost im Herzen, den Gedanken an die ferne Heimat, wo sich treue Hände im Gebet für uns falten, die böse Gewalt des Sturmes und der Klippen zu brechen. Einem Seemann darf man nicht zürnen, Fräulein Johanna, ebensowenig wie man einem Verdurstenden den Becher aus der Hand reißt und vor die Füße schüttet."

Regungslos stand sie vor ihm; die dunklen Augen, welche zu ihm aufschauten, glänzten plötzlich fremd durch das Dämmerlicht; beinahe hätte er denken können, sie seien feucht von Thränen, aber kein Mensch hatte das Teufelchen jemals weinen sehen.

„Ich habe nie für einen fremden Menschen gebetet", antwortet sie in ihrer schroffen Art, fast noch herber wie sonst, „weiß auch nicht, ob es Ihnen etwas nützen würde. Nachtragen thue ich Ihnen auch nichts, für jede der Kränkungen, die Sie mir als Kind zugefügt, habe ich mich gerächt, wozu trug ich Nägel an den Fingern! Wir sind

quitt, und da ich denke, daß ich Ihnen ebenso gleichgültig bin, wie Sie mir, so werden Sie sich weder zu Wasser noch zu Lande Skrupel darüber machen, wie ich über Sie denke — wenn ich es überhaupt thue!"

„Johanna —"

„Teufelchen heimelt mich mehr an."

„Gut, also Teufelchen, liebes kleines Teufelchen und Jugendgespielin, wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

Sie zuckt die Achseln. „Kommt darauf an."

Eine der weißen Johannisblumen, welche sie im Haar und an der Brust trägt, fällt auf den Teppich nieder. Er hebt sie auf und behält sie in der Hand.

„Begleiten Sie mich auf die Felsplatte, ich soll das Johannisfeuer droben anzünden, Rotfeuer und Raketen neben dem Holzstoß, zur Überraschung für die Gäste!"

Sie ist zusammengezuckt, ihr Antlitz sieht im Mondlicht blässer aus denn sonst. Keine Antwort.

„Fürchten Sie böse Zungen?"

Da lacht sie hart auf. „Nein, und wenn wir beide bis an das Ende der Welt durch Nacht und Nebel gingen, würde kein Mensch sich die Mühe geben, darüber ein Wort zu verlieren, über alle andern sicher, über uns beide nicht!"

Sie tritt fast hastig die steinernen Stufen hinab, die hellen Spitzen des Kleides rieseln wie duftiger Wellenschnee über den Kies.

Der Nachttau glimmert an den blühenden Gebüschen, er scheint auch über ihr Haupt gestreut zu sein, es blitzt und leuchtet ihm wundersam in die Augen, umstrickt ihn,

als sei jede dieser wehenden Locken ein Netz von Zauberfäden, welche sich fest und fester um Herz und Seele schlingen.

„Und warum gerade über uns beide nicht?“ wiederholt er in halb mechanischer Frage.

„Weil alle Welt weiß, wie wir stehen, wie grundverschieden wir sind, wie wir nur gezwungen und ungern den nämlichen Weg einschlagen.“

„Auch jetzt?“

„Auch jetzt.“

„Wer zwang Sie an meine Seite?“

„Mein Stolz; die bösen Zungen sollen mir keine Gesetze geben, und . . .“ sie zögerte ein wenig, dann warf sie den Kopf zurück und stieß hastig durch die Zähne: „kein Mann soll sich einbilden, er sei an meiner Seite etwas anderes als ein ehrfurchtsvoller Schatten, welcher mir im Sonnen- wie im Mondeslicht gleich ungefährlich und wesenlos das Geleit gibt!“

„Nicht mißzuverstehen“, er ist dennoch nicht beleidigt, leise lacht er auf. „So bin ich Ihnen thatsächlich nicht mehr wert, wie jener stumme, schwarze Gesell, den man mit Füßen tritt? — Das glaube ich nicht.“

Sie atmet schneller, der Windzug läßt die weißen Spitzen um ihre schlanke Figur aufwogen, wie in Silber getaucht schreitet sie im hellen Mondlicht neben ihm her.

„Und was soll Sie vom Gegenteil überzeugen?“ Ihre Hand streift durch die Goldregenblüten, ihre Stimme ist nicht mehr so fest wie zuvor.

Er hebt lächelnd die Johannisblume empor. „Dieses liebliche Orakel der Johannisnacht, welches ehrlicher reden wird, wie spröde Mädchenlippen!“

Wieder senkt sich eine Falte zwischen die dunklen Augenbrauen, momentan ist es, als wolle sie mit unwilligem Griff die Blüte aus seiner Hand reißen, dann schaut sie empor in sein Auge. Wie nie zuvor leuchtet dessen Blick zu ihr nieder. Da glättet sich ihre Stirn, als streiche eine milde Hand darüber, sie lächelt sogar. „Warten Sie bis das Feuer brennt, ich muß Ihnen scharf dabei auf die Finger sehen!“

Er hat ihr Antlitz noch nicht freundlich gesehen, es deucht ihm, als sei es verklärt durch bezaubernden Liebreiz, das Teufelchen trägt plötzlich Flügel an den Schultern und steht als lichter Seraph vor ihm. Es ist doch eine kühle Nacht, und ihm wird heiß zum Ersticken.

„Gut, wir wollen zuvor die Glut schüren.“ Er neigte sich tiefer. „Das Johannisfeuer ist vor Jahren daran schuld gewesen, daß wir uns in langer Feindschaft gegenüberstanden. Wie ein Aschenregen ist es von jener Felsspalte herab über unsere Herzen geweht. Sehen Sie diese Narben an der Hand?“ er streift den Ärmel der Uniform empor und weist ihr die roten Streifen auf der Haut, „ein Andenken an Ihren Haß, welcher mich zur Reminiscenz der uralten Bedeutung des Sonnenwendfeuers, als Menschenopfer auf den Flammenaltar der Heidengötter legen wollte!“

Sie bleibt momentan stehen, ihre Hand preßt sich gegen

die Brust, wohl um den Blumenstrauß zu halten. Aber wie eine jähe Wandlung ist es über sie gekommen, demütig, mild und zaghaft fast blickt sie empor. „So grell steht Ihnen das Wahrzeichen meiner Schuld nun zeitlebens vor Augen! Früher war es mein Stolz und Triumph, jetzt möchte ich es reumütig von Ihrer Hand löschen, denn ... einem Seemann soll man nicht zürnen, aber auch er soll in Frieden an die zurückdenken, welche zurückbleiben!“

„Er thut's, Johanna, bei Gott, er thut's!“ — Jählings hat er ihre Hand erfaßt und an seine Lippen gedrückt. „Empor jetzt! Noch wenige Schritte und wir sind droben, — lassen Sie mir Ihren Arm, es ist zum erstenmal im Leben, daß ich Ihnen Ritterdienst thue!“ —

Schweigend geht's den Berg hinan, der Weg ist bequem und kurz, aber der tiefe Schatten der Parkbäume sinkt wie ein schwarzer Schleier aus den Wipfeln über sie nieder. —

Der Holzstoß steht bereit, er harrt nur des zündenden Funkens. Ein Bedienter wartet mit dem Buntfeuer. Harald erteilt ihm kurzen Befehl, tiefer drunten am Berg soll das farbige Licht erstrahlen. — Auf dem weichen Moos verhallt schnell der Schritt des Mannes.

Und nun schlagt empor ihr Flammen!

Hei wie das knistert und glüht, wie es auflodert mit grellem Licht und gierig um sich frißt! In blutrot zuckendem Schein steht die schlanke Mädchengestalt, es flutet über sie hin wie Wogen von Gold und Purpur, Funken

sprühen auf und schwirren wie kleine Sterne über ihrem Haupt. —

Sein Blick haftet wie gebannt auf dem wundersamen Bild, wie geheimer Zauber geht es von ihm aus, verzehrend, berauschend wälzt sich die Flammenglut über ihn hin und faßt ihn mit Leib und Seele. —

„Johanna!“ flüstert er, „jetzt soll mir diese weiße, prophetische Blumenzunge der Johannisnacht das Urteil über Leben oder Tod sprechen!“ — und er beginnt die Blättlein langsam abzuzupfen. „Halten Sie Ihre Hand hin, Johanna, bewahren Sie das Orakel für mich auf. — Sie liebt mich — von Herzen ... mit Schmerzen ... über alle Maßen — eifersüchtig ... kann's gar nicht lassen ... klein wenig ... fast gar nicht“ — und wiederum von vorn. — Sie saß dicht neben ihm, und die kleine Hand, in welche er ein jedes der zarten Blattflöckchen niederlegt, zittert. —

„Über alle Maßen ... eifersüchtig!“ — wie ein Jubelruf klingt's von seinen Lippen, er faßt ihre Hand mitsamt den Blumenblättern, er neigt sich und blickt in ihr verwirrtes, hellbestrahltes Antlitz. „Eifersüchtig, Teufelchen?“ wiederholt er leise.

Sie zuckt zusammen und ringt sich heftig los. „Thörichter Aberglaube, da sieht man, wie unwahr Ihr Orakel ist!“ —

„Johanna“, — er hält ihre Hand nur fester — „es ist vermessen, wenn ein Mann, der in zwei Tagen an Bord sein muß, um für fast zwei Jahre hinauszugehen in Sturm

und hohe Flut, von Liebe und Treue sprechen will. Gott weiß, ob er jemals heimkehrt, solche Worte einzulösen. Viel kann sich ändern in zwei Jahren, und schnell geknüpfte Bande können zu drückender Kette werden! Wenn ich aber wiederkehre, Johanna, und wir stehen uns am Johannisfeuer noch gegenüber wie jetzt, dann will ich Sie an dieser Stelle an dieses Orakel der Sonnenwende erinnern, welches, so Gott will, auch ein sonnenlichter Wendepunkt für unser Leben wird! — Bis dahin aber sollen die Blättchen mich begleiten als zauberkräftiger Talisman." —

Sie war tiefer zurückgetreten in den Schatten, groß und starr wurde ihr Auge, als sei plötzlich eine schwarze Wolkenwand vor ihr zerrissen, welche des Himmels blendendste Helle jäh enthüllt, — ein Zittern ging über die schlanke Gestalt, — kein Laut rang sich von den Lippen.

Harald nimmt die Brieftasche von der Brust und schlägt sie auf, die Blüte darin zu bergen, eine Photographie gleitet heraus und eine noch frische Rose, beide fallen in das grelle Licht, dicht zu Johannas Füßen nieder. — „Magarethe!" ringt es sich halb erstickt von ihren Lippen, ihr Bild, und die Rose, welche sie heute Abend an der Brust getragen. —

So fällt der Reif in der Frühlingsnacht auf scheue, zarte Blumenknospen.

Ihre Hand krampft sich um die weißen Blättchen und zermalmt sie, das Johannisfeuer steigt plötzlich, von rasendem Sturm erfaßt, himmelhoch auf und wogt und wallt

wie wirbelnde Brandung vor ihren Augen, sie fühlt einen Schmerz, als habe eine eisige Hand ihr Herz gepackt.

Mit jäher Bewegung schleudert sie die Blätter der Johannisblume in die Glut, ihre Gestalt wächst empor und ihr Auge blitzt wie vor langen Jahren, da sie hier an derselben Stelle stand.

„Sie werden nie wieder diesen Talismann mit sich führen, noch jemals an einem Johannisfeuer vor mich hintreten, mich an seinen lächerlichen Spruch zu erinnern! Wozu diese Komödie, die unser beider unwürdig ist! Unsere Freundschaft ist eine Glasur über tiefe Narben, welche die Glut eines Sonnenwendbrandes nicht aushält und jämmerlich in Stücke springt! Wozu das Ungleiche in äußerliche Formen zwingen! So verschieden wie Wasser und Feuer stehen wir beide uns gegenüber, und wie diese sich abstoßen und bekämpfen, so werden auch wir unser Leben lang den Kampf weiter führen, den wir als Kinder begonnen!“

„Johanna — höre mich an!“

Sie wirft die wilden Locken leidenschaftlich in den Nacken.

„Ja ich werde Sie anhören, Harald, aber nicht eher, als bis auch Wasser und Glut Freundschaft geschlossen haben, bis das Johannisfeuer aus den Wellen emporsteigt und mir durch ein Wunder beweist, daß auch die schroffsten Gegensätze sich harmonisch verschmelzen, dann will ich Sie hören, Harald, doch nie und nimmermehr zuvor!“

Und wie ehemals das Teufelchen in wilder Hast den Berg hernieder stürmte, so wehte auch heute ein weißes Gewand wie silberne Sturmesschwingen zu Thal. Am Johannisfeuer aber stand der junge Marineofizier, blickte starr in die Flammen und lächelte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Leises Grunzen tönte unter dem Fliegenpilz hervor. Gnömchen hatte beide Hände vor das Gesicht gepreßt, aber so, daß er bequem durch die gespreizten Finger blinzeln konnte, trampelte mit den roten Zipfelschuhen etwas einwärts auf das weiche Moos und stieß einen schluchzenden Laut aus, daß man nicht recht wußte ob er lache oder weine.

„Aber Heinzelmann, bist du denn rein von Sinnen, was hast du vor?" rief Johannisblume ärgerlich, und all' die Elfchen, welche mit großen, angstvollen Augen zu der Erzählerin aufgelauscht hatten, fuhren erschrocken herum und starrten den fatalen kleinen Gesell an.

Gnömchen prustete und hustete laut auf, sein ganzes Gesicht sah dunkelrot aus. „O du liebe Zeit", stammelte er, „so eine rührende Geschichte ist doch gar zu spaßhaft! Da hat der Monsieur gleich zweien auf einmal den Hof gemacht und nun geht die Sache schief, und er guckt in den Mond und denkt: „Ach Du lieber Augustin alles ist futsch!"

„Abscheuliches Lied; das hat er neulich von ein paar Stadtkindern, die sich hier herumbalgten, aufgeschnappt!"

„Und außerdem lügt er!" rief das brave Gänseblümchen entrüstet. „Er hat sich von dem Grashupfer heim-



lich Wein zustecken lassen, und weil er so gierig und schnell getrunken, hat er sich verschluckt, darum hustete er."

Gnömchen warf sich vor Lachen auf den Rücken und streckte höchst despektierlich beide Beine in die Luft, die Elfchen aber waren sehr alteriert und schalten ihn einen Spitzbub und Schlingel um den andern. Madame Fetthenne trat sogar vor ihn hin und appellierte an sein Ehrgefühl. „Gestehe es ein, Heinzelmann, hast du getrunken oder gelacht?"

„Beides, aber gelacht am meisten!" krähte der Kleine, hockte sich wieder auf und glotzte die würdige Dame impertinent an.

„Aha! Und worüber gelacht? Über die vortreffliche hochinteressante Geschichte etwa?"

„Nee, die verstehe ich ebenso wenig wie ihr . . . hab auch nicht sonderlich aufgepaßt . . . aber euch habe ich angesehen . . . und je rührender es wurde und je mehr Bräute sich der Marineonkel kalt stellte . . . hahaha — ich fall um vor Lachen!"

„Er hat einen Schwipps", begütigte der Rittersporn voll verständnisinniger Nachsicht. Base Klatschmohn aber trat mit zornrotem Antlitz neben Madame Fetthenne und stemmte die Arme in die Seite. „Nun? Nur weiter, Herr — über uns haben Sie gelacht?"

Gnömchen nickte so heftig mit dem Kopf, daß ihm die Klunker seiner Zipfelkappe um die Ohren schlug. „Na, versteht sich — ach, Kinder, Ihr macht euch ja gar keinen Begriff davon, wie dumm ihr ausseht, wenn ihr schwär-

merische Gesichter macht!“ Er sah die tumultuarische Wirkung seiner Worte voraus, denn er zog sehr flink die Beinchen empor und flüchtete sich behende auf das Dach des Fliegenpilzes.

Die Campanula tönte durch den Lärm und Johannisblume ermahnte die Teilnehmer des Festes, den kleinen boshaften Schwätzer mit Verachtung zu strafen. Tiefe Stille. Die Kolonne, welche bereits höchst beleidigt gegen den Giftpilz anrückte, zerstreute sich lautlos, und Heinzelmann bemerkte im nächsten Moment, daß er nur noch die Aussicht auf die ihm zugekehrten Rücken genoß. Außerdem stellten sich zwei Gendarmen, mürrisch bärtige Hummeln, mit gezogenem Stachelsäbel in seiner Nähe auf.

Da kroch er heimlich auf allen Vieren davon, dahin, wo der Heuhupfer und Bockkäfer bereits trunkenselig auf einem Bein herumtanzten.

Es kostete Mühe, das Holunderelfchen zu bestimmen, in der unterbrochenen Erzählung fortzufahren. Schließlich gab es nach. — „Viel wird es nicht mehr sein, die Schläferin wird bereits unruhig und der Traum verwirrt sich, — jetzt tritt wieder ein Bild hervor, — ruhig, klar und deutlich, — schnell hört an, es zeigt mir den Strand von Zoppot!“

Still und wogenlos liegt die See, wie ein Spiegel. Das letzte Abendrot ist am Himmel erloschen, drüben in Neufahrwasser blitzen die ersten Lichter auf, wie zarte Nebelschleier weht es über die See. Zwei Kriegsschiffe liegen vor Anker: schlank und zierlich steigen die Masten

empor, und wie die ersten Mondstrahlen auf den Vordersteven fallen, glänzt ein hohes Gallionbild von Bronze, eine Admiralsgestalt mit fürstlich edlem Haupt und erhobener Hand, gleichsam als wolle sie Sturm und Flut noch jetzt mit eisernem Willen brechen . . .

Musikklänge erbrausen vor dem Kurhaus und ziehen wie ein Echo, abgerissen und allmählich verklingend, über den Seesteg. Auf und nieder wogt der elegante Korso der Badegesellschaft, lautes, lachendes und übermütiges Leben, während die blaugraue Flut unter dem Schatten der Nacht sich tiefer färbt und müde gegen das Gebälk spült. —

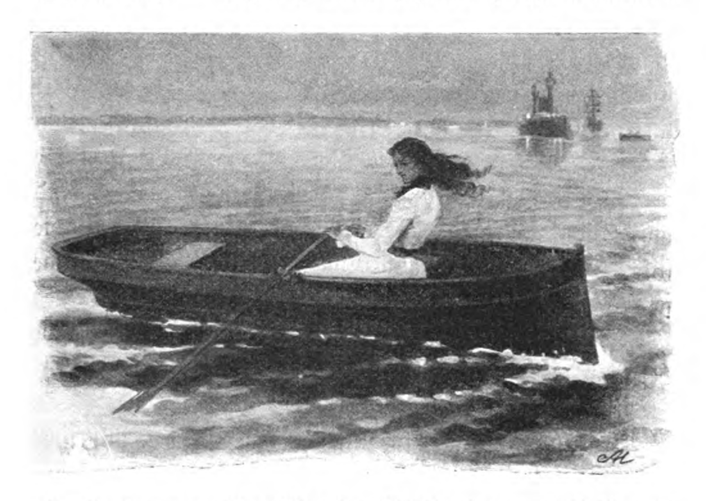
Johannisnacht! —

Am Ufer jauchzen Kinder um die Pechtonnen, welche auf hoher Stange am Strand entlang aufgepflanzt sind, um bei anbrechender Dunkelheit entzündet zu werden. Bald ist's soweit, jenseits auf dem Adlerhorstfelsen leuchtet es bereits in heller Glut empor. —

Eine junge Dame eilt hastig den kleinen Weg entlang und verhandelt mit dem Fischer, welcher seinen Kahn anlegen will. Sie kennt ihn bereits und winkt ihm freundlich zu, ein paar kurze Worte hin und her und sie steigt ein, um sich hinaustreiben zu lassen über den leise zitternden Wasserspiegel.

Nicht zum erstenmal wagt sie sich allein auf die stille See, der Fischer weiß, daß sie das Rudern trefflich versteht, daß sie stets nur dicht am Ufer entlang auf und niedergefahren, er sieht ihr lächelnd nach, wie sie mit kräftiger Hand die Ruder führt. —

Ein kurzes Stück läßt sie den Kahn nahe am Strand durch die Wellen schneiden, dann steuert sie plötzlich tiefer hinein in die See. Mit ungeduldiger, fast nervöser Hast reißt sie den Hut vom Kopf, dunkellockig quillt das volle Haar um die Stirn und weht in glänzender Pracht über den Nacken, — tief auf atmet sie, und preßt momentan



die Hand gegen die glühende Schläfe, dann muß sie mit voller Kraft die Ruder führen. Der Wind ist ungünstig und macht ihr die Arbeit schwer, wie mit eigensinniger Gewalt treibt er das kleine Fahrzeug gegen die Kriegsschiffe hin.

Ein herbes Lächeln zuckt um die Lippen Johannas. — Immerhin! Er, den sie flieht, ist ihr im Rücken, ist vor ihren Augen die Treppe des Steges empor gestürmt,

dem Onkel und Margarethe mit glückstrahlendem Auge die Hand zu schütteln ... Hat er vielleicht auch gefragt, wo das Teufelchen steckt? ... Bah ... gesehen hat er sie nicht, sie ist davon gehuscht und hat sich hier hinaus geflüchtet, vor ihm und vor dem Johannisfeuer! —

Gerade heute kommt er. Hat sich drei Tage lang des vielen Dienstes halber entschuldigt, und nun, da die Feuer brennen werden ... Nein! Sie kann ihm nicht angesichts solcher Flammen entgegentreten! — Ihr Herz zittert in namenlosem Weh. — Zwei lange Jahre hat sie im Gebet für ihn die Hände gerungen, hat die bleiche Blüte der Erinnerung mit tausend bittern Thränen genetzt, und nun kommt er endlich zurück und sie flieht vor ihm in die stille einsame Nacht hinaus, damit keines Menschen Auge sehen soll, wie tief ihr diese Stunde in das Mark des Lebens schneidet. Dunkel ist es geworden, vom Strande her hallt es wie lauter Jubel.

Das Johannisfeuer brennt!

Kraftlos ruhen ihre Hände an den Rudern, willenlos läßt sie sich treiben, rückwärts zum Lande steuert der Kahn; sie merkt es nicht. Ihre Wimpern liegen tief über den Augen, als schlafe sie.

Schüsse knattern. Unwillkürlich schrickt sie empor und schaut in die rote, qualmende Feuersglut, welche am Strande emporloht wie sehnsuchtsvolles Grüßen, welches sie zurückwinkt.

Aufschluchzend sinkt ihr Haupt auf die Brust, um sich dann jäh wieder zu heben in leidenschaftlichem Ungestüm.

Ihr Blick irrt zum Nachthimmel empor, an welchem die ersten matten Sterne glänzen, ihre Lippen zucken und die Hände krampfen sich um die Ruder.

„Warum hilfst du mir nicht, du, der doch Wunder thun kann und es weiß, wie lieb ich ihn habe!“ klingt es voll verzweifelnden Trotzes empor.

Lauter, stürmischer Zuruf, helles Jauchzen am Strand — und in ihrer Nähe Stimmen.

Träumt sie? Ist es ein Fieberbild, was sie erblickt?

Dicht vor ihr steigt es zischend und brodelnd aus der See empor, Flammen, himmelhoch lodernde Feuerflammen, welche sich in grellem Reflex im Wasser spiegeln, aufwachsend aus ihm wie ein stummes, triumphierendes Bekenntnis. „Selbst Wasser und Feuer können Frieden schließen, wie vielmehr zwei Menschenherzen, die sich in der Liebe, der gewaltigen Versöhnerin gefunden!“ — —

Da ist es, als ob Vinetas Glocken aus der Tiefe emporklingen, als ob die Feuer auf den Bergen „Amen — Amen!“ — winken.

Und Ruderschlag klingt näher, — das Boot, aus welchem man die Teertone auf dem Wasser entzündet hat, kommt pfeilschnell ihrem Kahn entgegen: „Johanna!“

So giebt's nur eine Stimme auf der Welt. Die Riemen schlagen in das Wasser, hochaufgerichtet steht die schlanke Mädchengestalt und breitet in wortloser Seligkeit die Arme aus. — — — — — — — — — — — — — —

Langsam treibt das Boot an Land zurück. Wie zwei Flammen im Sturmwind zu einer einzigen zusammen-

schlagen so schmiegt sich der dunkle Lockenkopf an Haralds Schulter.

Auf den Schiffsplanken wurzelt ein köstlich Kraut, die „Männertreu" geheißen, das weiß sie jetzt. Sie weiß auch, daß der blonde Mann an ihrer Seite sie über alles liebt, heiß und geläutert wie die goldene Flamme, die sich vor ihnen auf dem Meere wiegt.

Und Margarethe? Teufelchen versteckt das heiße Antlitz an Haralds Brust, wie konnte sie auch ahnen, daß er nur der Bote war, Bild und Rose einem andern zu bringen, dem überseligen Kameraden, welcher dort am Strande, an der Seite des geliebten Mädchens auf ihre Rückkehr harrt? Ach wie viel falsch gedeutetes Sehnen nach Schiff und Meeresflut wird Johanna plötzlich klar!

„Und die weiße Blume und ihr Orakel, Teufelchen?" Er küßt sie lächelnd auf die Augen, wie lauter Schalk zuckt es um seine Lippen.

Da lacht sie hell auf, unter Thränen: „Ich bin eifersüchtig? Ja, Harald, eifersüchtig zum Sterben! Ich habe dich gehaßt, weil ich dich liebte! dir haben die Flammen des Johannisfeuers nur einmal Wunden gebraunt, mir aber haben sie Leib und Seele verzehrt in namenlosem, qualvoll süßem Sehnen! Zur Sonnenwende haben unsere Herzen auf dem Altar gelegen, als heiliges Opfergold, aus welchem das Schicksal erst die Schlacken geläutert!"

Holunderelfchen brach kurz ab.

Laute harte Schritte auf dem Moos.

„Johanna! Teufelchen!" hallt es jubelnd durch den Wald.

Die Blumenelfchen schwirren entsetzt davon und bergen sich in schützendes Laub, es huscht und flüchtet aller Ecken, nur Gnömchen sitzt weinselig unter seinem roten Pilz und blinzelt dem Nahenden verschmitzt entgegen.

Ein Marineoffizier kommt. Die junge Frau richtet sich hastig empor und schaut sich in dem dunklen Walde um.

„Harald!“ ruft sie angstvoll verwirrt und flüchtet sich an seine Brust. „Mein Gott — habe ich denn geschlafen?“

„Wie es scheint recht gründlich den festesten Schlaf des Gerechten!“ lachte er. „Kleiner Leichtsinn! Wer wird sich auch unter Holunderzweigen niederlegen, denk an das Käthchen von Heilbronn!“

Sie streicht tiefatmend die Haare aus der heißen Stirn: „Wundersam, man spricht immer von Aberglauben und neckt die jungen Mädchen, wenn sie sich in der Johannisnacht solch einen weißblühenden Holunderzweig über das Kopfkissen hängen, aber es ist keine Einbildung.“

Er schlingt den seidenen Shawl um ihre Schultern: „Ei der Tausend, Teufelchen, was hast du denn geträumt?“

Voll zärtlichen Ungestüms schmiegt sie sich in seinen Arm. „Die drei gewichtigsten Kapitel aus dem ‚Tagebuch‘ meines Liebeslenzes, du pietätloser Spötter, in welchen das Johannisfeuer zur Sonnenwende meines Lebens geworden!“

„Johannisfeuer!“ er gibt ihr einen frischen, echten Seemannskuß, „gut, daß du mich daran erinnerst, drunten am Strand und auf der See sprühen seine Glutsäulen

dir bereits ihren Gruß zu, komm schnell, ehe sie niederbrennen, ich kenne einen jungen, überglücklichen Ehemann, der für sein Leben gern — ein Teufelchen durch die Flammen trüge!"

Und fort stürmen sie durch die Büsche, durch Wind und Riedgras, lachend, übermütig wie zwei Kinder.

Die Stimmen verhallen, tiefe feierliche Ruhe. Die Blätter flüstern und der Holunder streut silbernen Blütenregen; vom Strand her rauscht die See wie ein Schlummerlied. Mondstrahlen brechen durch die Baumkronen und Glühkäferchen gießen frisches Öl auf ihre Lämpchen . . . überall die zauberischen Leuchten der Johannisnacht, Jubel und Glückseligkeit!





Die Ordre des Grafen von Guise.

Eine Erinnerung an die Tage von Leipzig.

I.

Der Himmel hatte sich schaudernd verhüllt, um die Greuel nicht mit anzusehen, unter welchen die Erde drunten erzitterte.

Ströme dampfenden Blutes schrieen zu ihm empor, brechende Augen flehten ihn an, Angstgeschrei und das Wimmern namenloser Qualen drangen zu ihm hinauf, und dazwischen gellten die Sturmglocken, dröhnten die Donner der Kanonen, knatterte, klirrte, rasselte und tobte es, wenn die Furie des Krieges stets neue Massen daherbrausen ließ, die zuckenden Glieder der Verwundeten und Sterbenden, die getürmten Leichen in den schlammigen Boden zu stampfen.

Der Mann mit dem dreieckigen Hut auf dem Haupt, welcher mit untergeschlagenen Armen und finster dräuendem

Blick neben Murat auf den Dämmen der alten Teiche bei Meusdorf auf und niederschritt, war es, welcher einst Rechenschaft über die vielen Tausende ablegen sollte, die seine Ruhmesgier, sein unersättliches Verlangen, seine wahnwitzige Selbstvergötterung, auf dem Schlachtfelde von Leipzig dahingeschlachtet.

Der Sturm heulte über die Ebene und zerrte den grauen Mantel des Imperators, gleichwie die Krone der zu hoch gewachsenen Pappel neben ihm, deren Zeit gekommen, da sie zurück in den Staub geschmettert werden sollte, aus welchem sie aufgewachsen.

Auch die Sonne, welche lange Zeit geduldig die Ungerechten bescheint, verhüllt endlich ihr Angesicht und überläßt es den vernichtenden Wettern, Rache zu üben und zu vergelten.

Der kleine, große Kaiser bleibt hochatmend stehen und hebt das Glas an die Augen, die Umgegend sorgsam zu durchspähen. Sein Antlitz zuckt unter der Aufregung, welche sich mehr und mehr des Mannes bemächtigt, welcher mit frivoler Hand ganz Europa die Gesetze geschrieben, und nun auf einsamer, sturmumtobter Höhe voll zitternder Erregung eines Federzuges harrt, durch welchen ein anderer, jüngst noch so spöttisch und übermütig Belächelter sein Schicksal bestimmen soll.

Murat neben ihm ist verstummt.

Er hat umsonst versucht, den großen Feldherrn durch lebhafte Erzählungen von ungeheuren Verlusten, welche die Verbündeten erlitten, zu erheitern.

Napoleon glaubt es nicht mehr, sah er doch mit zusammengebissenen Zähnen, wie die Reiterei des Herzogs von Padua von Pfaffendorf her in wilder Flucht und größter Unordnung teils nach Schönefeld, teils nach Leipzig zurückfloh. Husaren und Kosaken verfolgten sie — so war auch Eutritzsch in russischen Händen.

Und immer, immer noch keine Nachricht von seinem Schwiegervater. — Schwiegervater!

Lächerlich, daß ein Mann wie Napoleon sich plötzlich der verwandtschaftlichen Beziehungen mit Kaiser Franz so lebhaft entsann und sogar an dieselben appellierte. Er war ihm niemals ein besonders zärtlicher Schwiegersohn gewesen und hatte es selber mit ironischem Lächeln betont, daß Politik und Verwandtschaft durch eine himmelweite Kluft getrennt, ja daß erstere gleich einem Moloch sei, welcher selbst die eigenen Kinder als Opfer verschlingen würde.

Sollte Kaiser Franz von ihm gelernt und diese Ansicht gar zu seiner eigenen gemacht haben?

Nimmermehr! Der Übermut und die Verblendung eines Napoleon mußten erst den Beweis dafür in Händen halten, ehe sie solch Undenkbares glaubten.

General Merveldt mußte schon längst bei Kaiser Franz angelangt — ja er mußte eigentlich schon längst wieder mit der Antwort zu ihm zurückgekehrt sein. — Wo bleibt er?

Napoleon war ihm besonders freundlich begegnet, und ebenso, wie er sich ehemals mit dem österreichischen Unterhändler wegen des Waffenstillstandes von Leoben ver-

ständigt hatte, ebenso mußte sich Kaiser Franz diesmal von ihm verständigen lassen, da Napoleon nun bei ihm um einen Waffenstillstand bat.

Sollten die Verbündeten in der That so klug sein, sich ihre schwer erkämpften Vorteile durch solch erheuchelte Friedensliebe nicht aus der Hand winden zu lassen? — Sie dachten vielleicht an Austerlitz und Tilsit. — Oder deuchten ihnen die Zusagen, welche er als Preis des Waffenstillstandes wegen Hannover, den Hansestädten und Polen gemacht, zu allgemein?

Immer größer wird die Ungeduld und Aufregung des Imperators. Das Glas, welches er an die Augen hebt, erzittert. — Nichts, nichts Erfreuliches und Ersehntes spiegelt sich darin, nur die wüsten Feuerbrände der Dörfer, die entsetzliche grauenvolle Zerstörung ringsum. Er hat einen eigenhändigen Brief an den „lieben Schwiegerpapa“ geschrieben, einen Brief, welchen Merveldt zu besorgen hatte, und welcher trotz aller verwandtschaftlichen Vertraulichkeit immerhin so vorsichtig und politisch abgefaßt war, daß er vor sämtlichen Alliierten verlesen werden konnte.

War das wirksam genug? Der Kaiser Franz befand sich zur Zeit in Rötha, die anderen Fürsten in seiner nächsten Nähe — die Antwort mußte bereits zurück sein, wenn Merveldt das gewünschte Resultat erzielt. — Aber es kam keine Antwort, weder durch den Österreicher noch — durch den Grafen Guise.

Warum blieb auch Graf Guise so unerklärlich lange aus?

Als Napoleon in der Nacht, da Merveldt mit seinem

Brief davongesprengt war, allein und finster sinnend in seinem Zelte saß, welches bei der Ziegelscheune aufgeschlagen und von dem großen Wachtfeuer beleuchtet ward, kam ihm jählings der Gedanke, ob dieser offizielle Brief wohl das rechte Mittel sei, auf den Sinn des Kaisers zu wirken?

Wer kannte dessen tiefinnerste Herzenswünsche besser wie Napoleon, und welche Hand war so mächtig wie die des kleinen Korsen, sie, wenn auch ungern — zu erfüllen? Den 4. Dezember von 1805 konnte Kaiser Franz nicht vergessen, er krankte an seinem verlorenen Einfluß auf Italien und Deutschland. — Er sollte ihn wieder gewinnen — wenn heute, in dieser Stunde der Vernichtung, eine Hand die andere wusch. Ein Waffenstillstand allein konnte Napoleon vor vollständiger Niederlage retten; setzte Kaiser Franz denselben in seinem eigenen Interesse durch, wollte er es ihm alsdann auch seinerseits großmütig vergelten.

Sein kaltes, unbewegliches Bronzegesicht erglänzte zum erstenmal unter feucht perlendem Schweiß, den ihm die zitternde Angst um seine Existenz, um die Gloire der großen Nation auspreßte. Kurz entschlossen griff er zu Feder und Papier und schrieb bei dem Schein der Kerze, deren Flamme der Sturm jeden Augenblick zu löschen drohte, einen Brief an seinen Schwiegervater, welcher für ihn wohl die sauerste Arbeit der Leipziger Tage war.

Sekret — ganz sekret. Kein anderes Auge durfte diese Zeilen lesen, als wie nur der, an welchen sie gerichtet waren.

Als Napoleon geendet, sprang er jach empor und schritt unruhig in dem beschränkten Zeltraum auf und nieder.

Der Regen klatschte auf die triefende Leinwand, und das Feuer draußen zischte und qualmte im Verlöschen.

Kein Stern am Himmel! — Ist Napoleons Hand in dieser Stunde zu schwach gewesen, selber einen neuen Glücksstern über sich aufzurichten, droht ihn die Nacht zu verschlingen, welche alle Siegesfackeln vergangener Tage nicht wieder erhellen können?

Noch einmal wägt sein kühler Verstand alle Vorteile und Nachteile ab, welche dieser geheime Brief ihm bringen kann, und da die Vorteile größer sind, wie sie es stets sein müssen, wenn ein Napoleon großmütig sein will, rührt er kurz entschlossen die kleine silberne Klingel, welche auf dem Tisch neben dem Schreibzeug steht.

Sein persönlicher Adjutant steht vor ihm.

„Den Kapitän à cheval Graf Guise!" herrscht ihn der Korse an, ohne den finstern Blick zu heben, und wenige Augenblicke später verneigt sich der junge Reiteroffizier vor seinem Kaiser.

Napoleon bleibt vor ihm stehen, sein Adlerblick flammt sekundenlang wie in scharfer Prüfung zu dem blassen, geistvollen Gesicht des Kapitäns aus dem Reiterkorps von Sebastiani auf.

„Sie sind mir als besonders zuverlässig empfohlen, Graf", stößt er kurz hervor, „darum möchte ich Ihnen eine Mission anvertrauen, welche ebenso viel Bravour wie Verschwiegenheit und Aufopferung verlangt!"

Das Antlitz des Genannten färbt sich in stolzer und dennoch bescheidener Freude rot.

„Sire", antwortet er stramm, „möge Gott mir helfen, dieses ehrende Vertrauen zu rechtfertigen!"

Eine Minute tiefes Schweigen; die Blicke der beiden Männer senken sich tief in einander. Dann wendet sich Napoleon, schaut hinaus durch die Zeltthür, sich zu überzeugen, daß sie unbelauscht sind, und tritt dann dicht neben den jungen Offizier. Graf Guise muß sein Haupt herab neigen, um den Worten zu lauschen, welche der kleine Parvenu im Purpur ihm hastig, zischend beinahe, in das Ohr flüstert.

Die Zukunft Frankreichs, die Ehre der ganzen Nation in seiner Hand! — Wie ein Schwindel braust es durch das Haupt des jungen Kapitäns. Seine Brust hebt sich unter einem Atemzug unbeschreiblicher, beseligender Genugthuung.

„Ich schwöre Eurer Majestät, mir meines Auftrags in seiner ganzen, furchtbaren Bedeutung bewußt zu sein!" sagt er mit bebenden Lippen.

Der Kaiser wendet sich zu dem Tisch, auf welchem ein Degen liegt. Er ist schlicht und einfach, nur eine kleine Kaiserkrone ziert als kaum bemerkbarer Schmuck den sehr derben, festen Griff.

Abermals flüstert er ein paar hastige Worte — ein kurz erklärender Handgriff — und er reicht dem Reiteroffizier die Waffe.

Mit stolz flammendem Auge nimmt sie Guise in Empfang und legt sie sogleich vor den Augen seines Monarchen an.

„Lecoq begleitet Euch. Er wird die Uniform eines Majors tragen, die Aufmerksamkeit des Feindes bei einem eventuellen Zusammenstoß mehr auf sich wie auf Euch zu lenken. Und somit Gott befohlen, mein wackrer Kapitän — Sie tragen die Größe und den Ruhm von Frankreich — tragen Sie dieselbe mit Ehren an ihr Ziel!"

Wenige Minuten — ein hastig Herundhin — und dann klingt Hufschlag durch die stille Nacht, zwei Reiter sprengen voll wilder Hast einem unbestimmten Schicksal entgegen. Gehen sie unter in den Wogen des Verderbens, welches als grauenvolles Gespenst die Dunkelheit durchstreift, so sinkt mit ihnen die stolze Siegespalme des großen Kaisers in den Staub.

Lange steht Napolon und starrt schweigend in die Nacht hinaus — das Jammergeschrei der Verwundeten schrillt durch die Stille, Feuergarben lohen zum Himmel, wenn Häuser und Scheunen in den brennenden Dörfern über ihren unglücklichen Opfern zusammenbrechen.

Eine in einen Mantel gehüllte Gestalt stand in einiger Entfernung und blickte gleichfalls schweigend in die Nacht hinaus.

Napoleon erkannte den sächsischen General Brause, welchen er wegen der Neuzusammenstellung seiner Division zu sich beschieden. Er trat neben ihn.

„Was überlegen Sie, General?" fragte er kurz.

Brause wandte ihm sein ernstes, erregtes Gesicht zu:

„Ich überlege, Sire, wie man dem Elend auf den Schlachtfeldern zu Hilfe kommen könnte, die Angst- und

Schmerzensschreie der Blessierten gellen bis hierher. Man könnte ihnen vielleicht so weit es angeht —“

Napoleon zuckte ungeduldig die Achseln und wandte sich brüsk ab.

„Wir haben mehr zu thun!“

„Es sind auch die Unsern, Sire, welche dort verbluten und verschmachten.“



Da zeigte ihm der Korse sein starres, erbarmungsloses Gesicht.

„C'est la guerre!“ erwiderte er kalt und zog sich in sein Zelt zurück, sich zu kurzem Schlafe nieder zu legen.

Brause aber stand regungslos und preßte die zitternde Hand auf das Herz. Ihm war es, als blute dieses Herz weher als all jene Todeswunden auf dem Schlachtfelde drunten, als müsse es verbluten an dem bittern

Schmerz, für diesen ehr- und gewissenlosen Tyrannen, für den schmählichen Unterdrücker seines Vaterlandes, für den Henker und Schlächter seiner Brüder die Waffe in der Faust zu halten! Da schäumte es wild über in der Brust des Generals, und die Feuersäulen, welche die Dörfer seines Heimatlandes in Asche legten, brannten ihm so grell und furchtbar in die Augen, daß sie auch in seiner Brust eine Flamme entzündeten, die große, heilige Flamme gerechten Zornes und einer Empörung, welche die Ketten der Knechtschaft zerbrechen und den Unterdrücker zu Boden schlagen will!

Brause stand an der Spitze seiner sächsischen Brüder, an der Spitze von Männern, welche nur die Gewalt gezwungen, für Napoleon zu kämpfen, welche, im Herzen treu und deutsch gesonnen, voll bittern Ingrimms solche Schmach ertrugen. Schürte es schon ihren Groll, mit ansehen zu müssen, wie übermütig und verächtlich der Korse und seine Marschälle das Sachsenhäuflein behandelten, wie viel Roheit, Willkür und Gemeinheit ihren Landsleuten widerfuhr, wie Sachsen durch diesen eigenen Alliierten verwüstet und ausgeplündert wurde, so lief das Maß vollends über durch den schmählichen Schimpf, welchen Ney den wackern Soldaten angethan, indem er den Sachsen die Schuld an der verlorenen Schlacht von Dennewitz zuschrieb, um durch solchen lügenhaften und verleumderischen Bericht die Ehre der französischen Armee auf Kosten der sächsischen zu retten.

Das nagte unvergessen an den Herzen der braven,

heldenhaften Männer, und auch General Brause gedachte in diesem Augenblick mehr denn je dieser Schmach.

Er ballte die Faust über dem Herzen und starrte voll brennender Sehnsucht hinab in die Ebene, wo fern die preußischen Wachtfeuer brannten, und ein schwaches, windverwehtes Echo Klänge zu ihm herübertrug, welche nicht anders lauten konnten als: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Heiße Thränen brannten in den Augen des alten Mannes. Ja, ein' feste Burg ist unser Gott! — Er, der Lenker der Schlachten, der Richter jeder fluchwürdigen Gewaltthat, wird auch ihn nicht verlassen, wenn er einen Plan zur Ausführung bringt, welcher immer dringender, immer gewaltiger sein Herz bewegt. Darf er es? Darf er? Noch schwankt er zwischen seiner Vaterlandsliebe, der Begeisterung für die deutsche Sache und dem Gehorsam gegen seinen armen, verblendeten König! Diese einsame Nachtstunde aber reift die Entscheidung. Er hatte mit General Ryssel einen eventuellen Übergang zu der Armee der deutschen Verbündeten bereits erwogen, doch hielt sie die unbestimmte Antwort ihres Königs, an welchen sie sich um Erlaubnis gewandt, noch in quälender Ungewißheit.

Auch jetzt noch zogen Zweifel aller Art marternd durch seine Brust, und doch war der Zeitpunkt der Entscheidung da und ein Entschluß dringend geboten. — Darf er es aber? — Darf er?

Napoleon plante eine Hinterlist, irgend einen Buben-

streich, welcher den Alliierten ihre so schwer erkämpften Siege noch im letzten Augenblick streitig machen sollte. Brause hatte beobachtet, daß der Kaiser in ganz besonders heimlicher und wichtiger Angelegenheit zwei junge Reiteroffiziere soeben mit einem Befehl, oder, wie wohl eher anzunehmen, mit einem Handschreiben abgeschickt. — Wohin sonst, als zu Bernadotte, dessen krumme Wege und schleichende Winkelzüge längst verrieten, daß ihn nur die Berechnung auf Seite der Alliierten gestellt, er selber und seine volle Sympathie jedoch zu Napoleon hinneigten, jeden Augenblick bereit, um seinet- und der von ihm gebotenen Vorteile willen, seine Verbündeten schmählich zu hintergehen.

Sollten all jene Todeswunden auf dem Schlachtfelde rings vergeblich bluten? Sollte so manch liebe Heimatstätte seines Vaterlandes vergeblich zum rauchenden Schutthaufen zusammensinken? Nein! Tausendmal nein! Der König soll und muß sich fügen! Komme, was da wolle — deutsch und deutsch! Ein einig Volk von Brüdern wollen sie sein, Brust an Brust, gemeinsam den Räuber ihrer Ehre und ihrer Freiheit zu zermalmen!

Brause wandte sich flammenden Auges zu dem Zelt Napoleons.

„Komm nur großer Cäsar, und fordere morgen Rechenschaft von mir! — Wirst du fragen: ‚Warum brachst du deinen Eid und liefst zum Feinde über?‘ — so werde ich mit deinen selben Worten erwidern: ‚C'est la guerre, Sire!‘“

Der General wandte sich hastig ab und schritt durch Sturm und Regen eilig in die Nacht hinein. Gegen die

Dämme wandte er sich, um seine harrenden Ordonnanzen mit den Pferden zu erreichen.

Still und dunkel, nur die Posten schreiten auf und ab, Säbelklirren, Anrufe werden laut, und der General steigt hastig zu Pferde und trabt, nur von zwei Mann begleitet seiner Brigade entgegen. Immer noch erwägt er, immer noch schwankt er.

Der Mond bricht minutenlang durch das sturmzerfetzte Gewölk, und der Blick des alten Offiziers schweift scharf musternd in die Runde.

Da sieht er, wie eine dunkle Gestalt in hastigem Lauf einhält und sich dicht vor ihm in einen Graben niederwirft.

Was bedeutet das? Verräterei? Blessierte liegen hier nicht, oder sollte sich ein Unglücklicher bis hierher geschleppt haben in der Hoffnung, Leipzig zu erreichen?

Brause packt den Säbel fester und reitet scharf auf die Stelle zu.

„Qui vive? — Wer da?“ ruft er laut in die Stille hinaus.

Keine Antwort.

Abermals leuchtet der Mond, und der General sieht dicht vor sich eine Gestalt zusammengekauert liegen.

„Holla! Bist du blessiert? Antwort — oder es gibt Feuer!“

Da richtet sich der Schatten langsam empor und steht regungslos.

„Freiwilliger von der württembergischen Reiterbrigade Normann!“ klang es halb erstickt zu ihm empor.

Brause beugte sich vor und sah mit durchdringendem Blick in das Gesicht, welches jetzt hell von dem Mond beschienen zu ihm aufschaute. Ein junges, blutjunges Bürschchen. Blonde Locken umkräuseln ein frisches, rundwangiges Gesicht, zwei große, furchtlose Augen blicken zu ihm auf.

„Zum Teufel, junger Mann, deine Brigade liegt weit von hier! — Bist du verwundet oder versprengt?“

„Keines von beiden, Herr General!“

Die schlanke Gestalt richtet sich strammer empor, die Stimme klingt fester und ruhiger wie zuvor. Das Bürschlein scheint sichtlich aufzuatmen, als es den sächsischen Offizier erkennt.

„Nun, zum Teufel, wie kommst du um diese Zeit allein hierher, mein Sohn?“

Da zuckt das junge Haupt mit dem Kindergesicht trotzig in den Nacken.

„Ich bin desertiert, Herr General!“ bekennt er freimütig.

„Pest und Schwefel!“ — Brause blickte nach seinen Ordonnanzen zurück. Diese haben, da sie ihren Offizier ungefährdet gesehen, die respektvolle Entfernung innegehalten. Er neigt sich tiefer zu dem Sprecher. „Desertiert? Bist du des Teufels, Kind? Wie alt bist du?“

„Sechzehn Jahre geworden, Herr General.“

„Dein Name?“

„Wilhelm von Knobelsdorff.“

„Potz Wetter . . . ein Knobelsdorff . . .“ Brause



streicht jählings mit der Hand über seinen Bart. „Wie kommst du, der Sohn einer der treuesten preußischen Familien, zu der württembergischen Brigade?“

„Ich . . . ich . . .“

„Wahrheit! Heraus mit der Wahrheit!“ grollt der General nicht allzu barsch.

Ich bin der Mutter fortgelaufen“, gesteht der junge Mensch mit tief geneigtem Haupt; „und das erste Regiment, welches ich antraf und welches mich aufnahm, war das Normannsche.“

„So, so; du wolltest für Napoleon kämpfen?“

„Nein, Herr General.“

„Du liefst ja aber doch unter seine Soldaten?“

„Mein Regiment sprach ja deutsch — da glaubte ich doch nicht, daß es zu den Franzosen gehöre! Erst, als es zu spät war, lernte ich das Unfaßliche, Empörende verstehen, daß Deutsche im Dienste des Korsen gegen ihre Brüder kämpfen!“

Eine dunkle Blutwelle stieg in das Antlitz des Generals, seine Hand bebte am Säbel.

„Kind!“ stieß er gepreßt hervor, glaubst du, daß diese Deutschen gefragt wurden, als der Wille ihrer geknechteten, unglücklichen Fürsten sie dem Unterdrücker unseres Vaterlandes ausliefern mußte? — Bist du unserer Zeit so fremd geblieben, daß du nicht weißt, wie schwer die eherne Hand des Despoten wiegt — so schwer, daß sie selbst die glühendste Rache gegen ihn, die wildeste Verzweiflung ohnmächtig in den Staub drückt?“

„Ich wußte es nicht, Herr General bis zu der Stunde, welche mich zu dem Regiment führte.“

„Wo wohnt deine Mutter?“

„Auf ihrem Landgut in der Neumark.“

„Ist dein Vater tot?“

„Gott verhüte es! Er kämpft drüben in dem Regiment Hiller und ... und ... als mir ein Blessierter gestern erzählte, daß er ihn dort gesehen — daß er gar nicht weit von hier im Lager liegt — da hielt es mich nicht mehr, da mußte ich zu ihm, an seiner Seite für unser Vaterland einzutreten!“

Brause blickte einen Augenblick stumm in dieses junge, von Begeisterung flammende Knabengesicht.

„Weißt du auch, mein braver Junge, welch einer Gefahr du dich aussetztest, als du desertiertest?“

Wilhelm von Knobelsdorff hob ernst das Haupt.

„Wäret Ihr ein Franzose gewesen, Herr General, läge ich wohl füsiliert hier im Graben.“

„Du sagst es. Weißt du aber nicht, daß auch ich im Dienste der französischen Armee stehe?“

Da ging ein treuherziges Lächeln um die Lippen des Gefragten.

„Thut Ihr es, Herr General, so gehört Ihr wohl auch zu denen, die man nicht um ihren Willen fragte!“

Da reichte Brause jählings die Hand dar und drückte sie lebhaft als stumme Antwort.

„Dessen sollst du dich bald überzeugen, mein Sohn; glaubst du, daß ich mich von einem Knaben beschämen

lassen will? Also zum Blücherschen Korps willst du. Gott gebe, daß du es ungefährdet erreichst."

Und Brause blickte einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Sollte er dieses frische junge Blut den zahllosen Gefahren einer solchen Desertion aussetzen? Sollte er ihn nicht besser mit sich nehmen, morgen am hellen Tage seine Wünsche zu erfüllen und ihn in die Arme des Vaters und Vaterlandes zurückführen? Was vor einer Viertelstunde immer noch als unentschiedener Kampf in seinem Innern getobt, das hatten die Worte dieses jungen Burschen zum unerschütterlichen Entschluß gebracht. Wie kann ein Deutscher gegen deutsche Brüder kämpfen!

Das traf. — Das sprach klar und ruhig aus, was seit der ersten Stunde des Krieges die Herzen der sächsischen Armee bewegt, und was dennoch nicht aus dem Gedanken zu besserer That reifen durfte, weil der Befehl des geknechteten Fürsten Faust und Zunge gefesselt.

Nun war's entschieden. Die Pflichten gegen das Vaterland gingen über alles. Der König verlangte treue Pflichterfüllung von seinen Truppen, konnte diese besser bewiesen werden als durch die Befreiung seines unterjochten Landes? Den Feind des Königs vertreiben, hieß den König retten. — Wie kann ein Deutscher gegen deutsche Brüder kämpfen? — Fluch und Schande über den Tyrannen, der es erzwungen! — Die Stunde der Vergeltung ist gekommen — die Sonne des kommenden Tages soll es sehen, wie Deutschland aufs neue ein einig Volk von Brüdern ist! Er selber, Brause, will den ersten Schritt thun — die anderen werden

seinem Beispiel folgen, so Gott der Herr es will. Nun schwankt er nicht mehr.

Soll er den Knaben so lange bei seiner Truppe halten?

Ein Blick in das treuherzig offene Kindergesicht, welches die großen Augen wie in bangem Forschen zu ihm hebt, läßt ihn anders bestimmen. Es liegt noch viel zwischen dieser einsamen Nachtstunde und der Stunde der Entscheidung.

„Viel Kugeln verfliegen in Lüften frei —
Fängt sich eine im Herzen, ist alles vorbei!“

Wilhelm von Knobelsdorff aber darf nicht in den Reihen des französischen Heeres sterben, es wäre ein Schimpf für diesen Namen, welcher unter Preußens besten klingt.

Kurz entschlossen wendet sich der General zu den beiden Ordonnanzen zurück.

„Sie kennen den Weg ins Biwack, Krummbeck?“

„Befehl, Herr General.“

„In einer Viertelstunde sind Sie bei den Unsern. Steigen Sie ab und geben Sie das Pferd diesem jungen Freiwilligen; ich habe Verwendung für ihn.“

„Befehl, Herr General.“ Die Ordonnanz springt zur Erde.

„So, nun steig auf, mein Sohn.“

Knobelsdorffs Augen blitzen, er hat das Gefühl, als müsse er sich in überströmender Dankbarkeit an die Brust des alten Mannes werfen, ihn wie einen Vater zu um-

fangen. — Aber er beherrscht sich und schwingt sich in den Sattel.

„So; und nun vorwärts; — du bleibst an meiner Seite, Kleiner.“

Durch die stürmische Nacht geht es wie auf Sturmesflügeln dahin. — Wohin? — Für sein Leben gern möchte es Wilhelm fragen. Soviel er beobachtet, richtet sich der Weg Brauses nach der Vorpostenkette. Kein Zweifel, er will ihn persönlich durch die Wachen hindurch geleiten.

Der General hat geschwiegen — jetzt plötzlich, als er sein aufschnaufendes Roß vor einem Knäuel von Leichen, aus welchem noch ein mattes Röcheln herausschallt, zurückreißt, sagte er leise: „Wie wird deine arme Mutter um Dich weinen!“

Wilhelm beißt die Zähne zusammen und schüttelt heftig das Haupt.

„Meine Mutter ist eine Knobelsdorffin — sie weiß, was sie dem Vaterland schuldet. — Um Preußens Schmach weint sie, und hätte ich ihre Thränen nicht gesehen und ihre Gebete für Deutschlands Befreiung nicht gehört, stünde ich jetzt nicht hier.“

Wieder eine Pause.

„Der Mutter Willen wird der Söhne That!“ nickte der alte Soldat mit aufleuchtendem Blick. „Deutschland wird nicht verloren sein, so lange edle Frauen um seine Knechtschaft weinen!“

Dann hob er die Hand und wies nach einem seitwärts

liegenden Dorf, über welchem eine rotqualmende Dunstmasse lagerte.



„Holzhausen; — bis hierher erstrecken sich Macdonalds Vorposten. Siehst du da drüben die kleinen Wachtfeuer brennen? Dort lagert die Kolonne Bennigsen. Dorthin mußt du dich vorläufig wenden. Das Korps Blücher von hier aus zu erreichen, ist eine Unmöglichkeit, aber du kannst dich dem General Zieten bringen lassen und ihm deine Wünsche vortragen, dann wird er schon für dich sorgen.“

„General Zieten?“ fragte Wilhelm jäh aufschauend. „So viel die Mutter hörte, ward mein ältester Bruder seinen Reitern zugeteilt. Wenn er noch lebt“, — die Stimme des Sprechers erbebte — „so wäre mir geholfen. Aber er war Adjutant und hatte vielerlei Befehle zu überbringen, und der Blessierte erzählte, daß solche Offiziere sämtlich auf dem Rasen lägen!“

„Gott verhüte es.“

Und Brause blickte plötzlich, wie von einer jähen Erinnerung gefaßt, nachdenklich gerade aus.

Die Ordre! Die Ordre des Grafen Guise!

Er hatte sie und all ihr Unheil während der letzten Viertelstunde vergessen. Die geheime Mitteilung richtete sich fraglos an Bernadotte, und die beiden jungen Offiziere hatten demzufolge wohl dieselbe Wegrichtung eingeschlagen wie er soeben!

Die umherstreifenden Patrouillen mochten ihnen wohl zeitweise den geraden Weg abgeschnitten haben, und es war immerhin möglich, daß Guise, näher nach Holzhausen gedrängt, das Gebiet Bennigsens berührte.

Jedenfalls war es gut, ein wenig Jagd auf die wichtigen Vögel zu machen.

Brause drängte sein Pferd plötzlich dicht neben dasjenige des jungen Knobelsdorff und legte seine Hand schwer auf den Arm des Freiwilligen.

„Mein Sohn“, sagte er ernst, „daß du Mut und das Herz auf dem rechten Fleck hast, beweisest du. Bist du wohl auch verschwiegen und geeignet, deinem

Vaterland durch eine mündliche That einen Dienst zu erweisen?"

„Herr General!" stammelte Wilhelm und preßte die Zügel in die Faust, während sein Antlitz heiß erglühte. „Könnte mir ein solches Glück beschieden sein?!"

„Es ist's mein Sohn. Höre an, um was es sich handelt." Und der General teilte ihm flüsternd mit, daß Napoleon eine geheime Stafette an Bernadotte geschickt, von welcher möglicherweise die Entscheidung des folgenden Tages abhinge. „Dies dem Oberbefehlshaber zu melden, ist deine Aufgabe. Derselbe wird das Nötige veranlassen, daß die gefährliche Mitteilung hoffentlich nie in die Hände des schwedischen Kronprinzen gelangt", schloß er, und die Hand des jungen Mannes kräftig drückend, setzte er hinzu: „Und nun still, wir sind an den Posten. Gott behüte dich, mein Sohn, besorge deinen Auftrag gut; zeige, daß du ein Knobelsdorff bist! Daß ich wohl daran that, nicht dein Feind, sondern dein Freund zu sein!"

Wilhelm von Knobelsdorff hielt die Hand des alten Mannes mit zitterndem Druck fest.

„So wir's beide erleben, Herr General — darf ich bei hellem Tageslicht noch einmal zu Ihnen kommen und danken?"

Da blickte ihm Brause fest und freundlich in die Augen.

„So Gott der Herr es uns beschieden, werden wir uns wiedersehen — vielleicht schneller, wie du ahnst — und dann bin ich nicht mehr heimlicher Weise dein Verbündeter,

sondern stolz und frei vor aller Welt! Lebe wohl! Gott helfe der gerechten Sache!"

* * *

Der Imperator schritt an Murats Seite auf den Dämmen der alten Meusdorfer Teiche auf und nieder. Stunde um Stunde verstrich, weder von General Merveldt noch von dem Grafen Guise ward ihm die so ungeduldig ersehnte Antwort gebracht.

Murat bemerkte die Aufregung des Schwagers, welche sich bis zur fieberhaften Nervosität steigerte. Er forschte nach der Ursache — er bestürmte den Kaiser schließlich mit dringenden Fragen.

Napoleon zauderte. Er glaubte Grund zu haben, Murat, obwohl er an seiner Seite für ihn kämpfte, nicht unbedingt Vertrauen schenken zu dürfen. So antwortete er ausweichend.

Eine Stafette von wichtigstem Inhalt sei unterwegs, ein Brief, an welchem die Entscheidung der nächsten Tage hinge, und welcher unter keinen Umständen in die Hände der Alliierten fallen dürfe. Das Ausbleiben des Grafen Guise beunruhigte ihn in höchstem Grade, da er vermute, der junge Offizier sei samt seiner wichtigen Botschaft in Feindes Hand gefallen.

Murat wußte genug. Darum das thatenlose Zaudern und Zögern, darum die unheimliche, unerklärliche Ruhe auf dem Schlachtfelde. Der Feind erwartet den Angriff — aber Napoleon griff weder, wie erwartet, in aller Frühe



an, noch zog er sich zurück, und verblieb den ganzen Tag über in unbegreiflicher Unthätigkeit.

Nach stundenlangem, vergeblichem Warten zog sich der Kaiser in übelster Laune in sein Zelt zurück, und Murat trat zu seinen Offizieren. Er bezweifelte keinen Augenblick, daß sich Napoleons Brief an Bernadotte gerichtet, von wem sollte in dieser Bedrängnis Hilfe kommen, wenn nicht von dem schwedischen Kronprinzen, welcher durch seine unerhörte Saumseligkeit und spätes Erscheinen auf dem Schlachtfelde schon genugsam bewiesen, nach welcher Seite die Zunge der Wage seiner Berechnung und Sympathie hinneigte.

In dieser festen Überzeugung hielt sich Murat für berechtigt, einen eigenmächtigen Befehl zu geben, an welchen Napoleon in seiner Aufregung nicht zu denken schien.

Er sandte Reitertrupps aus, nach dem Verbleiben des Grafen Guise zu forschen und, falls sie ihn verwundet oder erschossen auffinden sollten, auf jeden Fall die wichtige Ordre in die Hände Napoleons zurück zu liefern.

So schwärmte Kavallerie nach allen Seiten aus, eine hitzige Suche und Jagd nach der Ordre des Grafen von Guise zu beginnen.

Dieser war in Begleitung Lecoqs sofort nach Empfang seines Befehls in die dunkle, stürmische Nacht hinausgeritten.

So gut es anging, hatten sie sich über die Wegrichtung orientiert, aber der immer dichter fallende Regen hüllte die ganze Gegend in schier undurchdringliche Finsternis,

und die einzelnen Feuerbrände der Dörfer, hier verlöschend und dort neu aufprasselnd, trugen vollends zu einer Täuschung bei.

Napoleon hatte in seiner großen Erregung nicht bedacht, daß es gerade für das sumpfige Terrain und die bis zur Unkenntlichkeit verwüstete Gegend um Leipzig der genauesten Ortskenntnis bedurfte, um sich in schwarzer Nacht auf bestimmtem Wege zurecht zu finden.

Das Bewußtsein ihrer wichtigen Sendung, die Überzeugung, daß Frankreichs Wohl und Wehe von diesem Ritt abhänge, versetzte die jungen Offiziere in eine nervöse Unruhe, welche durch übergroße Vorsicht ihre Kaltblütigkeit beeinträchtigte und sie durch den brennenden Wunsch, das Beste zu leisten, zu viel des Guten thun ließ.

Ihr Forschen und Tasten nach dem Weg steigerte ihre Unsicherheit, und mit der Unsicherheit wuchs die Verwirrung.

Das erste Hindernis, welches sich ihnen in den Weg legte und sie aus der sorgsam innegehaltenen Richtung drängte, war sumpfiges Wiesenland, welches jedem Versuch, es zu passieren, spottete.

Die Reiter sahen sich genötigt, es in weitem Bogen zu umreiten.

Ein Buschwerk entzog ihnen längere Zeit den Feuerschein von Güldengossa, welcher ihnen die Richtung angegeben; als sie nach scharfem Trabe eine kleine Anhöhe ereichten, leuchteten ihnen drei brennende Ortschaften entgegen. Welche von ihnen war nun Güldengossa?

Nach ratlosem Zögern glaubte Lecoq mit Bestimmt-

heit den Kirchturm, welcher vorhin zu brennen begann, nun deutlich wieder zu erkennen. Sie hielten infolgedessen diese Richtung inne, doch war es Großpößnau, welchem sie entgegensprengten, und der vermeintliche Kirchturm eine brennende Windmühle.

Unebenheiten des Terrains entzogen ihnen den Blick auf ihr Richtziel, und ehe sie es vermuteten, sahen sie sich von einer Gortschakoffschen Streifpatrouille bemerkt.

Der Weg war ihnen verlegt.

Sie rissen die Rosse herum und sprengten rückwärts in die Dunkelheit hinein.

Der Feind folgte ihnen. Eine planlose Jagd hub an. Abermals galt es, Hindernissen auszuweichen, neuer Feind zeigte sich, auch diesesmal keine Österreicher, und von zwei Seiten bedrängt, stürmten sie voll wilder Hast in die rettende Dunkelheit hinein.

Weiter und weiter. Endlich schienen die Russen die Verfolgung aufzugeben — noch eine kurze Strecke sprengten die französischen Offiziere weiter, bis ein kleines Gehölz sie rettend aufnahm.

Hoch atmend, hielten sie. Was nun thun? Welcher unter all diesen unsicheren Feuerscheinen war nun derjenige von Güldengossa?

Schwere, kaum zu lösende Frage! Gähnende Finsternis ringsum, man sah kaum die Hand vor Augen.

So gut es anging, orientierten sich die Reiter und begannen nun ein vorsichtiges Forschen nach österreichischen Patrouillen, denn diesen allein durften sie sich mit

dem Wunsche nähern, zu Kaiser Franz geführt zu werden.

Eilig, um die viele verlorene Zeit einzuholen, jagten sie geradeaus, ahnungslos, daß sie just den Zietenschen Husaren in die Arme galloppierten. Ein „Halt! — Wer da?" donnerte ihnen jählings entgegen.

Preußen!

Der Mond trat durch die Wolken und kleidete die ehedem so dunkle Gegend in Licht.

Graf Guise starrte einen Augenblick wie vom Donner gerührt auf die feindlichen Reiter, welche abgesessen waren, ihre scheuenden Pferde an die Trümmer eines Munitionswagens, um welchen jammernde hilfeflehende Verwundete sich gelagert, heran zu führen.

Die Husaren schienen in barmherziger Weise Samariterdienst geübt zu haben, der eine hielt noch die Feldflasche in Händen, der andere richtete just einen der Ächzenden in eine bequemere Lage empor.

Zwei weitere hatten die Gewehre im Anschlag und riefen den Nahenden ihr „Wer da?" entgegen.

Einen Augenblick stutzte Lecoq und rief freudig: „Württemberger! — Regiment Normann!" — Denn er erkannte die Uniform dieses Regiments an einem der Soldaten, gleichzeitig aber sah er die mächtigen Pelzmützen der Preußen daneben auftauchen.

In demselben Augenblick jauchzte eine Stimme: „Hurra! Graf Guise! Er ist es! Ich kenne die Sebastianische Uniform! Drauf und dran, Husaren, wir haben die Ordre!"

Der Sprecher war ein junges Bürschchen, ein Normannischer Reiter, welcher sich jählings zu seinem Pferd wandte, behend in den Sattel zu springen.

Wie gelähmt vor Entsetzen starrte Guise ihn an, dann stach er sein Pferd, daß es wild aufbäumte und in rasendem Tempo querfeldein stürmte.

Lecoq wandte sich gleichfalls und hielt sich an seiner Seite, die Verfolger warfen sich auf ihre Rosse, und ein verzweifelter Ritt auf Tod und Leben begann.

Immer noch stand der Mond an dem Himmel und beleuchtete die freie Ebene, und es dauerte wohl noch Minuten, bis der Sturm die schwarzen Wolkenmassen abermals verhüllend vor ihn türmte.

Die Feinde riefen wiederholt an — Kugeln pfiffen dicht über den Köpfen der Reiter hin, die Schüsse alarmierten rings die Posten.

Die Franzosen hatten immerhin einen guten Vorsprung, und die Pferde des kaiserlichen Gefolges bewährten sich besser wie die matten, übermäßig angestrengten Husarengäule.

In der muldenartigen Senkung des Terrains winkte rettender Wald — ihm entgegen flogen die Träger des kaiserlichen Briefes.

Auch der Sturm that seine Schuldigkeit. Er ballte neue Wolkenheere zusammen, Schatten flogen über das Schlachtfeld, tiefer und tiefer werdend, bis eine erlösende Dunkelheit abermals die Flüchtlinge umfing. Noch immer zischte das Blei um sie her, aber der Wald mußte in wenig Augenblicken erreicht sein.



Da rauschten schon die herbstlichen Laubwipfel vor ihnen; aber, Himmel — was war das?

Eine Mauer umgrenzt das Gehölz — es ist wohl der Park eines Schlosses, welcher sich ihnen als vernichtendes Hindernis entgegenstellte.

Eine Sekunde — dann befiehlt Guise: „Abspringen! Die Pferde laufen lassen — der Feind verfolgt sie!"

Und dem Wort die That folgen lassend, schwingt er sich zur Erde, giebt dem aufgeregten, flüchtigen Pferd einen scharfen Gertenhieb und sieht, wie es in wahnsinniger Flucht mit sprühenden Hufen weiterrast, dasjenige Lecoqs folgt ihm, und die beiden Offiziere drücken sich platt auf den Erdboden, mit zusammengebissenen Zähnen ihr Schicksal erwartend.

Dasselbe scheint sich zum besten zu wenden. Der Hufschlag der verfolgenden Reiter klingt ferner — sie lassen sich täuschen und folgen in der Dunkelheit den Pferden, welche ohne Gewicht im Sattel schneller noch wie zuvor ihnen entgehen werden.

Nein, sie täuschen sich nicht.

Ferner und ferner hin verhallt die wilde Jagd. Hoch atmend richtet sich Guise empor.

„Es ist Verrat im Spiel. Ein normannscher Reiter scheint den Überläufer und Spion gemacht zu haben. Er erkannte mich. — Was nun?"

Lecoq streicht beinahe keuchend mit der Hand über die Stirn — er will zu Guise herantreten und stolpert über ein Gewehr und ein Paar steifer Füße, welche aus dem

Graben vor der Mauer aufragen. Ein Gedanke durchblitzt ihn.

„Es liegen Tote hier!“ stößt er hastig hervor. „Vor allen Dingen wollen wir mit ihnen die Uniformen tauschen, den gesuchten bekannten Graf Guise unter die Toten zu versetzen. Teufel ja — wenn man doch ein wenig besser sehen könnte!“

Guise nimmt den Gedanken hastig auf. Beide Offiziere ziehen den schweren Körper des Toten aus dem Graben empor. Sie betasteten ihn, und das Auge gewöhnt sich allmählich an das Dunkel. Gott sei Dank, ein Franzose — anscheinend von der alten Garde. Er hat die Arme emporgehoben und die Hände in das Haar gekrallt, das erleichtert es, ihm den Rock auszuziehen.

Es gelingt mit Anstrengung, und Guise wirft seinen Waffenrock ab, leise zusammenschauernd, das kalte blutigstarre Kleid des Toten anzulegen. Dann sucht er nach der Kopfbedeckung, während Lecoq sich müht, wenigstens einen Arm der Leiche in den Waffenrock des Grafen zu zwängen — es hat so immerhin den Anschein, als habe der Sterbende die Uniform aufgerissen und im Todeskampfe von sich geworfen.

So gut es gehen mag, wird die Umwandlung vervollständigt. Es liegen viele, viele Opfer jener gestürmten Parkmauer ringsum, und auch Lecoq vertauscht Mantel und Hut.

„Graf Guise liegt unter den Toten“, sagte er leise, „der brave Lecoq an seiner Seite; bunt ausstaffierte Ge-

sellen in allerhand Tuch laufen zu Scharen bei der Armee herum — wie heißen wir nun, Graf?"

„Lassen Sie sehen, ob ich mit dem Namen meiner Mutter mehr Glück habe!" murmelte der junge Offizier. „Sollten wir gefangen werden, bin ich Marquis d'Amance."

„Und ich sei Ormont genannt. — Feindliche Reiterei hat uns zusammengeritten und gefangen, es gelang uns, zu entfliehen, bis uns jetzt eine erneute Schicksalstücke abermals in Feindes Hand geliefert."

„Ich hoffe, daß dies Gehöft in französischen Händen liegt!"

„Schwache Hoffnung! Die Preußen hätten uns in diesem Fall nicht so weit verfolgt. Je nun, wie dem auch sei — mit Gottes Hilfe vorwärts! Wir müssen die Mauer übersteigen und vorsichtig erforschen, wo wir uns befinden."

Dem Wort folgte die That.

Die Kugeln des mächtigen Ansturms hatten gar manche Bresche in das Gestein geschossen, wie sich bei näherem Betasten zeigte. Hier, wenige Schritte entfernt klaffte sogar ein breiter Spalt, durch welchen sich fraglos der Feind vor kürzester Zeit siegreich in den Park ergossen.

Der Wahrscheinlichkeit nach die Alliierten — und die verfolgenden Husaren waren die Vorposten dieser Stellung, welcher sie just entgegengesprengt waren.

Behutsam schritten die Herren durch das zerstampfte niedergebrochene Gebüsch, bis an die Knöchel in das regennasse, aufgewühlte Land einsinkend. Verheerung und Ver-

wüstung ringsum. Über den Baumwipfeln steigt schwach rötlich heller Qualm auf — ausgebrannte Trümmer, welche der Regen löscht.

Still, totenstill.

Die Blessierten scheint man geborgen zu haben, nur eine Pferdeleiche liegt auf dem Rasen und, wie es scheint, die Bruchstücke eines Geschützes.

„Könnten wir uns doch hier verbergen, bis der grauende Tag eine Orientierung ermöglicht! Wie man sagt, will Napoleon morgen in aller Sonntagsfrühe bedeutende Vorstöße machen — da können ein paar Stunden hier großen Wandel bringen und uns, so Gott will, rettende Kameraden in die Nähe führen!"

Lecoq-Ormont stimmte hastig zu.

„Könnten wir nur den elendesten Unterschlupf finden!" sagte er. „Meine Glieder sind starr vor Regen und Sturm, es ist eine böse Nacht zum Biwakieren!"

„Was ragt dort aus dem Gestrüpp empor! Das ist ein niederes Dach, welches eine Urne als Knauf trägt, ich erkenne es deutlich gegen den hellen Qualm!"

„Diantre — ein Gartenhaus! — Wenn es leer ist, würde es all unsere Wünsche erfüllen!"

„Behutsam näher — forschen wir."

Leise, Schritt für Schritt, schlichen die Offiziere herzu. In der That standen sie vor einem kleinen, tempelartigen Gartenhäuschen, welches ebenfalls große Spuren der Verwüstung zeigte. Die Kugeln hatten die Mauern durchlöchert, Ziegel lagen ringsum, die Thüre hing schief in

den Angeln und die grünen Holzläden der Fenster waren zersplittert.

Tiefe Stille.

Behutsam treten die erschöpften Reiter ein. Ein kellerhafter kühler Raum umfängt sie. Die Tritte hallen auf Steinfliesen.

„Gott sei gelobt — wir sind allein!" flüstert Lecoq-Ormont, sich hoch aufatmend die kalten Hände reibend, „aber möbliert scheint diese kleine Villa nicht zu sein ... Ich taste auf eine eiserne Lehne ... aha ... eine Gartenbank! Besser wie nichts! Ein Schluck aus der Feldflasche, jeder eine Ecke der Bank."

Der Sprecher hatte ein paarmal mit den Füßen aufgestampft, um sie zu erwärmen, jetzt plötzlich verstummte er in jähem Schreck bei einem seltsamen Geräusch, welches dicht neben ihm ertönte.

Wie das feine Knirschen von Sand und Stein klang es — und jäh zurückweichend sahen die beiden Offiziere einen matten Lichtschein zu ihren Füßen aus dem Gestein leuchten.

Heller und heller ward's.

Eine steinerne Fallthür, welche einen Keller zu verschließen schien, hob sich empor, Kerzenlicht strahlte auf, und wie geblendet — halb entsetzt, halb gelähmt vor Entzücken starrten die Reiter auf eine schier feenhaft anmutige Frauengestalt, welche aus der Tiefe emportauchte.

„Bin ich sicher, Lebrecht? Du kommst heute spät, mich zu erlösen ..." und dann ein leiser, zitternder Aufschrei der Angst und des Schreckens.


G.F.

Mit weit aufgerissenen Augen starrt die junge Dame auf die beiden Franzosen, wie in zitternder Abwehr beide Hände flehend gegen sie erhebend.

Ihr Aufschrei findet einen Widerhall, von den Lippen des Grafen klingt er.

„Comtesse Gabriele! — Herr des Himmels . . . ist es ein Wahn . . . ein Fiebergebilde . . . sind Sie es? Wahr und wahrhaftig, Sie?!

Da wendet sich ihm das schöne, bleiche Antlitz zu, sie hebt mit bebender Hand das Licht und leuchtet dem Sprecher ins Antlitz wie eine Träumende.

„Diese Stimme . . . ich kenne sie . . .“ flüstert sie in französischer Sprache — und dann ringt sich ein Jubellaut von ihren Lippen, sie eilt die letzten beiden Treppenstufen empor und reicht ihm jählings die Hand entgegen. „Graf Guise! Sie sind es! Sie müssen es sein, Graf! Ja! ja! ich erkenne Sie . . . O, wie danke ich Gott dafür, daß Sie abermals mein Retter in der Not sind!“

Der junge Offizier umschließt die dargereichte Rechte mit beiden Händen und neigt sich alsdann, sie zwar respektvoll, aber doch sehr erregt zu küssen.

„Comtesse Gabriele! Sie sehe ich wieder — jetzt, hier, wie ein geheimnisvolles Traumbild, für welches die Deutung fehlt! — Wie ist es möglich, daß in dieser Wüste der Schrecken und Verheerung noch Rosen blühen!“

„Wie Sie sehen, hat man dieselben tief unter der Erde verstecken müssen, um sie vor dem entblätternden Kriegssturm zu schützen!“ seufzt sie wehmütig, ihre Hand errö-

tend befreiend, und dann fährt sie mit einem Blick auf den sprachlos verharrenden Lecoq fort: „So ist abermals ein Wandel in dem Kriegsglück eingetreten? Es sind wieder die Franzosen, welche das Schloß besetzten? Wie war das möglich? Ich vernahm in meinem dunklen Gefängnis hier weder Kampf noch Schüsse!"

Guise nannte Lecoqs Namen und wiederholte denjenigen der Gräfin Gabriele Hohenberg, einer liebenswürdigen Bekannten aus den Tuilerien, woselbst er während der Hochzeitsfeierlichkeiten Napoleons dieser jungen Hofdame Ritterdienst habe erweisen dürfen; dann nahm sein Antlitz wieder den Ausdruck der Sorge und Unruhe an, als er schnell das von ihr berührte Thema aufgriff.

„Sie fragen, Gräfin, ob wir zu der Besatzung des Schlosses gehören? Daraus entnehme ich, daß Sie dasselbe zuletzt in deutschen Händen wußten! Wann erhielten Sie die letzte Nachricht?"

„Heute mittag, Graf, als meine Eltern mit mir plauderten. Das dreimalige Aufstampfen auf die Steinfliesen ist unser Erkennungszeichen, ich vernahm dasselbe auch soeben und öffnete darum sonder Arg!"

„Und was teilten Ihre verehrten Eltern Ihnen mit, Comtesse?"

„Daß der Kampf sich zu Gunsten der Alliierten entschieden habe. Das Schloß sei von den kaiserlichen Truppen geräumt, ohne daß die Sieger es ihrerseits besetzt hätten. Der größte Teil sei niedergebrannt und in den wenig erhaltenen Sälen und Gemächern pflegt Mutter

die Verwundeten. Für Einquartierung war kein Platz, doch lagen Zietensche Reiter und Fußvolk des Generals Bennigsen im Dorf und Biwak nahe bei. — Nun sehe ich aufs neue Franzosen hier . . ."

Guise schüttelte hastig das schöne, bleiche Antlitz.

„Keine siegreichen Franzosen, Gräfin!" stieß er bitter durch die Zähne hervor, „sondern arme, verfolgte, müd und matt gehetzte Flüchtlinge, welche sich hier verbergen wollten. Wir kamen nicht, um Ihnen Hilfe und Rettung zu bringen, sondern sie von Ihnen anzuflehen!"

Das reizende Gesicht der jungen Dame färbte sich höher. Abermals reichte sie ihm die Hand.

„O, Graf, wie ist das Schicksal doch gerecht! Als Sie mir in jener bangen Stunde in Paris Ehre und Leben retteten, flehte ich zu Gott, mir einmal nur Gelegenheit zu geben, solch eine That an Ihnen vergelten zu können, und nun — o, kommen Sie! kommen Sie, daß ich Sie unter Vaters Schutz stellen — daß ich ihm sagen kann, wen sein Schloß beherbergt — denn glauben Sie mir, Graf Guise, Ihr Name lebt als Heiligtum in meiner Eltern Herzen! — Was Sie an mir gethan — wer dankt es Ihnen mehr als sie!"

Guise atmete schwer auf und grub momentan die Zähne unschlüssig in die Lippe. Dann wandte er sich jäh ab und wechselte ein paar leise Worte mit Lecoq. Als er sich der jungen Dame wieder näherte, senkte sich sein ernster Blick mit einem unerklärlichen Ausdruck in den ihren.

„Gräfin", murmelte er, „unser Leben liegt in Ihrer

Hand — und nicht allein dies — nein, mehr noch, tausendmal mehr — Frankreichs Ehre, Frankreichs Zukunft! — Ich weiß, daß Sie eine Deutsche sind, Comtesse Gabriele, aber ich weiß auch ..." seine Stimme sank zum Flüstern und sein Auge leuchtete wie in zärtlicher Leidenschaft auf, „daß Sie mein Vaterland nicht hassen! Er faßte ihre Hand und zog sie noch ein paar Schritte zurück, während Lecoq, vorsichtig spähend in die Thüre trat. „Wissen Sie noch — entsinnen Sie sich noch des vierten Aprils? — Noch hallte der Hochzeitsjubel durch die Säle — noch klangen die Flöten und Geigen der Liebe zu Preis und Ehren. Wir standen allein — allein unter Hunderten. Was ich zu Ihnen gesprochen, was ich Sie fragte, Gräfin, das ist in dem Gewirr des Liebesjubels ringsum verklungen, wie ein Todesseufzer, der von den Wogen des Glücks verschlungen wird; Ihre Antwort aber überdauerte die Zeit."

Er riß die blutgetränkte Uniform, welche soeben noch die Brust eines Toten gedeckt, auf und zog mit bebender Hand eine kleine Brieftasche hervor, die getrockneten Blätter einer weißen Rose lagen darin.

Gabriele schlug die Hände vor das Antlitz und wandte sich bebend ab, Guise aber fuhr leise, voll unbeschreiblicher Wehmut fort: Dies war die Antwort einer deutschen Braut."

Sekundenlang herrschte Stille, dann strich der Graf über die Stirn, als wolle er solche Gedanken fortwischen: „Eine weiße Rose — aber dennoch eine Rose! — Wunder-

bare, unerklärliche Macht, welche in der ‚Deutschen Treue‘ liegt. — Ich weiß es, Gabriele, daß die Dornen dieser weißen Rose auch Ihr Herz blutig rissen, aber das deutsche Weib tritt voll edler Treue lieber das eigene Herz in den Staub, ehe es ein anderes durch gebrochene Schwüre tötet.“ — Wieder eine kurze, schwere Pause. Dann fragte er leise: „Sie sind vermählt, Gräfin?“

Unfähig zu sprechen schüttelte sie das Haupt, aber ihre Hand entwand sich aufzuckend der seinen. „Sie wurden frei?!“ — wie ein Jubelschrei klang es von seinen Lippen.

Da blickte sie ihn an, weich und traurig, aber mit der keuschen Hoheit einer Priesterin: „Des Feldzugs Ende soll meine Hochzeit feiern. Ich selber habe es so bestimmt.“

Er trat erbleichend zurück. „So kann nur mein Herzblut die weiße Rose noch in eine rote wandeln. Wer weiß wie bald. Noch aber darf's nicht sein. Mein Leben gehört dem Kaiser, heute mehr denn je. Und dennoch liegt's in Ihrer Hand. Wir sind Flüchtlinge, Gräfin! Der Kopf des Grafen Guise ist zum Ziel der feindlichen Patrouillen geworden. Sie kennen mich, Gräfin; ein Wort von Ihnen, welches den Grafen Guise verrät, ist mein Verderben. Man sucht mich; man verfolgt mich — die Mummerei dieser falschen Uniform wird mir nichts nützen, wenn Sie meinen Namen nennen. Werden Sie es thun, Gräfin? Werden Sie mich ausliefern und vor die Büchsen meiner Mörder stellen? Sie müssen — und sie werden



mich töten, wenn sie die Ordre, die sie bei mir suchen, nicht finden. Ich lasse mein Leben, aber nicht sie. — Den Feind bitte ich nicht um Gnade — aber Sie, Gräfin, Sie, die liebe, freundliche Feindin flehe ich an, verleugnen Sie den Grafen Guise! Kennen Sie mich nicht! Weder vor Ihren Eltern noch vor den Verfolgern! Lassen Sie mich Marquis d'Amance und jenen dort den Leutnant Ormont sein! — An Ihrem Schweigen hängt mein Leben. Bitt' ich Sie vergebens, Gräfin?"

Voll hoher Erregung umschloß Gabriele seine Hände. „Gelobt sei Gott! — endlich kann ich Ihnen mein gerettetes Leben, meine Ehre danken, Graf!"

Abermals küßte er ihre Hände — dann sah er lebhaft empor: „Ja, Gräfin, danken Sie es mir! Thun Sie noch mehr als schweigen! Verbergen Sie uns! Helfen Sie uns bei Tagesgrauen dem Bereich des Feindes entfliehen. — —" Er verstummte und hob jäh das Haupt. Ein Geräusch ward laut. In den Gebüschen draußen raschelte es.

Lecoq zog die Pistole, Guise riß die seine aus dem Riemen und spannte den Hahn.

„Das Licht verrät uns!" — rief Lecoq mit gedämpfter Stimme und wandte sich hastig, es zu löschen.

Guise wehrte ihn ab. „Dunkelheit kompromittiert die Gräfin!" rief er stolz.

Gabriele wies erregt auf die offene Kellerthür.

„Verbergen Sie sich! — Ums Himmels willen schnell, ich höre Schritte — hinab! — hinab!"

Sie vollendete kaum, als ein mächtiges „Hurra“ aus rauhen Männerkehlen rings um das Gartenhaus erschallte.

Mit leisem Aufschrei warf sich Gabriele gegen die Thür, in welcher, wie aus der Erde empor gewachsen, Zietensche Husaren erschienen, sich voll wilden Eifers auf die beiden Offiziere werfend. Die Franzosen sprangen, Deckung suchend, hinter die Gartenbank. — Lecoq hob in knirschender Aufregung die Waffe — ein Knall, Rauchwolken — aufstöhnend sank ein Husar zusammen.

Wilde, furchtbare Erregung. Von draußen drängten die Preußen nach, noch ein paar Pistolenschüsse, dann sanken die beiden Fanzosen, von den Säbeln ihrer Verfolger durchbohrt, auf die Fliesen nieder.

Mit einem Aufschrei der Verzweiflung versuchte Gabriele sich dazwischen zu werfen — Männerfäuste packten sie und drängten sie heftig zurück.

Da gellte ihre Stimme durch den wüsten Lärm. „Zurück, Soldaten! — Schmach und Schande über die deutsche Hand, die wehrlose Gefangene mordet!“

Einen Moment wichen die Husaren zurück: „Es sind französische Stafettenreiter, welche wir verfolgen!“

Ein junges Bürschchen drängt sich mit glühenden Wangen näher. „Der Sebastianische Reiter ist Graf Guise!“ ruft er — „der trägt die Ordre bei sich!“

„Sebastianischer Reiter?“ — wiederholt Gabriele, mit heftiger Bewegung die Nächststehenden zurückstoßend, um sich neben Guise auf die Erde zu werfen und voll Ent-

setzen auf sein blutüberströmtes Haupt niederzustarren; „dieser Mann der alten Garde ist Marquis d'Amance, mir persönlich aus Paris bekannt! Zurück von ihm!"

Der Schwerverwundete öffnet die Augen, sein Blick trifft sie wie in stummem Dank.

Die Husaren blicken sie finster an. Die beiden Franzosen liegen überwältigt vor ihnen, wie in jäher Betroffenheit erkennen sie im unstät flackernden Lichtschein die Gardeuniform des Einen. .

„Thorheit! Sie müssen es sein!" murrt der Nächststehende. „Sie sind von den Pferden gesprungen und haben sich hier in den Garten geflüchtet! Untersucht sie, sie tragen die Ordre bei sich!"

Gabriele richtet sich stolz empor und hebt den Arm. „Keiner rührt diesen schwer Verwundeten an, welchem jede Erschütterung den Tod bringen kann!

Schritte näherten sich dem Gartenhaus, lautes Rufen und Sprechen.

Die Schüsse haben das Schloß alarmiert.

Ein alter Diener tritt keuchend vom schnellen Lauf in das Gartenhaus. „Gräfin! liebe, gute Gräfin — Gott sei Lob und Dank, Sie sind heil und gesund inmtiten der Unsern!" ruft er jubelnd, wendet sich abermals der Thür zu und schreit durch die Nacht: „Hierher, Herr Graf! Sie lebt! sie ist unversehrt!"

Eine hohe, stattliche Jünglingsgestalt springt die Treppe empor. Das Haupt ist von Binden umgeben, der rechte Arm ruht in der Schlinge.

„Gabriele!“ ruft er, „Gott sei gelobt!“ und er schlingt den gesunden Arm stürmisch um sie, zieht sie an die Brust und blickt ihr angstvoll forschend in die Augen.

„O Leo! Dich schickt der Himmel!“ ruft ihm die Komtesse bleich wie der Tod entgegen, „komm, hilf mir, rette, ehe es zu spät wird!“

Der Blick des jungen Grafen trifft jetzt erst die Franzosen. Seine Stirn umwölkt sich, heftig tritt er näher. „Feinde! — Feinde hier in Deiner Nähe! Der Fuchs auf der Fährte unserer weißen Taube!“ — er lacht ingrimmig auf. „Aber, Gott sei Lob und Dank, auch wackere Brüder in der Nähe, Dich vor ihm zu schützen!“ — Er streckt den nächststehenden Husaren mit aufblitzendem Auge die Hand entgegen.

Gabriele schüttelt erregt das Haupt. „Du irrst, Leo! Ich war nicht im mindesten gefährdet! Als sich diese beiden Unglücklichen in das Gartenhaus flüchteten, entdeckten sie durch Zufall mein Versteck und beschworen mich, sie zu dem Befehlshaber dieses Schlosses zu führen. Sie sind Überläufer, die halb verhungert und ermattet sich dem Feinde stellen wollten. Da ich die Herren zufällig von Paris aus kannte, war ich just im Begriff, sie zu dir zu bringen, lieber Leo, als hier die Soldaten eindrangen, die beiden Hilflosen ohne zu fragen ‚woher und wohin‘ zusammenzustechen!“

„Verzeihung, Gräfin!“ antwortete der junge Husarenoffizier, welcher die Patrouille geführt, beinahe heftig: „wenn die Franzosen sich ausliefern wollten, warum schossen sie

auf uns? Warum zwangen sie selber uns Gebrauch von den Waffen zu machen?" und sich zu Leo wendend, berichtete er ihm kurz, daß es sich um die Verfolgung eines französischen Offiziers handle, welcher eine äußerst wichtige kaiserliche Ordre an den Kronprinz von Schweden zu bringen habe.

Graf Leo nickte mit glimmendem Blick. „Zu Bernadotte! Beim Himmel, diese Ordre dürfte interessant zum Lesen sein! Sie bestimmt vielleicht den braven Schweden zu einem noch ‚eiligeren Marschtempo' und bezweckt, uns für den morgenden Tag um einen Verbündeten ärmer zu machen! — Je nun, Herr Kamerad — warum zögern Sie alsdann noch, diesen wichtigen Brief zu suchen? Vorwärts, Kinder — ihr seht die welschen Postboten ja vor euch!"

Hastig griffen die Soldaten nach dem leblosen Körper Lecoqs, seine Kleidung aufs sorgsamste untersuchend, auch Leo wandte sich, um Hand an den Grafen Guise zu legen.

Da trat ihm Gabriele mit flammendem Blick entgegen. „Rühr ihn nicht an!" sagte sie mit bebender Stimme. „Ich dulde es nicht, daß ein Irrtum noch dieses zweite Opfer fordert! Siehst du nicht, wie schwer verwundet er ist?"

„Noch ein Opfer!" Leo lachte bitter auf; „fürwahr, es wäre schade um den hübschen Burschen, in dessen Hand vielleicht ein zärtlich Brieflein ruht, das Hunderttausenden von braven deutschen Brüdern das Leben kürzen soll! — Zurück hier, Gabriele! Laß uns allein! Des Krieges

blutiges, unerbittliches Gericht taugt nicht für Weiberaugen!"

Die Gräfin riß ihren Arm los und warf sich voll beinahe wilder Entschlossenheit über den leise Röchelnden. „Der Kranke hier steht unter meinem Schutz! — Trägt er die Ordre bei sich — ist sie uns und schadet niemand mehr. Die Wunden, die ihn hingestreckt, schlug ihm der Kampf — doch nutzlos ihn verbluten lassen, wäre ein Mord!"

Der Husarenoffizier stampfte zornig die Erde. „Spart Eure Worte, Gräfin, wir stehen hier im Dienst. Geht Ihr nicht freiwillig, brauche ich Gewalt."

Da atmete Gabriele schwer auf, ihr starrer, angstvoller Blick heftete sich auf den Sprecher. Dann sank sie neben dem Verwundeten langsam auf die Knie. „Wohlan denn — muß es sein, so laßt mich helfen, daß ihm die rohe Gewalt nicht Schaden bringt — Hier seine Brust. Der Rock ist bereits geöffnet. — Vorsicht, langsam! Ein Säbelstich durchbohrte ihn!" — Mit zitternder Hand tastete Gabriele sorgsam nach der Brusttasche und zog das Portefeuille aus ihr hervor. Ein Blutstrom quoll über ihre aufzuckende Hand. Sie reichte es Leo entgegen.

Hastig schlug er's auf. Ein kurzes, schroffes Lachen. „Diese Ordre stammt nicht von Napoleon!!"

Gabriele blickte unwillkürlich auf. Sie sah die weiße Rose des Grafen, welche das überströmende Blut in dunklen Purpur getaucht.

Ein leiser, zitternder Schrei.

Bewußtlos sank sie neben dem Verwundeten zusammen. Zu gleicher Zeit eilte Gräfin Hohenberg, gefolgt von ihrem Gemahl, die zerbrochenen Stufen des Gartenhauses empor.

* * *

Als Gabriele erwachte, schien die Morgensonne in das Zimmer. Drunten aus dem Saal klangen die gedämpften Klänge eines Spinetts, welches den Gesang der Verwundeten und der geflüchteten Dörfler begleitete: „Ein' feste Burg ist unser Gott." — Man feierte Sonntag heute.

Die junge Dame schrak empor und rieb sich angstvoll die Stirn. Hatte sie geträumt? War alles nur ein furchtbares Fiebergebilde gewesen? Ihr Blick flog an ihrem weißen Kleid hernieder, sie schauderte und sprang von dem Ruhebett empor. Blutflecken! — sein Blut! Das Blut desjenigen Mannes, welcher ihr einst Ehre und Leben gerettet. Sie schaute wild um sich — in das blasse, sorgenvolle Antlitz Leos, welcher zu ihren Füßen in einem Sessel Wache gehalten und sich nun erhob, liebevoll ihre zitternden Hände zu fassen. Sie starrte ihn mit verstörtem Gesicht an: „Ist er tot? Haben sie ihn gemordet?" schrie sie mit gellender Stimme auf.

Er schüttelte finster das Haupt. — Ihre erste Frage galt dem Franzosen.

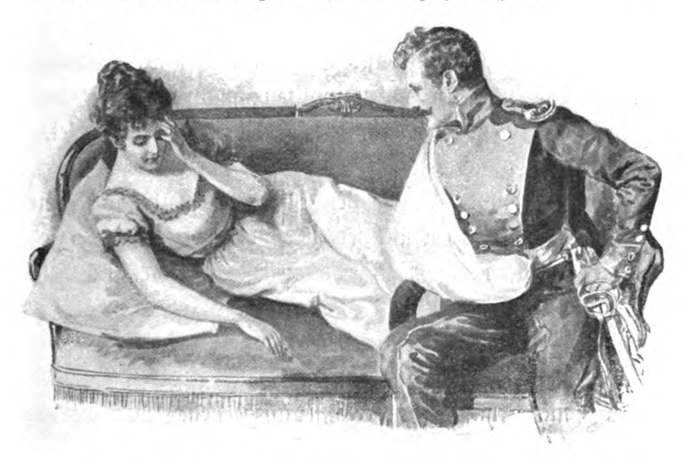
„Nein", antwortete er mit Selbstbeherrschung, „dein Schützling liegt wohlgeborgen und gepflegt nebenan in Mutters Stübchen!"

Ihre Augen leuchteten auf. Ein tiefer, tiefer Atemzug hob ihre Brust. Unwillkürlich verschlang sie die kleinen

Hände wie in jähem Dankesgebet, und dann, das feine Zucken seiner Lippen nicht bemerkend, warf sie sich an seine Brust.

„O Leo! Dem lieben Vater im Himmel sei Dank, daß er lebt!“

Er faßte sie sanft an den Schultern und schob sie zurück, voll und traurig in ihr Antlitz zu sehen.



„Deine Freude und dein Dank könnten nicht inbrünstiger sein, wenn jener Mann ein deutscher Bruder, nicht aber ein Feind — ein Unterdrücker und Schänder unseres unglücklichen Vaterlandes wäre!“

Sie empfand den Vorwurf und über ihr bleiches Antlitz flammte es heiß auf. „Ich sehe nur den Kranken, Sterbenden, Leo, und frage nicht darnach, wer er ist! Drunten im Saal, unter den geflüchteten Bauern, befindet

sich auch die Familie jenes erbitterten Feindes, welcher als Knecht unser Brot aß und uns dennoch vor zwei Jahren die gefüllten Scheunen in Brand steckte — wir aber pflegen und ernähren diese Familie jetzt genau so barmherzig wie alle anderen, welche an unsere Thüren klopften!"

„Immerhin — es sind doch Deutsche, — Lieb!"

Die sanften Augen der jungen Gräfin verschleierten sich. „Deutsche, Leo, welche aus Bosheit und Haß freiwillig uns schaden und vernichten wollten, während jener verwundete Franzose nur auf Befehl seines Kaisers seine Pflicht als Soldat erfüllte."

Graf Hohenberg senkte den Blick und grub die Zähne in die Lippe. Das Gefühl verzehrender Eifersucht, welches ihm schon so manche Qual bereitete, erwachte auch jetzt in seinem Herzen.

„Du kennst den Franzosen bereits aus Paris — verstand ich nicht so?"

Sie nickte hastig, ohne ihn anzusehen. „Er ist ein braver, edler, liebenswürdiger Mann, Gatte einer holden Frau, Vater kleiner Kinder; sein Name ist Marquis d'Amance."

Leos finstere Miene hellte sich auf. „So haben Frau und Kinder dir gar viel zu danken, Gabriele!"

„Wahrlich? Glaubst du, daß wir ihn retten werden? Ist Mutter bei ihm? — Was sagte der Feldscheer? — Ich werde leise, ganz leise eintreten und sehen, ob ich bei seiner Pflege helfen kann!"

Leo hielt sie sanft zurück. Sein schönes, jugendfrisches Antlitz spiegelte die Erregung, welche sich seiner bemächtigte.

„Du willst hier im Schloß bleiben? Undenkbar, Geliebte! Bennigsen hat seine Reiter näher zu sich herangezogen, beim Morgengrauen haben sie uns verlassen. Das Schloß steht schutzlos, und sollte Napoleon einen glücklichen Vorstoß machen, haben wir vielleicht in wenig Stunden schon wieder den Feind unter dem Dach. — Ach, daß ich zu schanden geschossen, daß ich schon jetzt ein Invalide bin! Warum konnte ich heute morgen nicht auch dem Tag der neuen Ehren entgegen reiten!“

Ein wilder, leidenschaftlicher Ausbruch war es; Leo hob voll verzweifelter Anstrengung den durchschossenen Arm, biß die Zähne zusammen und ließ ihn unter Thränen ohnmächtiger Erbitterung in die Binde zurücksinken.

Gabriele schlang die Arme um ihn und ordnete erschreckt den gelockerten Verband. „O Leo! Welch ein sinnloses Ungestüm! Willst du die Wunden wieder bluten lassen? Du lieber Hitzkopf, du! Ich denke, du hast dein ehrlich Teil beim großen Tag von Güldengossa beigesteuert! Nun ist es deine Pflicht, mit diesem kranken Arme uns im Schlosse noch zu schützen!“

Er küßte ihr Antlitz voll verzehrender Heftigkeit. „Gut daß du mich daran gemahnst! Komm, folge mir zu deinem Versteck, daß ich mein Liebstes vor den welschen Bluthunden rette.“

Sie schüttelte das Haupt. — „Es ist ja Sonntag heute,

Liebster! Der Kaiser heiligt ihn — heute giebt's kein Blutvergießen."

Leo lachte hart auf, Gabriele aber fuhr hastig fort: „Und kommt es doch zur Schlacht, warnt uns der Kanonendonner noch zur Zeit! — Sieh, Mutters Last ist jetzt so groß! Laß mich den Kranken selber sehen, ich nehme ihr die Pflege ab, so lang ich ohne Bangen bei euch weilen kann!"

Und hastig sich aus seinem Arme lösend, öffnete die Sprecherin behutsam die niedere, dunkel gebeizte Eichenthür und trat in das kleine Privatzimmerchen der Gräfin-Mutter.

Dämmerung herrschte darin. Die alte Dame kam der Tochter bereits entgegen. Sie schloß sie voll banger Zärtlichkeit an die Brust. „Wie geht es dir, mein armer Liebling? Hast du die Aufregung überstanden?" — Gabriele nickte lächelnd. Ihr Blick schweifte an der Mutter vorüber zu dem Ruhebett, auf welchem der französische Offizier lag.

Da es an Betten im Schloß fehlte, hatte man ihn nicht entkleidet. Die blutgetränkte Uniform war über der Brust geöffnet, die Stichwunde in der Brust mit Tüchern überdeckt. Das Haupt hatte man, so gut es anging, mit Pflastern und Leinenstreifen versehen. Er lag regungslos auf dem Polster, und das feingeschnittene, marmorblasse Antlitz starrte wie dasjenige eines Toten aus dem Dämmerlicht, welches die grünen Fensterläden schufen.

Gabriele preßte die zitternden Hände zusammen. „Wie steht es mit ihm, Mutter?"

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Der Feldscheer hat ihn, so weit es möglich war, untersucht. — Die Blessuren des Hauptes sind ungefährlich, aber der Stich in die Lunge ist gar bedenklich. — Auch stellt sich Fieber ein. Wenn wir den Kranken tagsüber in diesem Schlaf erhalten, kann er gerettet sein, jede Störung, jede heftige Bewegung aber führt eine neue Lungenblutung herbei und ist sein Tod.“

„O Herr des Himmels! Wie könnte man ihm in dieser entsetzlichen Zeit jede Störung fernhalten!“

„Ich hoffe es, mein Liebling. Bleibt das Glück mit unseren braven Truppen, so liegt das Schloß außer der Schlachtlinie.“

„Ihr legt ihm kalte Kompressen auf?“

„Fortdauernd — alle paar Minuten erneuert. Ich will mir just die Lene rufen, damit ich im Saal nach den Verwundeten sehen kann.“

„Die Lene? — Bin ich denn nicht zur Stelle, Mutter?“

„Du, — Herzenskind? — Der Vater und Leo befahlen, daß du sofort dein Versteck aufsuchen sollst.“

„Dazu bleibt Zeit genug, wenn uns der Kanonendonner die Eröffnung der Schlacht kündet.“

„Es können jeden Augenblick Franzosen kommen.“

„Nicht ohne Kampf! Rings liegen deutsche Truppen!“

„Nicht mehr! Das Morgengrauen hat viel verändert, auch fielen über Nacht verschiedene Schüsse von Zuckelhausen her.“

„Das war wohl blinder Lärm. Jetzt ist alles still und sonntäglich friedlich, und du bedarfst meiner, ach,

und ich helfe dir so gern! Der Aufenthalt im dunklen Keller ist so furchtbar, jetzt doppelt, wo all meine Gedanken voll Angst und Sorge bei euch sind!"

Die Gräfin umarmte die schlanke Gestalt abermals voll zärtlicher Rührung. „So bleib, mein Liebling, Gott der Herr sei mit unseren braven Truppen."

Dann unterwies sie die Tochter leise flüsternd in der Behandlung des Verwundeten und verließ lautlosen Schritts das Zimmer.

Gabriele schaute voll dankbarer Liebe der hohen, stattlichen Frauengestalt nach, welche wie die Verkörperung edler, deutscher Würde inmitten der furchtbaren Schrecknisse und Greuel furchtlos waltete, gleich einer treuen Mutter, welche auch über die Trümmer ihres Hauses noch segnend und schirmend die Hände breitet.

Dann setzte sie sich neben dem Lager des Kranken nieder und faltete die Hände im Gebet zu Gott. Er, der einst alles für sie gethan, legte nun sein blutendes Haupt Hilfe heischend in ihren Schoß, und so es Gottes gnädiger Wille ist, wird sie ihm in diesen Stunden der Angst vergelten, was sie ihm zu danken hat!

Die Sonne aber stieg höher und höher am Himmel, und die Alliierten warteten vergeblich auf den Vorstoß Napoleons.

Der schritt an Murats Seite am Damm auf und nieder und harrte voll schäumender Ungeduld auf die Antwort des Generals von Merveldt und die des Grafen Guise.

* * *

In dem langen, eichengetäfelten Gemach neben dem kleinen Privatzimmerchen der Hausfrau herrschte tiefe Stille.

Der alte Graf Ulrich saß in dem großen Ledersessel, hatte das Haupt mit den ungeordneten weißen Haaren tief auf die Brust sinken lassen und schien zu schlafen.

Die Erschöpfung, welche die letzten aufregenden Tage und Nächte hervorgerufen hatten, forderte ihr Recht.

Graf Hohenberg war ein Greis. — Er hatte die Verwaltung des Gutes in die Hände seines Neffen Leopold gelegt, des Verlobten seiner einzigen Tochter, welcher als Majoratsherr dereinst sein Erbe sein sollte.

Als Leo sich voll glühender Begeisterung in die Reihen der Alliierten gestellt, um Blut und Leben für das unglückliche, geknechtete Vaterland einzusetzen, hatte der alte Herr allein die Kriegsstürme und die schwere, sorgenvolle Zeit des Jahres 1813 durchkämpfen müssen. Seine energische, thatkräftige Frau stand ihm wacker dabei zur Seite, aber sie vermochte es nicht, dem Grafen die Last der Arbeit abzunehmen, wie ehedem Leopold es that — sie half ihm dieselbe nur tragen, ohne dadurch die volle Hilfe bringen zu können, wie sie dem Greise notthat.

Die schlaflosen Nächte forderten jetzt ihr Recht, und obwohl drunten auf der Dorfstraße die Transportwagen rumpelten und zurückkehrende Flüchtlinge mit lautem Wehegeschrei die Schutthaufen erblickten, zu welchen ihr Hab und Gut zusammengefallen, sank Graf Ulrichs Haupt dennoch tiefer und schwerer hernieder, für kurze Zeit alles Elend, welches ihn umgab, zu vergessen.



Die Thür öffnete sich leise, Leopold trat ein.

Sein Blick schweifte wehmütig über die gebeugte Gestalt im Lehnstuhl, dann wandte er sich auf den Fußspitzen zu dem Nebenzimmerchen und lugte durch den Vorhang hinein.

Gabriele bemerkte ihn nicht. Sie saß an der Seite des Verwundeten, das holde Antlitz wie verklärt zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet im Schoß.

Wieder zuckt

und arbeitet es in Leopolds Zügen. Die Eifersucht blitzt aus seinen Augen.

Mit bebenden Lippen steht er und beobachtet es, wie seine Braut, das deutsche, ehrsame Mädchen, keinen andern Gedanken mehr hat als die Pflege dieses Franzosen.

Es kocht wild auf in seinem Herzen!

Warum thut ihm das Schicksal solch eine Schmach an? Ja, es ist eine Schmach, dieses Bild hier vor seinen Augen! — Er ist auch barmherzig, er ist auch kein Barbar und Henker, aber er wird niemals um der Barmherzigkeit willen Pflicht und Ehre verletzen!

Gebt dem Feinde, was das Menschenrecht für ihn verlangt, aber gebt ihm nicht einen Strohhalm mehr, denn das würde falsche Großmut sein!

Leo haßt die Unterdrücker seines Vaterlands, er haßt die plündernden, sengenden, mordenden Banden dieses Usurpators, welcher Recht und Gesetz unter die Füße tritt! — Das Blut jener elf Schillschen Offiziere schreit noch immer ungesühnt vor Wesels Thoren zum Himmel auf, und Leopold ballt die Hände in wilder Erbitterung, nur einen Wunsch noch kennend: Rache zu nehmen an den Schändern seines Vaterlandes!

Und Gabriele, das Weib, welches seinem Herzen am nächsten steht, welches er liebt wie ein Heiligtum, Gabriele, welche die Schreckenszeit erlebt hat, die Napoleons Horden über Deutschland gebracht, sie, die es weiß, was welscher Übermut und welsche Roheit hier gesündigt — sie weicht nicht von dem Lager dieses Franzosen, sie ringt die Hände

im Gebet für ihn — — — hat sie es wohl auch für den Bräutigam gethan, als er zum Todesritt von Güldengossa Abschied nahm?

Schwarze Schatten wallen vor Leopolds Augen. Die ganze, ungebändigte Heftigkeit seiner Seele bricht hervor und läßt ihn die Hände über dem Herzen ballen. Wie schön er auch ist, dieser Franzose — schön selbst in diesem Augenblick, wo die Schleier des Todes bereits über den marmorbleichen Zügen wehen!

Gabriele kennt ihn bereits — liebt sie ihn auch? — O Herrgott des Himmels, nur das nicht!

Seltsam verwandelt kehrte sie damals aus Paris zurück. Das lachende, harmlose Kind war eine ernste, sinnende, schweigsame Jungfrau geworden.

That's die Liebe? — Hat Gabrieles Herz ihn verraten, wenn auch ihre Hand den goldenen Reif am Finger, auf Befehl der Eltern, weiter tragen mußte?

Leopold fühlt, wie seine Knie erbeben, wie ihm das Blut siedendheiß in die Schläfen schießt.

Er sieht, wie Gabriele sich leise erhebt, sich über den Kranken neigt, seinem Atem lauscht und die Hand auf die fiebernde Stirn legt. Nein, nein, so sieht kein Weib aus, welches nur aus Milde und Barmherzigkeit des Feindes Wunden pflegt! — Er beißt die Zähne zusammen, wankt zurück und wirft sich aufstöhnend in dem Nebengemach auf einen Stuhl.

Graf Ulrich schrickt zusammen und öffnet die Augen.

Er sieht Leopold, seinen trotzigen, stolzen Liebling, wie Aufregung und Verzweiflung ihn schütteln.

Ein neues Unglück? Haben die Franzosen gesiegt? Im Augenblick steht der alte Mann auf den Füßen, an der Seite des jungen Mannes.

„Leopold — barmherziger Gott . . . eine Hiobspost?"

Da flammt der düstere Blick zu ihm auf. Mit scharfem Auflachen schüttelt der Majoratsherr die lockigen Haare aus der Stirn.

„Wohl, wohl, Oheim — wenngleich sie auch nur mich betrifft."

Der alte Mann legt die Hand auf des Sprechers Schulter, sein Blick taucht tief in die unruhig flackernden Augen. Er lächelt: „Das alte Lied, du Trotzkopf? Dein Bräutlein verweilt zu lange bei den Kranken?"

„Im Saale drunten? Bei unseren braven Streitern? Gott sei gelobt, wär' es der Fall! — Nein, Oheim, für deutsche Wunden regt meine Braut die Hände nicht — da . . . da . . . nebenan! — O sieh — und überzeuge dich selbst! Auch mich hat erst dies eigene Auge belehren müssen, mich, der doch so fest und stolz auf die viel gepriesene Treue des deutschen Weibes schwur! — Auf diese schöne Lüge, die wohl der Dichter längst vergangener Zeit ‚die deutsche Jungfrau' nannte!" — Er lachte abermals bitter auf: „Dem Himmel Dank, daß ich kein Dichter bin! Es möchte, bei Gott, ein böses Loblied werden, das ich dem deutschen Weib zum Ruhme säng'! So ähnlich, wie du es da drinnen sehen kannst! Voll Liebe! Sorgend,

helfend, opfermütig, wo? — Am Lager ihres Feindes, des Franzosen! Für ihn allein nur da! Was kümmert sie es wohl, ob neben ihm noch deutsche Wunden bluten?" — Sein Blick streifte seinen Arm und die Worte flogen ihm noch wilder von den Lippen: „Wenn nur der welsche Bube lebt! — Nur er! Sie betet nur für ihn! Sieh hin doch! — Sieh's doch, Oheim, dieses Zerrbild eines deutschen Weibes, das Frauenlob das ‚würdige' nennt, und das ein Schiller uns zu ehren befiehlt!"

Graf Hohenberg schüttelte langsam das Haupt. Er kannte die maßlose Eifersucht des Neffen und wußte, wie solch ein Ausbruch derselben zu nehmen sei.

Er zog den Erregten sanft auf einen Stuhl neben sich nieder. „Wie ungestüm und wie ungerecht bist du, mein Leo! Das ganze Herz auf der Zunge! Wild hervorsprudelnd wie ein junger Quell, der wider eine winzige Klippe zornmutig aufbäumt und lieber die Stirn an ihr zerschellt, ehe er sie besänftigt umgeht. Wo bleibt denn die Vernunft, Du junges Blut? Auch ich sah nebenan das schöne Bild und labte Herz und Seel' daran. Du aber sahst es nicht mit den Augen, sondern mit dem heißen, eifersüchtigen und doch — so goldgetreuen Herzen an! Du schmähst, was jeder Christ nur loben kann, denn nie und nimmer schändet Barmherzigkeit die Hand des Weibes."

„Barmherzigkeit? Gewiß, Oheim, aber nicht vergeudet an einen Schänder unseres Vaterlandes! Pflegt sie ihn nicht gesund, damit sein Arm vielleicht beim nächsten Kampf die Klinge wider mich erhebt? Hörte sie gestern nicht

die Schüsse knallen, als Sebastianis Reiter in Klein-Pößnau den stolzen Aar von Österreich würgen wollten? — Ringsum in Liebertwolkwitz, Wachau, Dösen — schreit Deutsch-



lands blutige Not zum Himmel auf! — die Feuersäulen blenden uns die Augen, und das Jammergeschrei auf dem Schlachtfeld ist ein einzig geller Fluch wider jene, welche solch ein Blutbad heraufbeschworen! Gabriele hörte — kannte die Sprache, welche dort aus ehernem Munde ge-

donnert und hat als Antwort — — die Barmherzigkeit!"

Graf Ulrich zuckte unmutig die Achseln.

„Auf seinem Totenbett schadet niemand mehr, und jener Mann dort stirbt! Was er auf Befehl seines Kaisers je an uns gefehlt — er sühnt es jetzt, und doppelt edel ist die Hand, die einem Feinde selbst den Todesschweiß vergebend von der Stirn wischt!"

Leo sank tiefer auf dem Stuhl zusammen. „Er stirbt", murmelte er, und fuhr nach kurzer Pause besänftigt fort: „Du mißverstehst mich, Oheim. Ich mache ja Gabriele keinen Vorwurf aus dieser Pflege, nur das table ich, daß sie jenem Mann allein ihr Interesse schenkt!"

„Auch hierin siehst du zu schwarz. Ist es nicht natürlich und jedem menschlichen Gefühl gerecht, daß da, wo die Gefahr am größten und am dringendsten, auch die Hilfe am nächsten und am größten ist? So verlangt es die reine, edle Menschlichkeit, Leo, und glaube mir, keine andere Regung spricht dabei als das Erbarmen! Hast du außerdem vergessen, daß Gabriele wohl berechtigt ist, viel freundlicher, als wie es die jetzige Zeit gestatten will, auf die Franzosen zu blicken? Ein Mädchen, welches gleich unserem Kind ein halbes Jahr der ideal- und träumereichsten Jugendzeit in Paris verlebte, das kann mit einemmal nicht hassen und verachten lernen, wo es bisher nur freundschaftlich empfunden hat."

Leo nickte nachdenklich vor sich hin. „Paris; ganz recht. Man forderte die Tochter von euch, um sie als Begleiterin der Prinzeß Amalie zu den Hochzeitsfeierlich-

keiten jenes kaiserlichen Emporkömmlings nach Paris zu senden. Ganz recht, und solch ein süßes Gift muß ja den deutschen Sinn und deutsche Treue morden."

Mit gefurchter Stirn hob der alte Mann das Haupt, eine scharfe, strenge Antwort auf den Lippen. Ein Blick in das gequälte, unglückliche Gesicht des Sprechers ließ ihn ärgerlich den Kopf schütteln. „Gemach, gemach. Vergiß nicht, daß du in meiner Tochter zugleich auch mich beleidigst! So wenig wie mein Herz hier in der Brust je aufgehört, für Deutschland und die deutsche Sache zu schlagen, obwohl ich Sachse bin und mein König sich den Franzosen verbündete, ebenso wenig hat auch Gabrieles Sinn jemals seine deutsche Redlichkeit verleugnet. Laß dir erzählen, wie des Mädchens Mut den Größten Frankreichs einst die Stirn geboten, da man gewagt, ihr Vaterland vor ihr zu schmähen!"

Leo sprang auf, sein Auge blitzte. „Sie -- Gabriele?" stieß er hastig hervor. Der Graf aber zog ihn weiter ab von der Thüre, nahm abermals in dem Lehnstuhl Platz und strich langsam über die Stirn, als wolle er dem Gedächtnis nachhelfen.

„In den ersten Tagen ihres Pariser Aufenthaltes war es. Die Verschwägerung mit Österreich war den Franzosen zu Kopf gestiegen, sie schienen überzeugt, das verhaßte Deutschland nun gleich einem Staubkörnchen unter die Füße treten zu können. In den Tuilerien feierte man ein Festmahl, und der schwere Wein hatte wohl einem nahverwandten Prinzen des Kaisers besonders das Blut er-

hitzt. Scharfe Reden flogen über Preußen, über Deutschland, bis jener Prinz im Übermut das Glas erhebt und dem deutschen Michel ein spöttisch Pereat bringt. — Alle Umsitzenden stimmten ein, nur Gräfin Gabriele erfaßte ihr Glas und schmetterte es zu Boden, daß seine Scherben vor die Füße des Prinzen rollten."

„O Herr des Himmels! Was geschah darauf?"

„Ein Selbstverständliches. Lautes Durcheinander, Empörung! Ja selbst Schmähungen — bis sich ein Graf von Guise beherzt und ritterlich zu ihrem Schützer aufwarf. ‚Ein Pereat der Deutschen, welche anders hier gehandelt hätte!' rief er. ‚Die deutsche Treue lebe hoch!' — Er schlug sich mit dem Adjutanten des Prinzen, worauf Napoleon selber den Streit als weinselige Thorheit beilegte."

„Ward er verwundet?"

„Ja; mit seinem Blute wusch er deiner Braut und deines Vaterlandes Ehre rein."

Leopold durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer, dann blieb er hoch atmend stehen und stieß durch die Zähne hervor: „Von dieser Begebenheit erfuhr ich erst in dieser Stunde. Gabriele erzählte mir einst, ein Graf Guise habe ihr das Leben gerettet, als sich das schreckliche Brandunglück in dem österreichischen Gesandtschaftshotel ereignete."

„Es war das zweite Mal, daß sie dieser selbe junge Franzose zu Dank verpflichtete, sie und uns Eltern, welchen er in jener furchtbaren Stunde des Kindes teueres Leben rettete."

„Die Schwägerin des Gesandten verbrannte vor den Augen des neuvermählten kaiserlichen Paares?"

„Sie warf sich, bereits in hellen Flammen stehend, mit einem Schrei der Verzweiflung gegen Gabriele, welche zunächst der Thüre ihren Platz erwählt. Im Augenblick glühten auch die leichten Kleider meines Kindes auf, und unser Liebling wäre gleich jener Unglücklichen rettungslos verbrannt, wenn nicht Graf Guise sich schnell entschlossen auf sie stürzte, die Flammen mit den Händen zu ersticken. — Gott segne ihn dafür. Seit jener Stunde hat mein und meines Weibes tägliches Gebet den Namen Guise vor Gottes Thron getragen."

Leopold senkte den Blick zu Boden. „Warum wußt' ich dies alles nicht schon längst? Es hätte dir und mir manch herbes Wort erspart. So aber rissen mich Sorge und Schmerz gar oftmals hin, das zu beklagen — was ich wohl nie besessen, ihr Herz, Oheim — und wahrlich, du darfst in diesem Fall die Eifersucht nicht an mir schelten!"

Der Graf schüttelte mild das Haupt. „Die Eifersucht ist stets und überall nur ein giftiges Hirngespinst der Langeweile, mein Sohn!"

„Nein, Oheim, nicht bei mir!" — Leopold blickte leidenschaftlich, voll tiefsten Schmerzes in sein Auge. — „Bei mir, dem Gabriele einst ihr Jawort gab, wie man Almosen gibt! — Ich bin der Erbe deiner Güter, das Majorat macht mich zu deinem Sohn, was Wunder, wenn dein edles Herz es wünschte, noch durch ein zartes, edles Band diesen Bund zu einem Herzensbund zu machen! Es war

so natürlich! Und für mich besagte es des Glückes Vollendung, denn namenlos, unendlich liebe ich Gabriele! — Und sie? Sie gab ihr Wort. Damit wohl alles. Sie schätzt mich hoch, sie ist mir Freundin — doch mich lieben? — Ach, Oheim daß ich's glauben könnte!"

„Du kannst es, Leopold. Aus freier, heiliger Wahl des Herzens hat sie dich zu unserem Sohn gemacht. Wär ich von ihrer Liebe zu dir nicht felsenfest überzeugt, glaubst du, ich würde mein einzig Kind der Konvenienz geopfert haben? — Beim Himmel, nein! Und Gabriele wußte es. War's ihr genehm — mir wäre selbst ein welscher Kavalier zum Schwiegersohne recht gewesen — denn wen ihr Herz erwählte, stand auch dem meinen nahe. Du warst's, du Glücklicher! Und doch, ob solchem wilden, ungefügen Jünglingssinn! Zu stolz zum Zweifeln, zu verzagt zum Glauben — zu welchem Zwiespalt schufst du selbst dein Herz!"

Der Sprecher schlang liebevoll den Arm um die markige Jünglingsgestalt, gleichzeitig aber wandte er das greise Haupt zur Thür.

Der alte vertraute Diener des Hauses stand mit verstörter Miene auf der Schwelle.

„Was bringst du, Lebrecht?"

„Herr Graf — die Flammen steigen wieder höher! Da der Regen nachgelassen und der Wind sich erhebt, schlägt die Glut mit neuer Gewalt aus den Trümmern empor! Sie fassen schon das Nachbardach der Scheune! Angst und Schreck verwirrt die wenigen Leute, die noch

nicht zum Wald entflohen; die Bauern schreien, die Franzosen kämen!"

Leopold trat hastig zum Fenster und blickte auf den Hof hinab, der alte Graf trat an seine Seite. Er schüttelte gelassen das Haupt.



„Laß es ruhig niederbrennen, Lebrecht, laß es! Der Trümmerhaufen ist ein Angedenken an den gestrigen Tag — der kommende läßt ihn uns, so Gott der Herr es will, als freie deutsche Männer schauen! Das Schloß steht sicher, außer Wind. Geh hin, beruhige mir das Gesinde! Die Flammen sind ja eine Morgenröte besserer Zeit, und jene Donner, die anjetzt um Leipzig rollen, sind

der Erlösung erster Jubelschrei! — Geh, sag's den Leuten, sag's!"

Lebrecht verneigte sich, aber dennoch stand er, ohne zu gehorchen, zögernd auf der Schwelle.

„Nun, was gibt es außerdem?"

„Herr Graf . . . man sagt, des Pahlens Reiterei sei von dem grünen Teich zurückgedrängt! Auch Klenaus Volk wäre bei Seiffertshain geschlagen und in wilder Flucht! Markkleeberg ist seit gestern Nacht französisch."

„War französisch — —"

„In Stahmeln und in Wahren aber siegten preußische Grenadiere, von Hiller-Gärtringen geführt, der sich — man sagt's — mit ganz unglaublicher Bravour geschlagen."

„Gott segne ihn!"

„Zweimal verwundet ist er, Webell fiel. — Ein Schwarm Kosaken jagt eben durch das Dorf und rief: 'Der Feind ist hinter uns!' Vielleicht schickt man ihn her, den Überfall der beiden französischen Offiziere" — er wies nach dem Nebenzimmer — „an uns zu rächen!"

„Die Nachricht ward noch nicht bekannt!"

„Wer sagte, daß sie kämen? Die Kosaken?"

Lebrecht wiegte das Haupt. „Ich sah sie nicht; die Bauern wußten es. Wer aber kann ein solch Gerücht verfolgen, Herr? Es kommt — ist da — und jeder trägt es weiter!"

Graf Ulrich wandte sich zur Thür. „Ich werde mit dir gehen und selbst mit den Leuten sprechen. Nichts macht

verzagter als die Furcht, und jetzt gerade brauch ich kaltes Blut und Kraft!"

„Bedarfst du meiner, Oheim? — Ah . . . Gabriele . . ."

Der alte Herr winkte hastig ab und verschwand mit Lebrecht hinter der Thür.

Gabriele aber trat mit vorwurfsvollem Blick durch die Thür und legte bedeutsam den Finger auf den Mund. „Wie laut ihr waret! Vergaßt ihr, daß der Kranke Ruhe braucht?"

Leopold trat hastig an ihre Seite und nahm ihre Hand in seine Linke.

„Wie treu du für ihn sorgst! Ist er denn solcher Treue wert?"

Sie blickte ihn ehrlich an, Thränen glänzten in ihren Augen. „Er ist's, Herzlieber, glaube mir, er ist's. In dieser Stunde mehr denn je! Das Fieber steigt, er liegt so still nicht wie vorher, und doch kann jede heftige Bewegung seinen Tod verschulden! Ach, Leopold — ich muß ihn retten, muß es! und fürchte doch, ich kann es nicht!"

Solch ein Ausdruck in Auge und Stimme ist mehr wie Barmherzigkeit!

Leopold fühlt es wieder, wie ein Feuerstrom vom Herz empor in das Hirn schießt. Seine unselige Leidenschaft, seine Eifersucht!

Er würgt die Worte, welche sich ihm auf die Zunge drängen, zurück und blickt ihr vorwurfsvoll in die Augen.

„Du mußt ihn retten? Aus welchem Grunde das? Du thatest deine Pflicht in hohem, edlem Maße, doch auch dies Maß kennt End' und Ziel. Weißt du es schon, daß gestern die Franzosen die Schule und Kirche zu Möckern, darin an hundert preußische Blessierte lagen, in Brand gesteckt haben? Sie alle sind unter namenlosen Qualen umgekommen, denn leider Gottes kam der brave Hillern zu spät, die grauenhafte Roheit zu verhindern, und du mußt retten, mußt?“

Gabriele wich seinem Blick aus; sie barg ihr Antlitz, leise aufschluchzend, an seiner Schulter. Ach, daß sie hätte reden dürfen, sagen, wer der Schwerverletzte im Nebenzimmer drinnen war — es würde aller Qual ein Ende bereitet haben. Der Schwur schloß ihre Lippen, er sowohl wie die Angst vor Leos Ungestüm. Erfuhr er, daß er thatsächlich den Grafen Guise, den Träger der Stafette vor sich habe, würde sein leidenschaftlicher Patriotismus nicht eher ruhen, bis er das wichtige Dokument gefunden. Gabriele konnte jeden Augenblick von dem Lager des Kranken entfernt und in ihr Versteck zurückgebracht werden, und wer stand dafür ein, daß Leopold in solcher Stunde nicht doch noch versuchen würde, die Ordre an dem Sterbenden zu finden? Solch eine Unterbrechung seines Schlafes, solch eine Aufregung war aber fraglos des Unglücklichen Tod. Blitzschnell wirbelten die Gedanken noch einmal hinter Gabrieles Stirn, und was sie schon während ihrer stillen Wacht am Krankenbett erwogen, beschloß sie auch jetzt zur Rettung ihres einstigen Retters.

Sie schwieg, sie mußte schweigen, gleichviel, ob sie das Vertrauen und die Zärtlichkeit des Geliebten dadurch verlor.

Fester, flehender schmiegte sie sich an ihn. „O Herzlieber, warum solch finstern Haß, der die ganze Schuld einer Nation, eines Volkes auf einen einzigen derselben überträgt! Ja, jener Mann dort auf dem Sterbebett ist unseres Vaterlands Feind! Er ist's, weil die unersättliche Ruhmesgier seines Kaisers unserem Volk den Krieg erklärt, weil die Alliierten sich erhoben haben, solch ein Tyrannenjoch von ihrem Nacken abzuschütteln! Wär unser König ein Napoleon, zöge er nach Frankreich, zu erobern, und rief er dich in seine Reihen, bliebst du daheim? Gewiß nicht, Leopold! Des Fürsten Wille ist des Volks Gebot, und jenes Imperators Wille war der Krieg! Auch jenen rief die Pflicht von Weib und Kindern zu den Waffen! Glaubst du, er folgte gern? — So wenig gern, wie du dich einst aus meinen Armen reißen würdest! Und nun, da er solch schwere Pflicht mit seinem Blute, ja vielleicht mit seinem Leben zahlt, wirft er den Haß mitsamt dem Degen aus der Hand, ganz wieder Mensch, nur Mensch, der edlen Menschlichkeit anheimgestellt! O Leopold, es gibt auch welsche Herzen, die just so brav und edel wie die deutschen sind!"

Gerührt neigte er sich, sie zu küssen. „Du sprichst von seinem Weib und seinem Scheiden, du hast recht! Und denkst du edler Herzen in Paris, so weiß ich, daß Graf Guise ein solches Lob verdient!"

Sie schrak empor und wechselte die Farbe. „Graf Guise?“ stieß sie bebend hervor. „Was weißt du von Graf Guise?“

Er lachte. „Gar viel — wohl alles, was sein Edelmut für dich gethan, Herzlieb!“

Gabriele atmete hoch auf, aber ihr Blick haftete noch immer wie in mißtrauischem Forschen auf seinem Antlitz.

„Und warum sprichst du just in diesem Augenblick von ihm?“

„Weil du von braven, welschen Herzen sprachst!“

Da leuchteten ihre Augen auf.

„O Leopold, wie dank ich dir für dieses Wort! Ja, gibt es einen Menschen auf der Welt, den ich mit ganzer Seele hoch verehre, so ist's der Graf von Guise! Und wie das Angedenken seiner mutigen That für immer mir in treuem Herzen lebt, so lebt mit ihm auch meine Dankbarkeit, und hab ich einen Wunsch noch, ein Gebet auf Erden, so ist's die heiße Bitte, daß mir Gott bescheiden möge, jene Stunde dem wackern Manne zu vergelten!“

Er faßte ihre Hand mit innigem Druck und flüsterte weich: „Und ferne sei es von mir, dir solchen Wunsch zu wehren! Denn was er dir gethan, that er ja doppelt mir! Ja, Gabriele, ehre diesen Guise! Danke ihm, aber“ — er preßte sie voll zitternder Leidenschaft an sich — „liebe ihn nicht!“

Sie schrak leicht zusammen und blickte nach der Nebenthür, durch welche ein tiefer Seufzer klang.

„Wir sind zu laut — o still!“ flüsterte sie, „sein

Leben hängt an diesem Schlaf! Geh jetzt, Herzlieber, störe ihn nicht!"

Er hielt ihre Hand bittend fest. „Gehst du mit mir?"

„Ich darf ihn nicht verlassen!"

„Daß du den Grafen Guise vertrittst und für ihn einen solchen Opfermut bezeigen würdest, will ich glauben, was aber gilt dir der Marquis d'Amance?"

Die junge Gräfin hatte sich bereits zur Thür gewandt. Sie legte mit flehendem Blick den Finger an die Lippen und verschwand.

Leopold folgte ihr hastig ein paar Schritte, sank auf den Stuhl vor der Thüre nieder und lehnte das Haupt mit geschlossenen Augen gegen die Wand zurück.

Warum antwortete sie ihm nicht?

Ein unbestimmtes, ahnungsvolles Gefühl sagt ihm, daß er hier vor einem Geheimnis stehe, welches sich feindselig zwischen ihn und die Geliebte drängte. Er hatte gegen die Eifersucht angekämpft und versucht, Gabrielens Handlungsweise zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen, dennoch klangen seine eigenen Worte ihm immer drohender in den Ohren: Was aber gilt dir Marquis d'Amance? Sie kannte ihn — sie kannte seine Familie.

Hat ein Franzose je nach Weib und Kind gefragt, wenn es galt, ein Mädchenherz zu bethören und die Hände nach den Rosen in des Nachbars Garten auszustrecken? Warum sollte sich d'Amance nicht in die zauberhafte Schönheit dieser jungen Deutschen verliebt, warum sollte

er es nicht verstanden haben, auch in ihrem Herzen eine sündhafte Neigung zu erwecken?

Die unlösliche Ehe des Katholiken wehrt es ihnen, sich voll und ganz, vor aller Welt angehören zu dürfen, darum trug Gabriele geduldig einen Verlobungsring am Finger, welchen ihr der wahrhaft Geliebte ja niemals anstecken konnte!

Leopolds Antlitz färbte sich mit dunkler Glut. Die Bilder dieser Phantasien, welche er sich selber zur unerträglichen Marter schuf, standen ihm plötzlich wie eine Thatsache vor Augen.

Seine Glieder bebten, seiner selbst kaum noch mächtig lugte er forschend durch die Portière.

Träumt er? Ist er selber ein Fieberkranker? — Der Verwundete drinnen regt die Lippen. „Gabriele! — Gabriele!“ ruft er, „ich sah dich wieder! — Ich trage deine Rose . . . ist sie nicht rot . . . rot . . . wie die Liebe . . . in . . .“

Leopold starrt mit gläsernem Blick auf seine Braut, sie birgt das Antlitz in den Händen und weint.

Ein dunkler Schatten wallt vor seinen Augen, er taumelt in das Zimmer zurück, der Stuhl schlägt um.

Das Geräusch dringt zu Gabriele, sie erhebt sich abermals und tritt durch die Thüre.

„Nicht so laut! — ich beschwöre dich! Just diese Stunden sind die entscheidenden! Bleibt ihm der Schlaf, ist er gerettet! — Soll ich denn immer wieder vergebens flehen?“



Wahrlich, die Todesangst bebt durch ihre Stimme; ihre umflorten Augen sehen nicht die Veränderung in seinem Gesicht.

Er streckt ihr den Arm hin, streift rauh den Ärmel empor und weist ihr die blutige Bandage.

„Ich brauche eine neue Binde! Hast du eine zur Hand, so pfleg auch mich einmal!“

Eine Uhr schlägt. — Gabriele nickt hastig. „Im Augenblick, Herzliebster! Es ist Zeit für seine Medizin! Mutter gab mir Tropfen, welche das Fieber lindern. Im Augenblick bin ich zurück! Sieh, drinnen würfelt jede Stunde um Tod und Leben —“

„Erst er — dann ich?“ — Leo stößt es heiser durch die Zähne.

Sie hört's nicht mehr; — sie hastet an das Krankenbett. Da schüttelt ein wildes, ingrimmiges, halb ersticktes Auflachen seine markige Gestalt. Unfähig sich zu beherrschen, reißt er den Verband vom Arm. Seine Gedanken wirbeln hinter der Stirn, das Blut kocht in seinen Adern. Heil dir, du deutsche Treue, heil! — Sein Blick brennt auf der Wunde, welche ihm Franzosenhand als glühend Brandmal auf den Arm gezeichnet — ein Geißelhieb nichtswürdiger Sklaverei! Und in seiner Brust zuckt das Herz, dessen höchster Jubelschrei den Herrgott preist, welcher Frankreichs Lilie vor Deutschlands heiliger Majestät in den Staub gebeugt hat — dort aber steht seine Braut, das Liebste, Teuerste, was er besessen, und tritt ihre Treue und des Vaterlandes Ehre unter die Füße!

„Da bin ich wieder zurück und nun ganz und gar zu deinen Diensten, lieber Leo! Du löstest den Verband? Allmächtiger Gott, wie unvorsichtig! Wie du blutest!“

Leopold stieß ihre Hände, welche besorgt nach seinem Arm griffen, heftig zurück. „Hinweg! Rühr mich nicht an!“

Entsetzt blickte sie ihn an. „Was that ich dir?“

Da schüttelte er mit bitterem Lachen das Haupt. „Mir? Nichts! Wie solltest du auch, da du doch jenem alles thust!“

Unmutig faltete sie die Brauen. „Ach, immer wieder dieses alte Lied! Kleinliche Eifersucht, die so wenig zu meines Leo stolzem Heldensinne paßt! Trotze nicht, du Böser! Neig dich meiner Sorge!“

„Hinweg!“

„Das Blut zu stillen!“

„Heuchlerin! Was fragst du wohl nach solch flachen Wunden, wenn du mir treulos das Herz zerfleischst! Das blutet mir weit weher als der Arm und möcht' verbluten über solche Schmach!“

Sie faltete die zitternden Hände vor der Brust.

„Leo! Halt ein! Du ahnst nicht, wie bitter unrecht du mir thust!“

„Ich ahne es nicht?“ — Er biß die Zähne zusammen. „O ja ich weiß es sogar, daß du mich mit all deinen liebevollen Worten belügst und betrügst! Welch ein Recht hat jener Mann dort, der ‚Familienvater‘, der ‚Gatte eines holden Weibes‘, dich mit zärtlichsten Lauten ‚Gabriele‘ zu nennen und zu verraten, daß die Rose . . . welche

wir bei ihm fanden . . . haha! Genug davon! Ich war ein blinder, tölpelhafter deutscher Michel, bis mir jener schöne Schläfer dort die Augen und die Ohren geöffnet — —"

„Barmherzigkeit! — Sprich leise! Mäßige dich!"

Leo faßte voll wilder Leidenschaftlichkeit ihre Hand und schrie keuchend auf: „Nein! nein! und tausendmal nein! Wär ein wunderlich Beginnen, wenn ein Mann den Liebhaber seiner Braut voll zarter Sorge am Leben erhalten wollte! Ob er jetzt — oder späterhin durch meinen Degen stirbt." — —

„Leo!" — Hoch und stolz stand sie vor ihm, ihr Auge flammte so stolz und rein zu ihm empor, daß er betroffen verstummte. Gabriele aber maß ihn mit unaussprechlichem Blick. „Du sprichst von deiner Braut; — bin ich's nach solchem Wort schmählicher Kränkung noch? Weh mir, daß jener Mann dort sterbend liegt — er würde edel und rechtlich genug sein, mich vor den Beleidigungen eines . . . deutschen Helden zu beschützen! — Zeig deinen Arm, ich will's!"

Er schlug aufstöhnend die Hand vor die Stirn, wandte sich ab und verharrte regungslos. War sie noch seine Braut? War sie es noch? — Stumm bot er den Arm dar, sie verband ihn. Er sah nicht die Qual, welche das Antlitz der jungen Gräfin spiegelte, jäher Lärm im Hofe ließ ihn zusammenzucken und lauschen; gleichzeitig ward die Thür aufgestoßen und Lebrecht stürmte mit verstörtem Antlitz über die Schwelle.

„Herr Graf! . . . Gott helf uns . . ach, Komtesse . . . der Feind!“

„Ist da?!“

„Er ist's!!“

„Du faselst, Alter!“ — Leopold richtete sich jäh auf und starrte so wild verstört um sich, als erwache er aus tiefem Schlaf. Er schlug die geballten Hände gegen die Stirn. — War es möglich? Hatte er alles, das Nächste, Wichtigste selbst in seinen Herzensqualen vergessen können? Die tiefe, sonntägliche Stille, von keinem Kanonendonner, keinem Flintenschuß gestört, hatte ihn in unverzeihliche Gelassenheit gewiegt.

Lebrecht faßte den Arm des jungen Gebieters und schüttelte ihn voll beschwörender Angst.

„Seht aus dem Fenster! Im Hofe drunten . . . an zwanzig Mann Macdonaldscher Reiterei! Es gilt den beiden überfallenen Franzosen . . . Der Oberst fragt nach dem Besitzer des Schlosses, in welchem heute nacht zwei französische Ordonnanzen überfallen seien! Die Thore sind besetzt — wir sind umzingelt! Ach, ohne Rettung sind wir nun dem Strafgericht anheim gefallen!“

Leo war an das Fenster gestürzt. Er ballte mit jähem Fluch die Hand. „Beim Teufel! Jeder Pflasterstein im Hof hat sich gespalten, einen Knebelbart hervorzuspeien! Wo ist der Oheim, Lebrecht? So Gott es will, geflüchtet — und du . . . du — verbirg dich! Fort, hinweg, Gabriele, ehe es zu spät!“

Regungslos stand die Gräfin, groß, ruhig, ernst die Augen gerade aus ins Leere gerichtet.

Lebrecht faßte ihre Hand. „Schnell, schnell . . . die kleine Treppe führt uns in die Keller des abgebrannten linken Schloßflügels . . . von da erreichen wir wohl noch den Park . . .“

Sie schüttelte langsam das Haupt. „Zu spät; — hörst du nicht schon den Lärm im Haus?“

Leo ergriff voll wilder Heftigkeit ihre Schulter und versuchte, sie nach der Thüre zu drängen — „Du gehst! Nun sage auch ich: Ich will's!“ — schrie er auf.

Ihr Blick flammte stolz zu ihm empor. „Ich bleibe. So will ich's.“

Da lachte er, als ob ihn ein Fieberschauer schüttele. „Nun dann, Juchheisa, schöne Gräfin! Empfangt die welschen Freunde!!“

Er wandte sich und umkrampfte mit der eiskalten linken Hand den Degen, der vor ihm auf dem Tisch lag.

Schon dröhnten Schritte auf dem Flur, die Thür ward aufgestoßen, Graf Ulrich, von französischen Offizieren und Soldaten umgeben, trat ein.

„Vater!“ — schrie Gabriele auf — „Vater!“

Der alte Mann nickte ihr lächelnd zu. „Getrost, mein Liebling — Gott verläßt uns nicht.“ Und dann wies er auf die Nebenthür: „Hier in diesem Zimmer liegt der Verwundete.“

Ein junger Leutnant berührte die Schulter seines Kapitäns und wies auf Leo. „Seht jenen, Montfort!“

Kapitän Montfort bemerkt erst stirnrunzelnd, dann mit spöttischem Lächeln die Waffe in der Hand des Verwun-



deten. Er blickte mit scharf prüfendem Blick auf Ulrich. „Ist jener Euer Sohn?"

„Er ist's."

Auf kurzen Wink umringten die Soldaten den jungen Grafen.

„Gebt Euren Degen ab! Ich habe Befehl, mit Hochverrätern abzurechnen!"

Leo wich wild zurück. „Wagt es!" knirschte er. „Ehe ihr mir diese Klinge brecht, sollt ihr sie fühlen, gottverfluchte Burschen!"

„Thörichter Widerstand! Ihr seid Gefangener, Graf, Ihr wißt's, und Kriegsgericht macht kurzen Spruch!"

Leo warf das Haupt stolz in den Nacken. „Ich will ihn mit dem Degen hören! Sprecht ihn aus! Und mit der Waffe sag ich meine Antwort!"

Da stand Gabriele neben ihm und rang ihm mit kurzem Griff den Degen aus der schwachen Hand. Das Antlitz, welches sie ihm zuwandte, war bis zur Unkenntlichkeit verändert. „Klebt all dein Mut nur an der Klinge hier? Hinweg damit! Und nun heb kühn dein Haupt! — Gott sei dein Schild!"

Leopold wankte mit wildem Blick gegen Montfort und breitete keuchend die Arme aus. „Wehrlos! Gebrandmarkt — von einem Weibe bezwungen — hier meine Brust! — stoßt zu!!"

Montfort maß ihn mit finsterem Blick. „Mein Befehl lautet, eine Ordre zurück zu bringen, welche zwei französische Offiziere, die man heute nacht im Schloß hier überfallen, bei sich trugen. Diese Depesche verlange ich, unerbrochen, unverletzten Siegels. Wir sind eingedenk, daß Ihr ein Sachse und uns verbündet seid, Herr Graf, allein die That in Eurem Schloß —"

Ulrich unterbrach ruhig: „Ich kenne des Krieges streng

Gesetz, Herr Kapitän. Was sich auf meinem Grund und Boden abgespielt, macht mich verantwortlich für fremde That, wenngleich ich Euch auf Ehrenwort versichere, daß weder ein Plan noch listiger Überfall, von mir verhehlt, den Tod der Offiziere beschworen. Noch lebt der eine ja, und läßt es das Fieber zu, wird er meine Worte bestätigen."

Montfort wandte sich hastig zur Nebenthüre, Gabriele aber trat ihm leichenblaß, mit angstvoll großen Augen in den Weg. „Es ist umsonst — das Fieber schafft ihm wirre Phantasien, und stört Ihr ihn in diesem Schlafe, ist der Arme rettungslos verloren!"

„Pflegt Ihr den Kranken selber, Gräfin?" Der Kapitän blickte voll wachsender Theilnahme und Bewunderung auf die engelgleiche Mädchengestalt, welche in reinem Französisch so warm für den Verwundeten flehte.

Gabriele nickte hastig. „Seit wenig Stunden weilt er erst im Schloß! Läg es in meiner Macht, ihn dem Tod zu entreißen, glaubt mir, Kapitän, nicht eine Mutter sollte ihn treuer hüten können!"

Montfort neigte sich galant, die Hand der holden Sprecherin zu küssen. „Ihr seid Französin, Komtesse?"

Ein scharfes Auflachen Leopolds, Gabriele aber heftete ihren klaren, milden Bick fest auf das Antlitz des Franzosen und schüttelte das Haupt. „Nein, Herr, gut deutsch — so deutsch wie treu!"

„So danke ich Euch die Sorge um den Kranken doppelt, Gräfin, sie geleiten mich wohl an sein Lager!"

Gabriele legte mit bedeutsamem Blick den Finger an die Lippen, schlug die Portièren zurück und trat dem Offizier voran in das kleine Nebenzimmer.

Ein paar hastig geflüsterte Worte, und beide kehrten zurück.

Montfort sah erregt aus, sein unstäter Blick flog von Ulrich zu Leopold.

„Jener Mann ist der Gesuchte. Bewahren Sie die Ordre auf, Graf?"

„Nein, Kapitän."

Leopold hob trotzig das Haupt. „Und wenn ich sie besäße, gäb ich lieber mein Blut, denn sie."

Montfort stampfte zornig die Erde. „Ihr werdet sie herausgeben, denn ich weiß es, daß sich die Depesche noch im Schloß befindet — sich befinden muß. Sehr ungern vergießt der Kaiser sächsisch Blut, doch ein Verräter ist uns nicht verbündet! — In fünf Minuten halte ich die Ordre in Händen — Graf — —"

Gabriele hob die gefalteten, zitternden Hände. „Erbarmen, Kapitän! Er hat sie nicht! Die Husaren suchten bereits vergeblich —"

Montfort wandte sich höflich und bot der Sprecherin den Arm. „Verlaßt dies Zimmer, Gräfin!"

Sie schüttelte aufgeregt das Haupt und wich zurück, Ulrich aber fragte ruhig: „Warum sucht Ihr sie just bei mir? Ich überfiel den Kranken nicht."

„Doch die es thaten, sind in unserer Hand — und keiner trug die Ordre bei sich. Der Offizier versicherte,

daß sie wohl falsche Reiter als Ordonnanzen verfolgt. Die schwere Verwundung des einen habe eine genaue Nachforschung nicht zugelassen —"

„So holt sie doch jetzt noch nach!" — spottete Leo.

Montfort maß ihn mit glimmendem Blick. „Jetzt kam ich wohl zu spät. Da Ihr in diesem Schlosse weilt, ist wohl die Ordre längst durch Eure Hand entdeckt."

„Nein, leider Gottes, nein!"

„Noch einmal — Graf! Ich habe keine Zeit!"

Ulrich seufzte tief auf. „Zum letztenmal, Ihr sucht sie hier vergebens. Nehmt unser schuldlos Blut dafür — schießt zu! Doch eines bitt' ich, Kapitän, schont die Frauen!"

Montforts Blick traf Gabriele, welche sich in wortloser Verzweiflung an die Brust des alten Mannes warf. Er zögerte und näherte sich dem Grafen.

„Was nützen Euch die Schriften, Herr! Leipzigs Kanonendonner zermalmt ja Deutschland so wie so —"

„Ihr lügt! — er rettet es!!"

Montfort zuckte die Achseln. „Ihr wollt's nicht anders. — Versichert euch der beiden! Die Soldaten drangen gegen die beiden Wehrlosen vor.

Mit dumpfem Aufschrei warf sich Gabriele dazwischen, sie umkrampfte Leopolds Arm. Ein Blick verzweiflungsvoller Liebe brach aus ihren Augen. „So geh nicht von mir, Herzgeliebter! Ein guter Blick noch — und uns beiden winkt der Tod!"

Groß, mit weit offenem Augen starrte er sie an. Dann ging ein Zittern durch seine hohe Gestalt. Er riß sie wild an sich, um sie im nächsten Augenblick heftig zurück zu stoßen. — „Herrgott des Himmels, mach mich im letzten Augenblick nicht noch zum Schwächling, Weib!"

Durch die Thür drängte sich Gräfin Hohenberg. Sie bahnte sich den Weg zum Gatten und sank ihm an die Brust. — Die Blicke der beiden alten Leute begegneten sich — sie sagten einander mehr wie tausend Worte.

Montfort stieß den Säbel zornig auf den Boden. „Fort! — Zum Hof hinab!"

Da umklammerte Gabriele seine Hände. Ein furchtbarer Kampf durchbebte sie und spiegelte sich auf ihrem todesbleichen Antlitz.

„Halt!" schrie sie auf. — „Laßt mich ein Letztes wagen und versuchen!"

„Umsonst, Gräfin —"

„Die Ordre wird sich finden — —"

„Wo?"

„Bei jenem Kranken dort! Ich bitte Euch, Kapitän, folgt mir zu ihm —"

Montfort ließ sich willenlos von ihr mit fort in das Nebenzimmer ziehen. Sein Leutnant folgte ihm — neugierig drängten die Soldaten, ihre Gefangenen in der Mitte, nach der offenen Thüre. Leopolds Haupt überragte sie; sein Blick folgte wie geistesabwesend der schlanken Mädchengestalt.

Die Läden vor den Fenstern des Krankenzimmers

waren noch geschlossen; der Himmel hatte sich mehr und mehr verfinstert, ein trübes Dämmerlicht erfüllte das kleine Gemach und ließ die Gesichter kaum erkennen.

Gabriele riß den Reitermantel, welcher seitwärts auf einem Sessel lag, empor und schlang ihn um die Schultern, dann drückte sie mit zitternden Händen den Hut des Grafen Guise tief in die Stirne. Noch einmal verschlang sie die Hände wie in verzweiflungsvoller Qual, dann traf ihr Auge das greise Haupt des Vaters, das Antlitz Leopolds — es leuchtete auf. Entschlossen trat sie an das Lager des Verwundeten.

Röchelnd lag Guise. Sein erst so bleiches Antlitz brannte im Fieber, die Hände tasteten unruhig umher, er murmelte leise vor sich hin.

Gabriele berührte heftig seine Schulter. „Graf! wacht auf! — Henri! — Hört Ihr nicht? Ich bin's! Lecoq! — Wacht auf!“

Der Verwundete zuckte zusammen und öffnete die umnachteten Augen.

„Ja, ja . . . Der Kaiser lacht —“ lallte er mit schwerer Zunge. „Hei, wie er lacht! Feurige Kugeln faßt er mit beiden Händen und schleudert sie auf Leipzig! — Laß sein, Napoleon! Der Blücher fängt sie auf und lacht . . . noch lauter . . . wie du . . .“

Seine Stimme erstickte. — Gabriele aber faßte ihn fester am Arm und rief mit greller Stimme: „Kommt zu Euch, Henri! Seht Ihr nicht die Husaren . . . sie dringen in das Gartenhaus ein, wir sind überfallen!!“

Guise richtete sich schwerfällig, kraftlos in den Armen der Sprecherin empor. „Wo bin ich?! Lecoq, sprichst du? Was gibt es? Ja, ja, doch! Ich entsinne mich . . . ein weißes Roß jagt übers Feld . . . und blutet aus dem Schenkel! Siehst du, wie's näher kommt? Grad auf mich ein! Und grinst und schnauft . . . haha! Es ist Saint-Cyr! Zurück . . . fort mit den Hufen! Fort von meiner Brust . . . weh mir! Lecoq . . zu Hilfe . . . ach . . . ach der Schmerz . . . es stampft mich in den Staub — —"

Gabrieles zitternde Gestalt brach zusammen, laut aufschluchzend neigte sie sich einen Augenblick über den Röchelnden, dann schrak sie abermals empor.

„Ihr faselt, Henri! — Hört Ihr nicht die Schüsse? — Husaren sind's! Sie suchen unsere Ordre! Zu Hilfe! Schützt die Ordre!!"

Guise fuhr empor. „Die Ordre! — Überfall . . . gib mir den Degen — die Pistole . . . lösch nicht das Licht, es gilt der Gräfin Ruf . . . Gabriele! — Gabriele!!"

„Die Ordre, Graf! Tragt ihr die Ordre?!"

„Ich trag sie unverändert — vorwärts . . . schnell . . ."

„Wo tragt ihr sie? Gebt Antwort . . . wo?!"

Guise taumelte empor. „Dahier . . . im hohlen Degengriff . . . Napoleons Degen . . . weißt es ja . . . und da . . . sieh, hörst du ihre Schritte? . . . Sie verfolgen uns! — Es wird so schwarz um mich . . ." er griff wankend in die Luft . . . „ich sehe sie nicht mehr. — Gabriele . . . zum letztenmal sah ich dich . . . mein Todes-

engel du . . . die weißen Rosen blühen nur auf meinem Grab . . ."

Gabriele stieß einen leisen Schrei der Qual aus — sie sah, wie ein Blutstrom aus der Brustwunde brach, wie Guise die Hand darüber krampfte.

Er hatte die Augen geschlossen, jetzt riß er sie noch einmal weit und stier auf.

„Welch ein Schrei . . . Lecoq . . . du taumelst . . . verflucht! Eine Kugel traf dich in den Hals — — stirb nicht, mein Freund . . . stirb nicht . . ."

Gabriele wandte sich ihm voll Anstrengung wieder zu und suchte den Fiebernden voll Todesangst auf sein Lager zurück zu betten, er wehrte sich mit letzten Kräften. „Weh mir . . . ich sehe Blut! Dein ganzes Antlitz schwimmt in Blut! Waffen! Gebt Waffen! Ich will hinaus . . . zu den Brüdern . . . ich muß des Kaisers Ordre tragen . . . ha, welcher Schmerz — — hier traf der Degen . . . hier . . ." — Seine Hände preßten sich gegen die Brust, er sank kraftlos nieder und schloß die Augen. „Gabriele . . ." röchelte er leise, „wo bleibst du . . . Mädchen, ach, was thatst du mir für Leids!"

Gabriele schleuderte außer sich Mantel und Hut beiseite, warf sich neben dem Sterbenden nieder und faßte seine Hände, um sie mit Küssen zu bedecken.

„Graf, blickt auf! Nur einmal seht mich noch! Hier bin ich, zu Eurer Seite . . . halt Euch im Arm . . . bleibt bei uns, Graf — ach, sterbt nicht, ehe Ihr mir vergabt!"

Bei dem Klang ihrer Stimme schien das Bewußtsein noch einmal zurückzukehren.

Er blickte sie an, sein totenhaftes Antlitz lächelte wie verklärt. „Du bist es, Gabriele . . . du! Dein blaues Auge . . . richt mich empor . . . laß mich dich besser schauen. — Du Engelsangesicht! — Ach, weiße Rosen gabst du mir, dein Herz besaß die deutsche Heimat . . . Leopold . . . und ich . . . ich ein Franzose! . . . O, wie lieb ich dich . . . drum durft' ich dich noch einmal sehen . . . zum letztenmal . . ."

Blutstropfen perlten über seine Lippen, die Augen flackerten noch einmal wild auf, mit letzter Anstrengung strebte er empor. „Horch . . . Signale?! Zu Pferd, Lecoq! Scharf zugeritten . . . wir tragen Frankreichs Ehr' und Rettung in der Hand! Sieh dort! Dort flattern Fahnen! Marmont sprengt her . . . Napoleon . . . er reicht mir einen Kranz . . . nein! Nicht auf mein Haupt . . . ich bin kein Feldherr . . . trug noch die Ordre nicht zum Ziel, mein Kaiser! Siehst du nicht, daß dein Lorbeer brennt und flammt? Er träuft von Blut! . . . fort . . . fort damit . . .! Und ihr da . . . ihr alle . . . mein Kaiser . . . ach, warum legst du die Hand so schwer auf meine Brust? . . . Ich muß ersticken . . . Luft! . . . Luft!! — Lecoq! — wir siegen! — Victoire! victoire, Napoléon! — Ich seh' dein Bild . . . aus Flammen steigt's empor . . . aus Meereswogen wächst ein Fels . . . Kanonen brüllen . . . bleich und bleicher wird dein Stern . . . und eine Sonne steigt — — trägt Preußens Pupurmantel

— — und in das Meer hinab . . . verlöschend . . . schnell . . . versinkt der Ruhm des größten aller Kaiser . . . Nacht wird's in Frankreich . . . Nacht — — —"

Er brach zusammen. Seine Stimme hatte noch einmal laut aufgeklungen, dann erstickte sie gurgelnd in dem Blutstrom, welcher über die Lippen quoll. Sein Haupt sank zurück, die Hände zuckten und krampften sich — — er hatte vollendet.

Die beiden Frauen neigten sich voll zitternder Sorge über ihn, zu retten — zu helfen . . . umsonst.

Wie unter einem starren Bann hatten die Umstehenden gestanden und das Überraschende, Ungeheuerliche angestarrt.

Die düstern, letzten, prophetischen Worte des Sterbenden legten sich wie ein unheimlicher Schatten auf aller Angesicht — und dazu erhob sich der Sturm und klagte wie ein gespenstisch Totenlied um das Haus.

Montfort strich hastig über die Stirn und richtete sich jach auf. „Wo ist der Degen Napoleons, von welchem der Sterbende sprach?" fragte er heiser.

Graf Ulrich wies auf den Sessel, darauf Mantel und Hut gelegen. Auch die Waffe lag dort.

Die französischen Offiziere griffen hastig danach und schraubten nach kurzem unsicherem Versuch den Griff ab.

Montfort zog den schmalen, zusammengerollten Brief hervor — sein Auge blitzte auf.

„Hier ist sie! — Die Ordre ist gefunden!" rief er.

Gräfin Hohenberg hob die gefalteten Hände zum

Himmel. Thränen stürzten aus ihren Augen, aufschluchzend sank sie dem vom Tode erretteten Gatten an die Brust.

Montfort steckte die Ordre hastig in den Degen zurück und legte denselben an. Dann schaute er sich nach seinen Leuten um. „Zu Pferd!" — Noch einen kurzen militärischen Gruß gegen die gräfliche Familie, einen zweiten gegen die Leiche des Kameraden, und der Kapitän wandte sich so hastig zur Thüre, als brenne der Boden unter seinen Füßen.

Still ward es — totenstill in dem kleinen Zimmer. Gabriele lag noch immer regungslos auf den Knien, das Antlitz gegen die kalte Hand des Toten gedrückt.

Da wankte Leopold an ihre Seite, hob sie empor, und starrte ihr in das Antlitz.

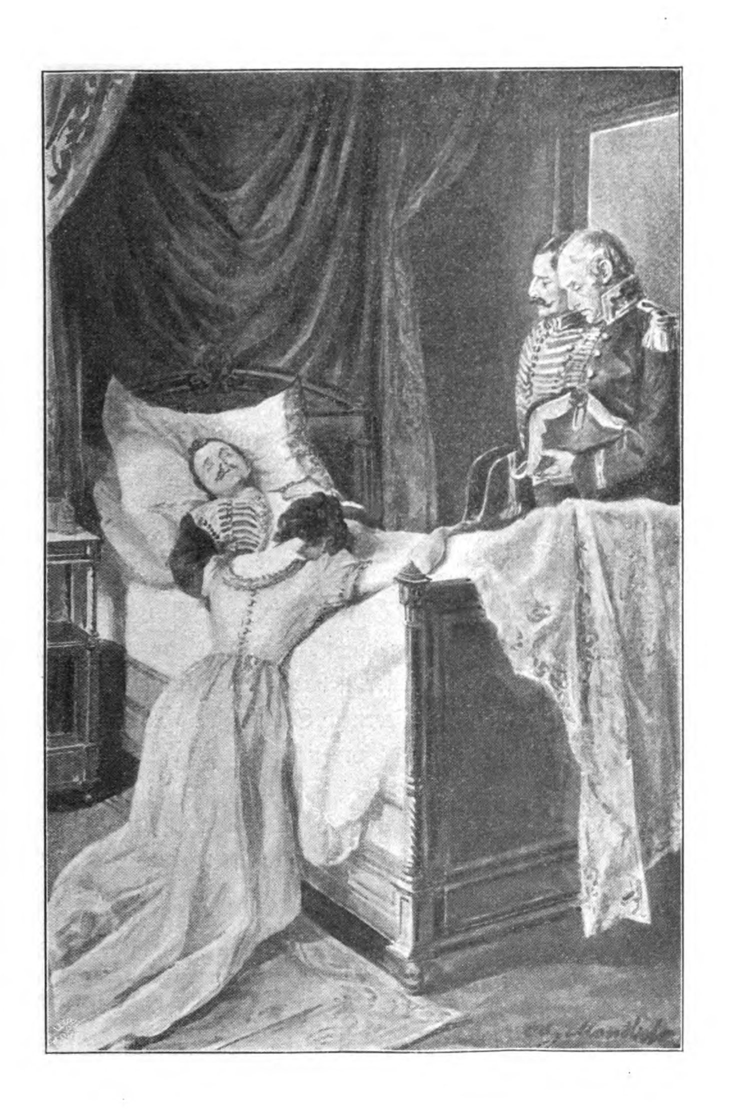
„Wer ist dieser Mann, Gabriele?" fragte er mit erstickter Stimme.

Ein Zittern flog über ihren Körper — sie hob die gefalteten Hände empor. „Graf Guise!" schrie sie auf — „er selber, Leopold — Graf Guise!"

Und dann kein Laut im Zimmer. Das alte gräfliche Paar umschlang sich wie in tiefem Schmerz — sie hatten es geahnt, Leos Antlitz aber ward farblos wie das des Entschlafenen vor ihm.

„Gabriele!" — stöhnte er, sank an ihr nieder und umfing ihre Knie. „Was hast du für uns gethan — wie soll ich jemals büßen, was ich gegen dein heilig treues Herz gesündigt!"

Sie nahm sein Haupt zwischen die Hände und blickte



ihm in die Augen. Ein Blick der tiefsten, innigsten Liebe, und sie breitete die Arme nach dem Vater aus. „Gerettet!“ — lächelte sie wie verklärt — „Gerettet!“ — und dann schloß sie die Augen und sank bewußtlos neben der Leiche dessen nieder, den sie der Liebe geopfert hatte.

„Um hohen Preis!“ murmelte Leopold, neigte sich und küßte voll feierlichen Ernstes die Hand des französischen Reiters. Dann folgte er, wankend wie ein Kind, welches die ersten Schritte in ein neues Leben thut, dem Grafen, welcher mit jugendstarken Armen seinen bleichen Liebling emporgehoben, sie aus diesem düsteren Zimmer hinaus zu Luft und Licht zu tragen.

Drunten erklang der Hufschlag der fortsprengenden Franzosen.

* * *

Die Sonne des achtzehnten Oktobers war gesunken. An dem großen Wachtfeuer neben der Tabaksmühle saß Napoleon auf einem hölzernen Stuhl, die Hände lagen im Schoß, das Haupt war tief zur Brust gesunken. Er schlief.

Seine Generale und Offiziere umstanden ihn lautlos — keiner wagte es, einen Traum zu stören, welcher dem geschlagenen Kaiser vielleicht noch einmal Frankreichs nie gesunkenes Ruhmesbanner zu Sieg und Ehre voranflattern ließ.

Da schlug eine feindliche Granate in das Wachtfeuer und zerstreute die Feuerbrände.

Napoleon schrak empor und starrte in die Finsternis. Es war Nacht geworden — Nacht. Es zuckte und arbeitete in seinem eisernen Gesicht. Es sollte noch kein Sonnenuntergang dem stolzen Frankreich drohen. Er befahl, das Feuer frisch zu fachen.



Es geschah.

Sinnend stand er an Murats Seite und blickte in die neu aufprasselnde Glut. Warum soll er nicht die gesenkte Fackel des Krieges frisch an ihr entzünden und die Scharte auswetzen, welche dieser Tage in das Schild des Unbesiegbaren geschlagen?

Dieses Feuer deucht ihm plötzlich ein Bild der Zukunft, erlosch es auch momentan, bedarf es nur eines Winks seiner gewaltigen Hand, um es neu zu entfachen.

Da sprengt eine Ordonnanz herzu. Kapitän Montfort. Erst jetzt gelang es ihm, seinem Kaiser den Degen mit der Ordre des Grafen Guise zurückzubringen.

Napoleons Gesicht verdüstert sich, als er den Brief abermals in der Hand hält, von welchem er so Vieles, Großes, alles erhoffte.

Zu spät, sein Unstern steht ihm zu Häupten.

Dennoch bewahrt er die Kaltblütigkeit, belohnt den mutigen Überbringer des Briefes und wendet sich abermals zu dem Feuer, mit verschränkten Armen, düster sinnend hineinzustarren.

Das Feuer brennt heller und heller auf — das ist ein gutes Zeichen. Soll er dem Glück noch einmal vertrauen? Soll er noch einen Versuch machen, diesen Brief in die Hände des Kaisers Franz zu spielen?

Da zischt und pfeift es durch die Luft — eine zweite Granate schlägt in das Feuer und löscht das erst teilweise brennende völlig aus.

Regungslos steht Napoleon. Murat will ihn zurück-

reißen — er schüttelt finster das Haupt. Ein Feuerbrand flackert noch einmal matt auf. Der Kaiser neigt sich und legt einen Brief darauf — es flammt, das Papier windet und krümmt sich wie im Kampf gegen das Verderben — dann sinkt es in Asche zusammen. — Die Ordre des Grafen Guise existierte nicht mehr.

Nacht war und blieb es — Nacht. — Napoleon warf sich auf sein Pferd und ritt langsam mit Murat und seinem Gefolge in die finstere Zukunft hinein.

* * *

Die Sachsen waren während des entscheidenden Kampfs zu den Alliierten übergetreten, und General Brause derjenige, welcher das erste Beispiel solch deutscher Treue gab.

Während die Granaten das Wachtfeuer Napoleons verlöschten, führte General Brause den jungen Wilhelm von Knobelsdorff in die Arme seines höchlichst überraschten Vaters.

Mit Stolz und Schmunzeln blickte der alte Herr auf den jungen „Ausreißer", welchen ihm das Schicksal zum zweiten Mal gar wunderlich in die Hände gespielt.

Wilhelm erzählte seine Schicksale.

Als sie die Ordre des Grafen Guise leider vergeblich in der Nacht bei zwei Ordonnanzen gesucht hatten, wurden sie auf dem Heimritt von Macdonaldschen Reitern, welche durch die Schüsse wohl alarmiert waren, umzingelt.

Ein kurzer, verzweifelter Kampf. Eine der ersten Kugeln streckte Wilhelms Pferd zu Boden. Wild aufbäumend raste es noch eine Strecke in die Dunkelheit hinaus,

brach zusammen und begrub den jungen Reiter unter seiner Last. So lag er hilflos, während seine Kameraden, die Husaren, teils niedergehauen, teils gefangen wurden.

Als er sich unter größter Anstrengung unter dem Roß hervorgearbeitet, stand er allein auf dem Schlachtfeld. — Der Morgen graute, und auf gut Glück lief er einem fernen Dorfe zu, in der Hoffnung, auf Alliierte zu stoßen.

Das Glück war auch mit ihm.

Er traf auf russische Reiterei, stellte sich in ihre Reihen und nahm mit ihnen an dem Angriff auf Paunsdorf teil, bei welchem sie Bülow unterstützten.

Hier war es, wo General Brause seine Brigade den Alliierten zuführte, und ein lautes, deutsches Hurra aus der ersten russischen Reihe ließ ihn zu großer Überraschung seinen jungen Schützling erkennen. Er rief ihn an seine Seite, und Wilhelm von Knobelsdorff begleitete ihn zu dem Monarchenhügel, wo Brause wohl weiter für ihn zu sorgen gedachte.

Und er that es.

Der Vorschlag des Generals, sich der Reiterei anzuschließen, welche Bennigsen in die Reserve verwies, fand bei dem jungen Hitzkopf durchaus keinen Anklang, er weigerte sich so standhaft dagegen, daß Brause ihm den Willen lassen mußte, im Bülowschen Korps die blutigen Lorbeeren dieses heißen Tages zu pflücken.

Er that es mit der vollen, schwärmerischen Begeisterung seiner Jugend, ein Anblick, bei welchem den alten Sol=

daten das Herz lachte und welcher dazu angethan war, sie anzufeuern und zum Äußersten zu treiben.

Das „Bürschlein" war die Freude des ganzen Regiments, und als ein Schuß ihm oberhalb des Knies das Bein traf und ein Sitzen auf dem Pferde unmöglich ward, sorgten die Kameraden, daß dies junge Blut nicht auf dem Schlachtfeld verderbe.



General Brause forschte nach ihm und fand ihn bei einer Verbandstätte barmherziger Brüder auf. Da gelang es ihm nach manchen Schwierigkeiten, Vater und Sohn zu vereinen. Welch ein Stolz, welch ein Glück des Wiedersehens.

Als der Major für die Rettung seines Sohnes danken wollte, schüttelte Brause mit seltsamem Lächeln das Haupt. „Still, still, mein Freund. Hat einer hier zu danken,

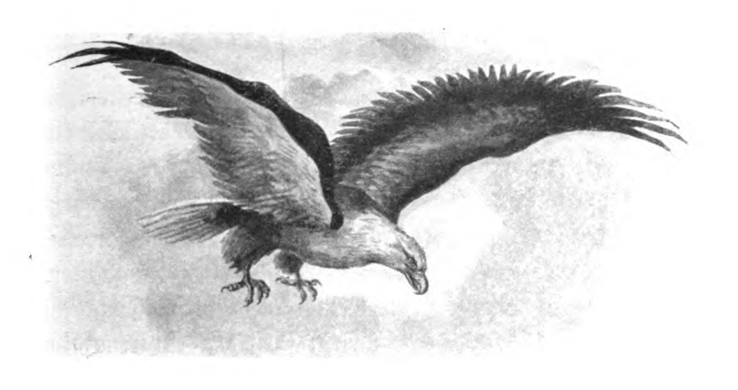
so bin ich es wohl. Kleine Ursache, große Wirkung. Hätte der Sakramentsjunge mir nicht so scharf die Wahrheit gesagt — — je nun, sie war der Funken fürs Pulverfaß! Und nun Gott befohlen! Der Schlingel bleibt mir hier auf dem Pachthof, bis er sich reisefähig fühlt; will ein Wörtlein mit der braven Bäuerin sprechen. 's ist sicher jetzt, dies Nest. Der Kriegssturm hat ausgetobt — er wälzt seine Massen fern ab."

Und dann legte er dem jungen Freund zum Abschied die Hand aufs Haupt und drückte herzhaft die Rechte des Vaters. „Wenn ihr beiden glücklich zu der wackern, heldenhaften Knobelsdorffin, welche um das Vaterland geweint hat, heim kommt, so laßt's mich wissen."

Sie kehrten beide heim zu ihr, und die Knobelsdorffin hat es ihm selber in einem „herzbeweglichen" Dankesschreiben berichtet.

Graf Hohenberg hat sein verwüstetes Schloß neu aufgebaut, und an dem Tag, wo zum erstenmal die Fahne wieder von dem Giebel zu dem befreiten Vaterland herniederwehte, hat Leopold die Geliebte als Weib heimgeführt.

In dem Park aber erhob sich eine Marmorurne auf frischem Grab. Sie trug den Namen des Grafen Henri von Guise und das Datum des siebzehnten Oktobers 1813. Man konnte die goldene Inschrift aber kaum lesen, weiße Rosen überrankten das ganze Grab, und ein junges Paar stand oft betend davor, sie mit Thränen zu netzen.



Der Seeadler.

Eine heitere Erinnerung an Josef Victor von Scheffel.

Es ist ein unwirtlicher Novemberabend. Direkt von der Ostsee herüber braust der Sturm, jagt die ersten Schneeflocken über das mecklenburgische Land und packt die Wellen des Ziegelsees mit solch kampflustiger Gewalt, daß sie zornig emporschnellen und dem rauhen Gesellen die weißen Gischtflocken in den heulenden Rachen schleudern.

Das klatscht und rollt und tost gegen die Ufer, und die laublosen Bäume schlagen wild um sich mit den Zweigen, prasselnd, pfeifend und knarrend, — wer mag sie alle schildern und nennen, die wunderlichen Stimmen, Sänge und Klänge solch einer bewegten Spätherbstnacht.

Die Vorhänge sind weit von den Fensterscheiben zurückgeschlagen. — Ich blickte hinaus in das Wirbeln und Auf- und Niederschnellen der Zweige, ich sehe phantastische Wolkengebilde wie Wodans Geistesheer vor dem bleichen Mond vorüberfliegen, ich überblicke die weite, wild erregte Fläche des Sees, — — und dazu knistert das Feuer so behaglich im Kamin, es heult und pfaucht im Schornstein, und die Lampe leuchtet wie ein freundlich stiller Stern durch das warme Zimmer.

Seltsam, — mir ist es, als hätte ich just solch einen Abend schon einmal erlebt. — Wo? —

Ich lehne den Kopf zurück und schließe nachdenkend die Augen. —

Huhuhuhu — „es steht ein Berg im deutschen Land, trägt stolze Mauerkrone!“ singt der Sturmwind. Der Hohentwiel!

„Und ich schau des Sees Spiegel,
Seiner Wogen grünen Schwall,
Seine tannendunklen Hügel,
Seiner Alpen Mauerwall — —“

So sang Meister Scheffel.

Nun wußte ich's, woran mich diese Sturmnacht gemahnte!

Und schneller wie die Windsbraut, schneller wie die Wolken am Himmel flogen meine Gedanken. Vom nordischen Mecklenburg hernieder, pfeilgeschwind landab bis zum Bodensee.

Dort, wo dicht am Ufer ein freundlich Lichtlein durch

die Fenster strahlt, weilten sie. Da hielten sie Einkehr in der Seehalde, in jener stillen, trauten Seehalde, wie sie vor Jahren einst der weiche Pfühl war, darauf eine kranke Dichterstirn ausruhen wollte in weltfernem Frieden und Vergessen.

Gewaltig stürmt die Erinnerung auf mich ein. Ich sitze wieder an der Seite Josef Victors von Scheffel. Der Wein perlt vor uns in den Gläsern, herrliche Früchte eigener Gartenernte locken als Nachtisch auf der Tafel, und draußen brandet der See gegen das Ufer, pfeift der Sturm so nachdrücklich um die Fenster, daß die Lichtflammen auf den Leuchtern angstvoll hin- und herflackern, als wollten sie flüchten vor solch mörderischem Atemzug.

Meister Scheffel erzählte uns, wie grob dieser schöne, poetische Sturm sein könne, so nichtsnutzig, daß er abermals das Dach der neuerbauten Seehalde emporgehoben habe, — und Jeder der kleinen Tafelrunde wußte ein Histörlein zu berichten, in welchem der Herbstwind eine mehr oder minder liebenswürdige Rolle spielte.

„Und doch bin ich ihm einstmals zu großem Dank verpflichtet gewesen!“ lächelte der Meister, sein liebes, ehrwürdiges Haupt momentan in die Hand stützend, — „wäre er nicht gewesen, er und jener wackere Seeadler da droben, — dann säße ich jetzt wohl nimmer so fröhlich dahier in eurer Mitte.“

Langsam, gewichtig jedes Wort betonend, klang seine Stimme in dem so unbeschreiblich gemütlichen badenser

Dialekt, und auflauschend wandten wir die Köpfe, den genannten Adler teilnehmender wie zuvor anzuschauen.

„Brillantes Exemplar! Selber geschossen, lieber Scheffel?“ fragte mein Vater als passionierter Jäger sehr lebhaft, aber meine Passion für selbsterlebte Geschichten des Meisters war noch lebhafter und so faßte ich sofort die Gelegenheit beim Schopf.

„Hat ihn der Sturm etwa hierher verschlagen? Ist er einer jener Adler, welche ihre Federn in Sonnenglut tauchen, um sie den Dichtern zu bringen?“

„Prostemahlzeit, Fräulein Nataly — ist nimmer ein Adler so zuvorkommend zu mir gewesen! Ein ganz gemeiner, diebischer Patron war's, der mir gar zu arg um die Mettnau herum gehaust hat, — drum hab ich ihm, just ebenso unhöflich, sein Lebenslichtlein ausgeblasen, als er grad am meisten auf meine Gastlichkeit gerechnet hatte.“

„So waren Sie ihm nur zu Dank verpflichtet, weil er still hielt, als Sie zielten?“ —

„Ich glaube gar, ein gewisses kleines Dämle will boshaft werden!!“ — Scheffel lachte und strich den Kinnbart. „Merken Sie auf, Jungfer Kollegin, jetzt kommt eine Geschichte, die Sie mir wegschnappen dürfen! Aber später erst, — wann meine Büste drauß' vor der Thür steht . . . so lang ich lebe, thut mir einsiedlerischem Mann ein wenig Gespensterrenommee für die Seehalde recht ordentliche Dienste.“

Nun gab's ein Näherrücken und Lauschen! — Der

Meister hob zuvor das Glas zu kurzem Schluck an die Lippen, lehnte sich behaglich zurück und sprach:

„Folgendermaßen ist's gewesen. — Obwohl besagter Seeadler der Held meiner Geschichte ist, kann ich mit seinen Personalien nicht aufwarten, denke mir nur, er ist, wie es in selber Familie traditionell, auch ein ‚hochgeborener' Herr, eine Art Raubritter, die sich zeitweilig gern mit fremden Federn schmückten und and'rer Leut' Gebiet nimmer respektieren mochten. Ich hab seine persönliche Bekanntschaft in nächster Nähe erst gemacht, als er — ein verlorener Mann — zu meinen Füßen lag, noch einmal rachdürstig nach mir hackte und seine schwarze Räuberseele aushauchte. Dermalen interessierten mich seine Familienangelegenheiten weniger, wie sein schmuckes Wämmslein und die Weite seiner Schwingen, welche mir äußerst ansehnlich deuchte.

Mir war in jenen Tagen Zeit und Weile lang, eine Beschäftigung schien von nöten, und da ich unlustig zum Fabulieren war, wollte ich einmal mein Heil an anderer Hantierung versuchen. So machte ich mich daran, und balgte den Adler aus.

Das ging auch ganz manierlich von statten und eines schönen Abends paradierte der Monsieur in seiner ganzen imposanten Größe mit ausgespannten Schwingen vor mir.

Dieweil er aber noch allzu giftig roch und gründlich lüften sollte, so kam ich auf einen praktischen Gedanken.

Vom Kronenleuchterhaken ließ ich einen Strick herab, befestigte mein prächtig Seeungeheuerlein daran und freute

mich, daß es nun so frei und unbehindert schaukeln konnte.

Nur die Fliegen machten mir argen Verdruß und der Sturm jagte mir allerhand Staub und Schmutz darauf. — So erbat ich mir denn von Josefine eine alte Mullgardine, hing selbige sorgsam über die Adlerschwingen und freute mich meines pfiffigen Einfalls.

Da kam dann tags darauf ein Brieflein zu meinen Händen, welches mich in recht dringlicher Angelegenheit nach Singen beorderte.

Mir kam's nicht sonderlich gelegen, denn just an diesem Tag haben sie das Fest irgend eines verdienstvollen Herrn in Radolfzell gefeiert, und dazu hatte sich mein gesamtes Küchenvölklein Urlaub erbeten. Die liebe Neugierde wollte wohl als Zaungast auch ein wenig von all der Lustbarkeit erlauschen, und da es im ganzen nicht sonderlich viel in unserem kleinen Nestlein zu erleben und erlauschen gibt, so mochte ich dem jungen Volk dieses Plaisier nicht zu nichte machen.

Ich entließ denn alles, was da kreucht und fleucht, — schloß Thür und Thor gut ab und trottete resigniert zum Bahnhof.

Wie ich im Coupé saß, machte es mich mißtrauisch, daß ein paar recht verwegen aussehende Burschen am Wege gestanden waren, als wir in pleno die Seehalde verließen.

Zu jener Zeit zählte ich nicht nur Freunde unter der hiesigen Bevölkerung.

Ein Prozeß, welchen ich gegen etliche Fischer mit Ausdauer und ergrimmter Zähigkeit führte, machte wohl unter deren Sippe viel böses Blut und schon zum öfteren hatte ich mich über allerhand rohen Schabernack ärgern müssen, welcher mir von verkappten Gesellen im Garten gespielt war.

Der Gedanke, die Seehalde für einen ganzen Tag herrenlos preisgegeben zu haben, stürmte erst jetzt mit seiner vollen Unbehaglichkeit auf mich ein. Aber alles Vorwürfemachen konnte nunmehr nicht helfen, der Zug sauste der Station Singen entgegen, ich war für etliche Stunden kalt gestellt und meine Leute boten voll ahnungsloser Fröhlichkeit Maulaffen in Rudolfzell feil.

Anfangs tröstete es mich, das Fest möge nicht allzulang währen und die Leute noch vor Einbruch der Dunkelheit in die Seehalde zurückkehren, — dennoch übermannte mich die Unruhe stets von neuem, und so wickelte ich denn meine Angelegenheiten so schnell wie möglich in Singen ab und kehrte mit dem erstmöglichen Zuge in die Heimat zurück.

Es war ein stürmischer, regendunkler Tag. Die Dämmerung kam früher denn sonst, und als ich den Weg nach der Seehalde zu Fuß zurücklegte, ward es bereits so pechschwarze Nacht, daß ich mich mühsam auf rechtem Pfade vorwärts tastete.

Kurz bevor ich das Haus erreichte, brach der Mond durch die Wolken, und seltsam — als zöge es mich magnetisch an, — that ich ein paar Schritte abseits vom Wege und lugte auf den See hinab.

Richtig! — als ob die schlimme Vorahnung mir in den Gliedern gelegen hätte!

Lautlos glitt ein Nachen über die schwarze Flut und hielt direkt auf die große Weide zu, welche in meinem Garten den Wigwam Jung-Victors mit ihren Zweigen beschattet.

Holla! Was soll ein also befremdlicher Besuch in also befremdlicher Stunde?

Ein Gutes bringt er nicht.

Vorsichtig, lautlos tauchten die Ruder in den See, — ein letztes, schnelles Antreiben und der Kahn verschwand im Schatten der Bäume. Gleichsam als habe er nun seiner Pflicht genügt, zog der Mond abermals ein paar Sturmwolken über die Ohren, und schwärzer noch denn zuvor gähnte die dunkle Nacht um mich her.

Nur ein Gedanke kreuzte mir blitzartig den Sinn: — das Boot birgt nichtsnutzige Gesellen, vielleicht die nämlichen, welche mich durch ihren üblen Anblick heute Mittag schon beunruhigten, und diese Pirschfahrt zur Seehalde soll ein fetter Beutezug werden!

In begreiflicher Aufregung, durch eine Regung zornigen Hasses um zwanzig Jahr verjüngt, stürmte ich meinem Haus entgegen. Ich überlegte nicht mehr, ob ich klüglich handelte, ich hatte nur die leidenschaftliche Begier, mit den Raubgesellen abzurechnen.

Meinen derben Spazierstock, die einzige Waffe, welche ich zur Zeit führte, fest in der Faust, schlich ich mich hastig an das Gebäude heran, den Eintritt gewinnend,



ehe meine Feinde von der Seeseite den Garten durchschreiten konnten. Ich kombinierte, daß die Schandbuben sicherlich durch die Souterrainfenster eindringen würden, um das ganze Haus gemächlich ausplündern zu können.

Stockdunkel. — Kein Licht, kein Laut, keine Menschenseele. — Die Seehalde liegt einsam, ich stand mutterseelenallein den Eindringlingen gegenüber, und wie viel es ihrer an der Zahl waren, ahnte ich anitzt noch nicht einmal. Aber mein Revolver im Schreibtisch barg sechs sichere Kugeln, und hielt ich ihn nur erst in der Hand, wollte ich unverzagt mit dem Satanas selber anbinden!

Mein Plan war in fiebrischer Eile gereift.

Während ich mit Mühe das Schlüsselloch der Hausthür fand, überdachte ich die Situation. Ich wollte durch das Eßzimmer schlüpfen und mein Arbeitszimmer von dort aus erreichen; die Thüren nach dem Flur waren von innen abgeriegelt.

Gleicherzeit konnte ich von dort den Garten überschauen und meine Belagerer am besten beobachten.

Ich öffnete leise die Thür zur Eßstube und trat ein. Kaum aber, daß ich zwei Schritte gethan, prallte ich jählings zurück.

Wieder war der Mond mein Verbündeter und tauchte aus dem Gewölke auf.

Ein dunkler Schatten hob sich grell vor dem Fenster, nur wenig Schritte von mir entfernt, ab.

Jetzt erst fiel mir ein, daß ich diese Fenster, dem unglückseligen Seeadler zu Liebe, offen hatte stehen lassen.

Ein Kerl schwingt sich auf das Fensterbrett und springt wuchtig auf die Dielen in das Zimmer nieder. Ein Zweiter folgt, ein dritter Kopf taucht hinter diesem auf.

Meine Situation war eine verzweifelt üble. Nur um Armeslänge in der Dunkelheit von mir entfernt drei verfluchte Galgenvögel, welche mit Messer und Axt meinem harmlosen Spazierstöcklein gegenüberstanden.

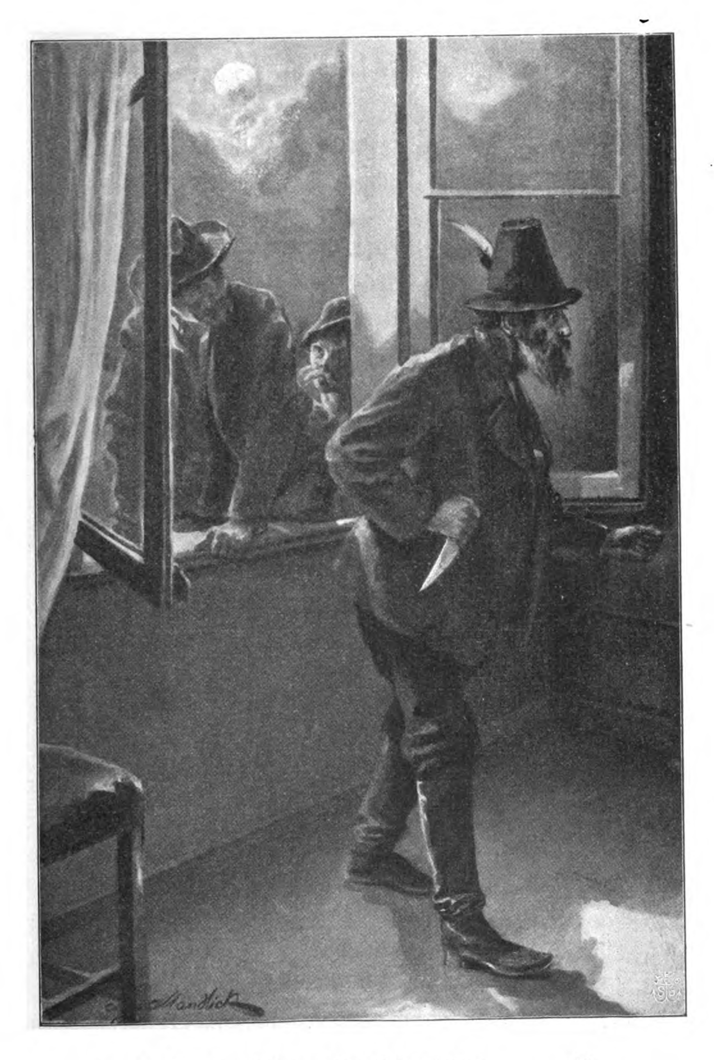
Mir ward es kalt auf dem Rücken, ich fühlte mich als toten Mann.

Lautlos drückte ich mich in die Schrankecke gegen die Wand, der Atem stand mir still, als plötzlich eine rauhe Stimme flüsterte: „So, darinnen sind wir; nun zünd' Licht, Langer, — man schaut die Hand vor Augen nicht.“

„Licht? — und wann's uns verrät?“

„Lump, feiger! ist dir vor Ratten und Mäusen bang?“

Ein Streichholz ratscht zwei, dreimal — dann flammt es auf. Gleicherzeit ein furchtbarer Krach!



In der Eile hatte ich wohl die Thür nach dem Flur nicht fest geschlossen. Ein Windstoß fuhr heulend um die Seehalde, sauste in die offenen Fenster und schlug die gegenüberliegende Thür mit schmetterndem Knall zurück.

Im Treppenhaus klirrt ein Fenster auf mit solch unheimlichem Getön, als fahre ein Heer von wilden Geistern in Ketten und Eisen durchs Haus, und just, als das Licht erstrahlt, gellt ein dreifach markerschütterndes Angstgeschrei durch das Heulen und Sausen. Ein Poltern, Stolpern, Zetern und alle Heiligen zu Hilfe rufen!

Ich fasse es im ersten Augenblick kaum.

Dann verlöscht das Licht, es ist auf die Dielen geflogen, und in wahnsinniger Hast, schneller wie ein Gedanke, schwingen sich die drei Strolche durch das Fenster zurück.

Sie überrennen einander in zitterndem Entsetzen. „Jesus Maria! — Jesus Maria!!“ — klingt es in atemlosem Grauen zu mir zurück.

Ich stehe und starre wie ein Mondsüchtiger nach dem Fenster.

Im Garten verklingt der Sturmgalopp meiner Einbrecher, und wie ich hastig herzueile, um zu sehen, ob sie wahr und wahrhaftig das Feld räumen, leuchtet Göttin Luna mir auch noch zu dem Schlußakt des Lustspiels, welches um eines Haares Breite ein blutiges Drama geworden. Ich sehe den Kahn hinaus auf den See fliegen, die Ruder blitzen im Mondlicht, — als säße der Gottseibeiuns auf ihren Fersen, nehmen die Burschen reißaus.

Warum? — Ich stehe vor einem Rätsel. Drei handfeste eiserne Kerle, bewaffnet bis an die Zähne, vielleicht zum Äußersten entschlossen, und ergreifen in sinnloser Angst das Hasenpanier, weil der Sturm eine Thür aufstößt und ein paar wacklige Fensterscheiben klirren? Kopfschüttelnd wende ich mich nach dem Zimmer zurück, noch immer simulierend, was wohl den kläglichen Rückzug der Gauner veranlaßt haben könnte?

Wie aber meine Blicke das Zimmer treffen, starre auch ich, einen Moment höchlichst betroffen, auf etwas gar unheimlich Grauenvolles.

Noch pfeift der Sturm durch die Stube und mit weit ausgebreiteten Armen fliegt mir ein Gespenst lautlos durch die Luft entgegen.

Die weißen Leichentücher wehen schauerlich im Wind, — mit geisterhafter Schnelle stürmt der Spuck mir entgegen, um im nächsten Augenblick ebenso heftig zurück zu weichen, zu kommen und zu gehen in blitzschneller Wiederholung.

Sekundenlang starre ich atemlos auf das Überraschende, — dann plötzlich kommt mir das Verstehen, und ich breche in ein Gelächter aus, so laut und herzaufquellend, daß der Sturm es sicherlich als scheußlich gespenstisches Echo bis zu dem Kahn der Einbrecher hinausträgt. Mein Seeadler! Mein braver, vortrefflicher Seeadler, mein Retter in der Not!!

Nun erst kam mir die Erinnerung, daß ich das höchst lobenswerte Tier hier aufgehangen und mit gespenstischen

Schleiern dekoriert hatte, ahnungslos, welch großartige Wirkung diese kleine Ursache haben sollte.

Und nun kam mir auch das volle Verständnis für den heidenmäßigen Schreck der drei üblen Herren, welche mir uneingeladen ihren Besuch abstatten wollten.

Es war ein eigenartiges, allerdings recht wunderbares Zusammentreffen.

In demselben Augenblick, wo das Licht erstrahlt, erfolgt ein donnerähnlicher Krach, ein Klirren und Schüttern durch das ganze Haus, und als die überraschten Strolche aufschauen, fliegt ein entsetzliches Gespenst durch die Luft, mit ausgebreiteten Armen die Krallen nach ihnen ausstreckend, als wolle es die Sünder allsogleich an der Gurgel packen!

Das war zu viel für einen derart beschränkten Unterthanenverstand, welcher vor einem höllischen Spukgeist noch zwanzigmal soviel Respekt hat, wie vor dem gesamten kaiserlich-königlich hohen Herrn Gerichtshof!

Vorerst schloß ich nun meine Fenster, denn es blies mir doch etwas gar zu gewaltig um die Nase, und damit kam ich meinerseits wieder dem braven Adler zu Hilfe, welcher sich an seinem Strick schier schwindelig tanzte!

Licht entzündete ich nicht allsogleich, wollte ich doch das Spukrenommee, in welches die Seehalde im Jargon der Buschklepper und Spießgesellen nun gekommen war, nicht durch ein vorschnelles „Erhellen der Situation“ schädigen. Erst ein paar Stunden später, als ich in ernstem Nachdenken, mit aufrichtigem Dank gegen den

gütigen Gott im Herzen, am Fenster gesessen und das Lachen und Jubilieren meiner Urlauber im Hause hörte, steckte ich die Lampe an.

Aber geschlafen habe ich in jener Nacht nicht. Als es mir bei ruhigem Überlegen klar ward, wer wohl der Eigentümer jenes haarscharfen Dolchmessers gewesen, welches ich vor dem Fenster fand, da kam mir erst das volle Bewußtsein der Gefahr, in welcher ich geschwebt.

Es ist ein wundersam feierliches Gefühl, wenn man noch klaren Auges zu den ewigen Sternen empor blicken kann und lebenswarm die Hände falten, welche vielleicht schon seit Stunden kalt und starr auf klaffender Wunde gelegen, wenn nicht des Herrgotts ewig gnadenreiche Wunder auch heutzutage noch die Seinen mit — Adlerschwingen schützte!"

Wir hatten voll lebhaften Interesses den schlichten, treuherzigen, so oft von warmem Humor durchblitzten Worten des Meisters gelauscht.

„Nun, und jene Einbrecher, lieber Scheffel? Ihr Verdacht und das Messer als corpus delicti hätten sicher genügt, die gefährlichen Burschen dingfest zu machen?"

Da schüttelte der greise Dichter mit seinem so unbeschreiblich milden und freundlichen Lächeln das Haupt. „Nein, lieber Major, ich mochte nimmer der Angeber sein. Wenn man selber durch so viel Gottesgnade gerettet ward, mag man nicht ‚Rache' schreien! Ich hab' auch stets die Idee gehabt, jene drei Bösewichter hat der heilsame Schreck zur Besinnung gebracht. Die hatten

wohl schon ihre Strafe.“ — Er lächelte heiter: „Für die Zukunft brauchte ich wohl keinen Überfall mehr zu fürchten. Die Seehalde ward von Spukgeistern beschützt, darauf schwor man anitzt in den betreffenden Kreisen. Es gibt hier zu Land so wie so noch eine Sorte von Leuten, für welche ein Dichter ein gar unbegreiflich Wesen ist, etwa so Einer, der sich der schwarzen Magie verschworen, der Feuer schlingt und die Toten aus den Gräbern heraufcitiert. — Da hat man von Stund an einen weiten Bogen um die Seehalde gemacht, sobald die ersten Sternlein am Himmel erschienen, — wohlverstanden die Leute, welche sich den Spuk heimlich von Ohr zu Ohr flüsterten, — die lichtscheuen Gesellen, — nun, und andere hatte ich Gottlob nicht zu fürchten. Den Seeadler habe ich sofort seiner Gespenstertoilette entkleidet, damit keinerlei Lösung des gespenstischen Rätsels verbreitet werde, — und erzählt habe ich den ganzen Vorfall auch nicht, — glaub' selber, es ist heute das erste Mal, daß ich derart aus der Schule plaudere. Und wenn's Fräulein Nataly auch mal als ein absonderlich Gedenkblatt an den alten Meister zu Papier bringt, nun so lesen es wohl weder die Fischer hierorts, noch die Strolche, welche sich zeitweilen zwischen ihnen herumtreiben. Und nun wollen wir dem braven Seeadler zu Ehren die Gläser leeren, er hat sich anständig benommen, — das soll ihm ewiglich gedacht sein!“

Die Gläser klangen zusammen, und das Gespräch spielte sich auf Jagdgeschichten herüber. Da versprach

Meister Scheffel, andern Tags mit uns eine Promenade längst des Sees zu unternehmen, um uns die Stelle zu zeigen, wo er ehemals den so verhängnisvollen Seeadler geschossen.

Als ich mich zu später Stunde in mein Logierzimmer zurückgezogen, schrieb ich diese Erzählung Scheffels als flüchtige Skizze nieder. War ich doch überzeugt, daß sie überall interessieren wird, wo man den unsterblichen Verfasser des Ekkehard lieb gewonnen.

Just unter dem „Seeadler" befindet sich noch eine andere originelle Notiz, welche schon um ihrer Außergewöhnlichkeit willen berechtigt ist, bekannt zu werden.

Wer sich in „der Frau Aventiure" Mut und Begeisterung gelesen, wen „Ekkehard" und die „Bergpsalmen" entzückten und wen ein „Juniperus" zu tiefer Wehmut gerührt, der wird schon staunen, daß ein und dieselbe geniale Hand dem Trompeter von Säckingen die Worte zu seinem „Trompetenblasen" niederschrieb, ja, daß sie voll Götterhumor ein „Gaudeamus!" gleich Feuerflammen in die Welt hinaus streute! Wer aber gar hört, daß Meister Scheffel einst auch einen Klapphornvers dichtete, der wird gewiß begierig sein, diese seltenste Blüte am Lorbeerbaum des Gottbegnadeten kennen zu lernen!

Sie entstand an jenem Morgen, als wir in lustiger Gesellschaft am Ufer des Bodensees promenierten und in übermütiger Laune à la Klapphorn dichteten.

Da stand eine Bank am Wege, und der greise Meister setzte sich ermüdet zu kurzer Rast nieder.

Überrascht neigt er sich und gräbt mit dem Spazierstock das Fragment eines zerfetzten Buches aus dem Sand.

Alles drängt näher und forscht voll Neugierde, um welch „chiffonierten“ Dichter es sich handelt.

Ein Bruchstück von „Onkel Bräsig!“

Die Wellen rauschten feierlich zu Füßen des mecklenburgischen Sängers, die Alpen glänzten voll Majestät herüber zu den zerfetzten Blättern, welche ein Sturmwind fernab in dieses Land geweht, wo kaum eine Menschenseele ihren Inhalt entziffern konnte, wo „Onkel Bräsig“ vergessen und versunken im Sande des Bodensees sein Dasein beschloß.

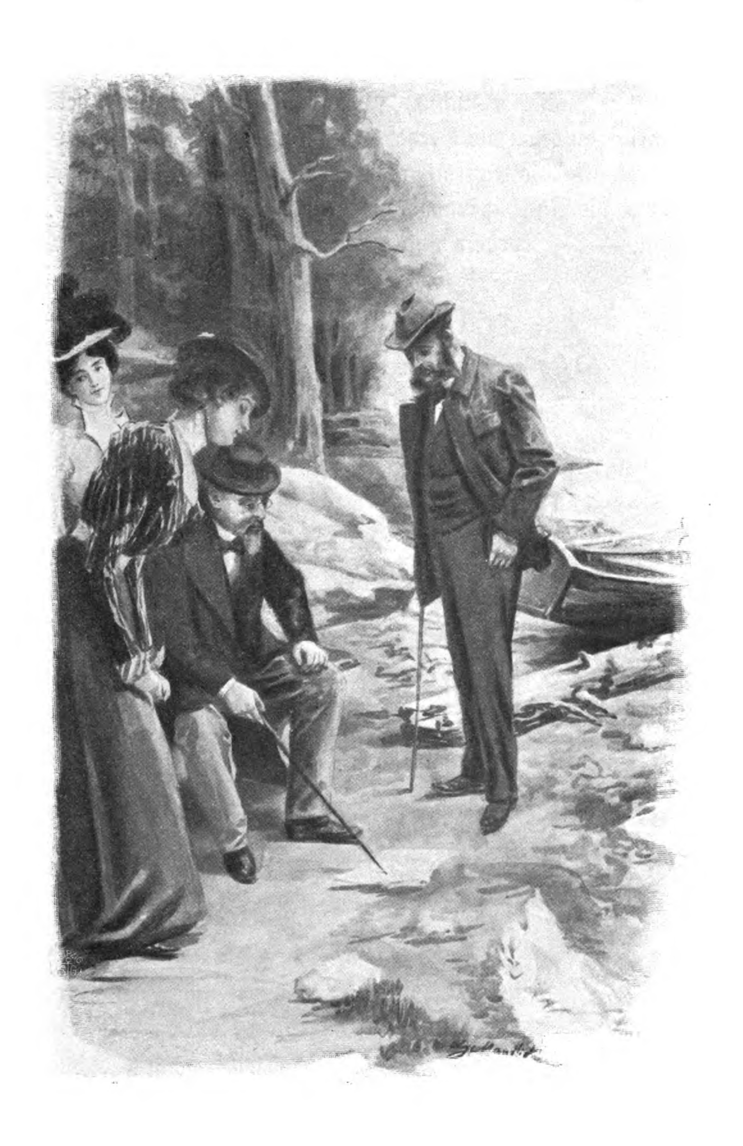
Einen Augenblick herrschte tiefe Stille.

Der Meister blätterte mit seinem Stock in den morschen Seiten. Plötzlich hob er das Haupt. Der Zug jenes unbeschreiblichen Humors, welcher ihm nicht oft, aber doch zeitweise das Antlitz verklärte, lag um seine Lippen, blitzte verräterisch, ein Götterfunken, aus seinem Auge.

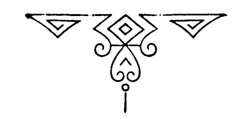
Und langsam, pathetisch recitierte er:

„Zwei Knaben gingen an dem Strand,
Der eine einen Reuter fand, —
Doch keinen Wert für sie hatt' es —
Sie verstanden beide nichts — plattes.“

— — — — — — — Lange ist es schon her, daß Meister Scheffel am Ufer des Bodensees diesen Reim gesprochen. Die Wogen haben ihn gehört, und die Wassernixen haben mit uns gelacht und gejubelt. — Lang ist's her.



Die Wasser rauschen, singen und klingen, und der Sturm saust um die Seehalde, — der weltferne Einsiedler aber blickt nächtens nicht mehr zu den Sternen empor, er hat die Ruhe gefunden, nach welcher er sich so oft gesehnt. — — Lorbeer und Rosen bewachen sein Grab.





Großpapas Geburtstag.

Saß auf dem festen, hochgebauten Schlosse Schweinsberg der alte Freiherr Guntram-Kraft, Erbschenk, Schenk von Schweinsberg, fröhlich und guter Dinge, frei und „gerichtsbarlich", wie ein kleiner König, sich sonnend in dem friedlichen Glück seines Alters.

Da war kein Wölklein, welches einen Schatten auf sein behaglich-freundliches Angesicht geworfen hätte, es müßte denn gerade zur Herbstzeit gewesen sein, wo sich bei feuchter Witterung ein fatales Mucken und Zucken im Bein einstellte, just da, wo eine gewaltige Narbe von Hieb und Stich, von Krieg und schwerer Not erzählte; dann konnte des Alten Miene allerdings gewaltig sauer werden, so herb und unlustig, daß selbst der edelste Trunk des Kellermeisters Wingulf nimmer munden wollte, und das war ein selten Ding.

Sonst aber kannte der Freiherr kein griesgrämlich Gesicht, und mochte es auch bei anderen in den Tod nicht

ausstehen; singen und jubilieren sollte es um ihn her, und für einen ergötzlichen Schelmenstreich wäre er im Stande gewesen, einen Hufen Landes zu geben!

Darum war auch der Wingulf, der grauköpfige Schäfer, besonders wohlgelitten bei ihm, denn der steckte voll Schrullen und hatte alleweil Händel im Gang, die des Freiherrn jovialer Sinn oftmals mit vergoldeter Hand entwirren mußte. Geliebt und geehrt wurde er in Stadt und Land, und selbst der tintengallige Chronist tauchte seine Feder in Honigseim, als er folgende Charakteristik Guntram-Krafts auf die Pergamentblätter niederschrieb: „Selber hat in seinen Jugendjahren eine schön' und ansehnliche Gestalt und herrliches Exterieur gehabt, die eine nicht wenige Veneration gegen ihn erwecket; führete eine wohlvernehmliche, klahre Rede und war darneben von einer gesunden und starken Complexion. Ist darbey von Jugend auf eines freudigen und fertigen Gemüths gewesen, was er nachmals bei widrigen Fällen hat blicken lassen, auch sonst von wohlanständigen Qualitäten, wenngleich ihm das Kriegshandwerk mit seinen rauchen manieres mehr am Herzen gelegen ist denn die humaniora's und wohllöblichen Studia's.“ Ja, davon zeigte der Stich im Bein, und noch manches andere, was der alte Herr meistens auf sein „schwach Gesicht“ schob, wenngleich er andermals noch Augen wie ein Falk hatte und durch zwölf eiserne Thüren schaute — das heißt wenn sie offen waren.

So saß er denn eines schönen Mittags in dem Speisezimmer mit der köstlichen Eichentäfelung und den Gobelins

an den Wänden, drauf eine ganze Völkerschlacht, sowie eine Sauhatz mit Jäger und Hunden und sonstigen Lustbarkeiten, klar und anschaulich dargestellt waren, und streckte die Füße unter den Tisch, über welchen ein blütenweiß Tafeltuch mit Kante hing, darauf es gar lecker aus den Schüsseln dampfte.

Wingulf, der Kellermeister, stand neben dem Sessel



seines Herrn und war eifrig bedacht, den roten Wein im Humpen nachzufüllen, dieweil es stets eine Unlust für einen alten (auch für einen jungen!) Haudegen ist, dem Becher auf den Grund zu sehen, dieweil es in der Kanne noch Wellen schlägt. Wingulf mußte dem Freiherrn stets Gesellschaft leisten, während des Mittagsmahls, wenn er sich allein im Schloß befand, wie soeben, am Vortag seines Geburtstages, wo der Junker Eberhard mit seiner Gemahlin, einer geborenen Herrin von Milchling mit

den Kinderlein eine Fahrt gen Marburg unternommen hatten, um allerlei Waren zu erhandeln.

Dieser älteste Sohn Eberhard lebte mit seiner Familie auf dem Schweinsberg, dem Wunsche des Erbschenken gemäß, welcher wenigstens eines seiner Kinder bei sich behalten wollte. Die Töchter hatten früh gefreit, Ilsegard den Herrn von Liderbach auf der Altenburg, und Agnes den Grafen von Beilstein, und seine beiden jüngsten Söhne Volpert und Wilhelm Etzel verdienten sich am Hofe ihres Landesfürsten die Sporen.

Für gewöhnlich nahm noch der Schloßkaplan Hyginius einen Platz an der Tafel Guntram-Krafts ein, ein stiller, ernstblickender Mann, zumeist fromme Reden im Munde und den Schwänken des Kellermeisters herzlich gram.

Gott sei's gedankt, heute war er zu einer Kranken ins Dorf hinab, und der Freiherr legte die fetten Hände behaglich über dem Magen zusammen, blinzelte den Wingulf von der Seite an und sagte: „Na, alter Sünder, hast du den Mund ins Spundloch fallen lassen? Du siehst, ich bin heute ganz allein auf deine Unterhaltung angewiesen.“

Wingulf seufzte tief auf und schüttelte wehmütig den Kopf, wie einer, der mit dem falschen Fuß aus dem Bette aufgestanden ist: „Was soll der Wingulf erzählen, gestrenger Herr? 's ist nicht mehr der Tausendsassa von ehegestern, der ist ersäuft worden, jämmerlich ersäuft, und was von ihm übrig geblieben, das ist keinen Pfifferling wert, ist ein Wasserfaß, ein lepsches, schales Wasserfaß, daß Gott erbarm'!“

Der Freiherr schmunzelte: „Setz' dich auf den Stuhl hier, Alter, schenk dir ein Krüglein ein und erzähl mir's, das vom Ersäufen mein' ich!" Und er rieb sich verschmitzt die Hände.

Des Kellermeisters feistes Angesicht erhellte sich, mit tiefem Bückling befolgte er den Befehl, nahm an der Seite seines Gebieters Platz und that einen langen, langen Zug aus dem Humpen, welcher schon auf dem Speisetische bereit gestanden hatte. „Die Weibsbilder! Die gottvergessenen Weibsbilder!" klagte er tief aufatmend, „die haben den lüstigen Weinvogt von ehedem auf der Seele, edler Herr!"

„Hab' schon davon läuten hören, du Galgenstrick! Haben sich gerächt für deinen Schabernack, die Mägde! Hahaha . . . kann's ihnen nicht verdenken! Vorwärts, laß hören, was ihr wieder für Hallodria getrieben habt!"

„Ich und Hallodria!" Wingulf faltete mit frommstem Augenaufschlag die Hände um den Krug, „wie ein Unschuldslamm hab' ich mich geführt, und doch macht die bösartige Verleumdung wieder einen Schelm aus mir! Der Wingnlf hat einen breiten Rücken, dem packen sie alles auf, was von Übel ist! Da haben die Mägde eine gar närrische Gewohnheit, Herr! Wenn sie abends zur Spinnstub' kommen, so stellen sie ihre Holzschuh neben die Thür auf den Hausgang, fahren in filzne Schlurflein und treten in den Wartraum, um bei ihren Spulen nicht nur Garn, sondern gar viel Schelmenzeug mit den losen Zungen zu raspeln. Ist da nun irgend ein Spaßvogel

gekommen, hat einen starken Vogelleim genommen und ihn heimlicherweise in die Holzschuh gegossen, so stückisch, daß die Dirnlein drein festgeklebt sind und sich vor Schreck und Zorn gebärdet haben, wie im Veitstanz! — Ja, lachet nur, gestrenger Herr! Der Wingulf hat sich auch die Lenden gehalten, da ihm solches Schauspiel geworden, aber hintennach, da ist dem Spaß doch seine Bitternis angekommen, denn wer ist der That beschuldigt worden? Der Kellermeister! Das wandelnde Weinfaß! Der gottlose Schäker Wingulf! — Hab' eitel Not gehabt, mein Fell in Sicherheit zu bringen, und war doch unschuldig wie ein neugeboren Kindlein!"

Der Freiherr legte beide Arme auf den Tisch und schüttelte sich vor Lachen: „Will's dir glauben, du Hansnarr! Ist ja niemals noch ein Schelmenstreich von dir losgelassen worden, wenn's auch die Dirnen und die Frau Schaffnerin nimmer Wort haben wollen — sind eben mit Blindheit geschlagen, die Weibsleut'!"

„Muß der Belzebub sein selber die Hand mit in dem Spiel haben", nickte Wingulf verschmitzt, hob die dickbäuchige Kanne und schenkte wechselwend in beide Humpen, „denn bei dem Leim ist's nit geblieben, edler Herr, hat noch zweierlei seltsame Nachspiel gehabt! Erstlich hat es sich ereignet, daß am letzten Sonntag, da es bereits zur Messe läutete, ein gewaltiger Lärm den Burgfried durchgellet hat. Kamen die Mägde von allen Stiegen und Gelassen zusammengeströmt und zeterten nach ihren Bänderhauben! Ja, wo sollen die wohl sein? — Ist

ein launiger Gesell in die Kammern geschlichen, hat den Kopfputz aus den Truhen gestohlen und sich davongemacht,



bis hoch an die Dachfirst hinauf, wo er die Hauben dem alten Wetterdrach auf das greuliche Haupt gesetzt! Just

wie ein Anspielen darauf, daß die Weiber und die Drachen gar mancherlei gemein haben! — O der heiligen Kümmernis, da das Weibsvolk ein solches gewahrte! An Teufelsspuk wollte keine glauben, obwohl's doch ein unglaublich Beginnen schien, das Dach zu erklettern; hat doch Ottfried der Jäger eine lange Feuerleiter anlegen müssen, um sie wieder herabzuholen! ‚Ist der Wingulf gewesen, der Plippenplapp, der Galgenstrick! Der aufgeblasene Windsack, der!' schrie es durcheinander, und wahrlich, gestrenger Herr, wär' nicht ein Seitenpförtlein so freundlich gewesen, mich durchwischen zu lassen, ich trüg' kein Auge mehr im Kopf!"

„Und warest doch so unschuldsvoll und so sunder Gallen, wie das weiße Täublein auf dem Kirchendach! Guntram-Kraft schlug mit der fleischigen Hand auf die Tafelplatte, daß die Silbergeschirre erklirrten. „Weiß der Teufel, wie viel bösen Leumund du ertragen mußt und welch fälschlich Urteil man dir spricht! Profit, du Osterlämmchen! Sollen doch all die thunichtguten Gesellen ihr Lebelang zu Brunnenwasser verdonnert sein!"

Wingulfs Haupt sank mit dem breiten Doppelkinn kläglich auf die steife Halskrause nieder. „Waia, lieber Herr, daß ihr von Brunnenwasser sprecht!" seufzte er auf.

„Ist übler Klang für deine Ohren, hat den Schalk in dir ersäuft? . . . Holla! Wie lief der Has?"

„War das dritte Stücklein, Gnädiger, so mir einen übeln Possen gespielt. Wisset, daß wir gestern Johannistag hatten, daran sich mancherlei alter Brauch und wunder-

lich Gebahren knüpft. Ist ein Herkommen dabei, das schon seit alters her von den Spielleuten besungen wird — heißet also:

„Nach dem alten Brauch der Väter binden Hessenlandes Mägde
Nächtlich zum Johannistage eine Krone von Jasmin!
Hängen sie auf hoher Stange in den Wind, dicht vor der Kirche,
Und mit Rasseln und mit Pfeifen ziehn sie morgens zu ihr hin.
Ist die Krone in der Nacht nun aufgeblüht in weißer Farbe,
Sind die Dirnlein alle sittsam, und das ehrt das ganze Dorf!“

Wingulf schöpfte tief Atem, nahm einen kräftigen Schluck, dieweil der Freiherr behaglich schmunzelnd vor sich hinnickte, und fuhr fort: „Solche Narretei hatten die Krone gewunden und aufgehängt. Andern Morgens ziehen wir alle hin, lachend und johlend, die Burschen voran — und was sehen wir? O, da hatte sich ein klägliches Mirakulum begeben! Anstatt der Krone hing ein Strohwisch an der Stange, der nickte und schwankte gar hohnvoll, und die Gesellen gebärdeten sich schier toll vor Übermut, die Jasminkrone aber saß in dem Backofen der Schaffnerin Ursula, welk und matt, nicht aufgeblüht, so recht ein Bild des Jammers! — Gott erbarm' sich des Zetergeschreis, das die Weibsen erhoben! Fuchsteufelswild haben sie mit den Fingernägeln die Luft zerkratzt, je wütiger, je mehr wir Männer sie gefoppt und ausgehöhnt! Aber der schwarzen Pestilenz! Hängt an dem Ofenhaken ein Schlippen grünen Tuchs, genau von der Farbe meines Wamses, und da es die Mägde mit gellendem Gekreisch gewahren und mich von allen Seiten fassen, da will es ein bösartiger Zufall,

daß just ein Fetzen von der Ärmelzüffe hier fehlt, ein Dreieck, drauf der Flicken von dem Ofenhaken paßt! Da haben sie den alten Sünder! Und darauf haben sie mich gezwickt und gezwackt und ein hochnotpeinlich Halsgericht gehalten! All mein Beteuern half nichts, sie haben nichts von Erbarmen wissen wollen, und doch war ich der Unschuldigste von allen!“

„Hahahaha! Und was geschah dir?“

„Ein Fürchterliches, edler Herr!“ Wingulf rang die fetten Hände, „o, daß sie mich in den Stock gelegt hätten, oder die Daumenschraube gegeben . . . wär’ ja ein Labsal gewesen gegen die Tücke, welche sie für mich ersonnen! Wisset ihr wohl, welch verdammlichen, gotteslästerlichen Spruch die Dirnen auf den Rat der Hathropis und Eisentrude gefällt? Nichts von Schlägen, nichts von Einsperren, aber ‚einen Humpen Brunnenwasser auf einen Zug austrinken!‘ Das war die höllische Bosheit! — Ich, der beste Kellermeister Hessenlands, der das lepsche Wasser nicht kennt, der es im Stiefel nicht vertragen kann, viel weniger im Magen — ich hab’ müssen aus dem Brunnen schlürfen!“

Schallendes Gelächter tönte von der getäfelten Decke des Zimmers wieder, der Freiherr Guntram von Schenck lachte, daß ihm der Bart wackelte, lachte, daß ihm Thränen in die Augen traten, und da er sich knapp verpustet hatte, da ward die Thüre aufgethan, und der Schloßvogt stand auf der Schwelle, neigte sich ehrfurchtsvoll und trat näher. „Selbes Brieflein ist soeben vom Rüden-

meister aus Elffershausen eigenhändig abgeliefert worden, lässet sich einem hochedlen Herrn zu Gnaden empfehlen.“

Der alte Freiherr horchte hoch auf, nahm hastig das zierlich gefaltete Schreiben und erbrach sein Siegel. „Was der tausend, eine Kunde von dem Ehrwaldt!“ murmelte er mit fast verschmitztem Lächeln, „hat just das Ansehn eines Patenbriefleins!“ Und er neigte sich näher, schaute starr auf die verschnörkelten Zeilen hernieder, wischte sich die Augen und brach urplötzlich in einen gewaltigen Husten aus. „Weiß der Teufel, wie es mir heute mal wieder vor den Augen flinkert!“ knurte er, „da hier, Wingulf, lies mir die Sache mal vor!“

Der Kellermeister zog den Kopf noch tiefer in die Halskrause hinab, nahm das Schreiben und hielt es verkehrt vor die Augen, dann machte er ein sehr wichtiges Gesicht und blickte fromm nach oben. „Vieledler Herr, führt mich nicht in Versuchung! Habe dereinst in meinen Jugendjahren ein schwer Gelübde gethan: niemals im Leben mehr einen Buchstaben zu lesen oder zu schreiben, obwohl es mir sauber von der Hand geht, gleich einem Magister!“

„O du frommer Mann!“ sagte Guntram-Kraft in einem Ton, welcher gar vielerlei Deutung zuließ, wandte sich alsdann abermals dem Schloßvogt zu und gab vielgütige Befehle, den Boten des Freiherrn von Ehrwald wohl zu verpflegen, auche solle man ihm sofort den Kaplan schicken, wenn selber aus dem Dorf zurückkehre!

Als der Vogt gegangen war, lachte Wingulf leise vor sich hin und sagte mit verschlagener Miene: „Wenn's ein Patenbrieflein ist, Herr Guntram-Kraft von Schenck, und Ihr wollet Euch dessen erwehren, so weiß ich ein fürtrefflich Mittel! Da kommen gar oft die Reisigen und Troßknechte und bitten mich zu Gevater, wo es allemal heißt, eine Silberkrone in die Hand nehmen, da mach' ich dann ein sehr erbärmliches Mienenspiel und sage: ‚O du junger Vater, daß du also dein Unheil beschwören willst! Wehe mir, daß ich ein Unglücksvogel bin, den das Schicksal straft, wisse wohl, all meine Patenkindlein gehen mit Tode ab!' Worauf der Mann sich voll Entsetzen bekreuzt und von dannen eilt!"

Der Freiherr riß die Augen voll Entrüstung weit auf. „Selbes ist gotteslästerliche Rede, Wingulf!"

Der Kellermeister lachte gar verschmitzt. „Eia, inwiefern, Gestrenger? Leben denn Eure Pätlein ewig? — Ist keine Lüge mit dem Sterben, aber wann! Ja, da liegt der Has' im Pfeffer!"

„O du Schalksnarr!"

Als der Kaplan zurückkam, nahm er mit wichtigem Gesichte das Schreiben zur Hand und las dem Freiherrn Folgendes daraus vor.*)

„Hoch Edelgeborener, Viel Ehren-Tugendsamer, insonders geliebter und hochgeehrter Herr Schwager und Gevatter!

---

*) Nach dem Originalbrief aus dem Freiherrlich von Schenckschen Familienarchiv.

Meinem Geliebten Herrn Schwager und Gevatter gebe ich hiermit in erfreulichem Gemüth zu vernehmen, Wie Uns Vergangen mittewoch Zwitsen 9 und 10 ur Vormittagß der Liebe GOTT, meine Geliebte Hausfraw und mich, mit einer Jungen Tochter gesegnet, dafür dem Allmächtiken GOTT Wir Hertzlich lob und dankh sagen und umb Verleyhung beständiger guter Leibhs gesundheit fleißig bidten. Syntemalen es unser Will, das künftiken Dienstag alß den 13. July durch die Heilige TAUFF Unser reichsfrei gebohren Töchterlein auß der heydenschafft und von angebohrner Erbsünd erledigt und Inß buch der Christligen Gemeinschaft und Ewigen, Seligen Lebenß einverleipt Werde, worfür Wir dann Christlicher Perßonnß bedürfen, und neben Andern auch mein hochgeliebter und geehrter Herr Schwager zu einem Gevatter Auserwehlet, derowegen an denselben hiermit Meiner und meiner Liebsten fraw hochfleißiges bidten ergeht, die hoch Angenehme Fründschaft und dankwürdige liebe zu bezeigen, das Christlige werk gutwillig zu üpernemen, und des kinds Tauffbade zu werden. Wir erbidten Unsern lieben Schwager nun, neben andern erbedtenen Gevattern in balde darnach sich alhero zu erheben und waß GOTT der Almächtig In küchen und Keller bescheret, in fröligkeit verzeren zu helffen, und Euch belieben zu lassen. Welches Alles werden Wir in liebe angehörige zeit Unsers Lebenß mit angenem und gefälligen Ehrendinsten hintwiderum vergelten und in Keine vorgessenheit fallen lassen, nechst Empfehlung Göttlicher Gnadenhult

ist und verbleibet Meinem hochgeehrten Schwager in gebührender Ehre

ganz Dienstwilligster
Julius Quirin von Ehrwaldt.
Datum: Elffershausen den 8. July.
Anno 1. 6. 5. 5.

Nachdenklich schaute der Freiherr auf das steife Muster der Tafeltuchkante hernieder. „Am 8. Juli! Ei, ei", murmelte er vor sich hin, „entsinnet ihr euch wohl, Hochwürdiger, daß an selbem Datum, heute vor sieben Jahren, am Vortage meines Geburtstags, mein Sohn Eberhard mich zum Gevatter bei seinem ältesten Hallfried-Benediktus erbeten? Wunderlich, höchst wunderlich!" Und der alte Edelmann lachte plötzlich über das ganze Gesicht und rief in bester Laune: „Setzet Euch nieder, Kaplan, und schreibet meine Antwort an den vielliebèn Vetter Quirin! Will von Herzen gern des kleinen Jungfräuleins Taufpate werden und mich auch auf den Weg begeben, das Nachfest zu feiern! Aber eines solle ernstlich erbeten sein: das junge Töchterlein zu Elffershausen soll zweien Namen führen, so ich verleihe, und selbe Namen sollen heißen ‚Hallfriede-Benedikta!' Wohl verstanden, Kaplan?" — Der Freiherr von Schenck nickte ihm schalkhaft zu: „Hab' meine eigenen Gedanken dabei!"

* * *

Sechs Jahre sind ins Land gegangen. Über dem Schloß Schweinsberg strahlte die Sonne; Rosen blühten an Hecken und Strauch, Vögel jubelten in der blauen

Luft, und von Türmen und Söllern wehten die Fahnen, rankten festliche Gewinde hernieder. Aller Ecken und Enden jubilierte es, Musik und Sang schallten aus den geöffneten Fenstern und leckerer Bratenduft zog gar einladend durch die Küchenthür. Nimmer hatte der Wingulf so viel Kannen geschleppt, nimmer zuvor ein solch stark gerötetes Angesicht gehabt! Und dazu zogen stets neue Gäste herzu, um des alten Freiherrn sechzigsten Geburtstag zu feiern! Die Baumbachs, Lutters, Hatzfelds, Rotsmann und Rabenaus, von nah und fern, wo irgend ein verwandtschaft- oder freundschaftliches Band die Wappenschilder oder Herzen verknüpfte!

Im Vorgemach flüsterte es gar eifrig und heimlich. Da standen zwei Kinder in der Fensternische und steckten wichtig die Köpfe zusammen. Ein Knabe im schwarzen Sammetwams, weißer Krause und Rosettenschuhen, mit blondem Haar und großen, lebhaft klugen Blauaugen, der hielt eine Rolle Pergamentpapier in der Hand, welche er gleich einem Taktierstock in rhythmisch kurzen Bewegungen vor dem Stumpfnäschen seiner kleinen Gefährtin schwang.

„Noch einmal von vorn, Hallfriede! Hast zweimal die Verslein verstellt und keine Pause zwischen den Reihen gemacht! Bedenke gar wohl, daß die Schande auf mich, den Dichter, kommt, wenn du die Rede nicht bemeistern kannst! Also laß dich bitten, Mägdlein, wiederhol's!"

Die kleine Hallfriede schob die Unterlippe vor und steckte den Finger in den Mund. „Mag's aber nit, Hall-

fried!" entgegnete sie schluckend, „hab' gar grimme Angst davor!"

Der kleine Schenck legte zärtlich den Arm um das Trotzköpflein. „Weißt, was ich dir versprochen habe, lieb Kleinchen, ein Eisenküchlein von meinem Teil und das weiße Karnickel dran du im Stalle so viel Kurzweil hattest! — Vor wem banget dir wohl? Ist's doch der liebe Großpapa, dem du dein Sprüchlein sagst! Also: Wer treu und standhaft ist . . ."

Hallfriede=Benedikta hielt die Ärmchen rund von sich ab, starrte angstvoll auf die Pergamentrolle und begann im Schweiße ihres Angesichts das Sprüchlein abermals herzubeten.

Ohne Anstoß ging es, und da soeben eine schlanke Frauengestalt in festlichem Brokatgewand im Thürrahmen erschien, faßte Hallfried seine Gefährtin bei der Hand und rief mit glückstrahlendem Gesicht: „Anitzt kann's beginnen, Frau Tante, euer Töchterlein hat gar brav studieret!"

In dem großen, geschnitzten Sessel saß der Freiherr im Kreise seiner Kinder und Gäste und harrte voll stolzer Spannung des Wunderwerkes, welches sein Enkelsohn für ihn bereitet. Hallfried=Benediktus war ein gottbegnadet Kind, ein gar selten kluges Bürschlein, von dessen Dichtergabe in ganz Hessenland unter der Ritterschaft ein Reden und Verwundern ging! Schreiben und lesen konnte er in jungen Jahren bereits, wie die gelahrten Herren in Marburg, und seine Verslein waren voll Verstand und herzlichen Gemüts.

Wingulf stand hinter dem Sessel seines Herrn und fal- tete behaglich schmunzelnd die Hände über dem Magen, die-



weil die kleine Hallfriede-Benedikta auf ein Fußbänklein ge- hoben wurde, und mit zitternder Stimme ihr Gedicht begann.

Tiefe Stille herschte. Die Edeldamen waren dicht herzugedrängt, Frau Ilsegard von Liderbach und die Edle von der Malsburg standen Arm in Arm, dieweil die junge Schenckin ihren Sohn Hallfried am Arm hielt, damit der Hitzkopf in seiner Aufregung nicht dazwischen treten solle!

Die Gräfin Beilstein stand lauschend an der Seite ihres Gatten, Junker Volpert steckte den Kopf so weit als möglich vor, und im Hintergrund traten hastig die Gäste ein, um des Vortrags noch teilhaftig zu werden.

Hallfriede-Benedikta aber sprach:

„Wer treu und standhaft ist und schwinget sich empor,
Den liebet, lobet man und ziehet ihn hervor,
Und wer hertzhafft, geduldig ist in Treutz und leid,
Besiegt und überwint' die Widerwertichkeit,
Ihr seid ein edler Leu, deß Mund kühn Feuer speit,
Ein kluger Held im Feld, zum Streite stets bereit!
Der Freiherr Guntram, der treue Held
Heut wart gebohren für disse Welt."

Mit einem lauten Erleichterungsseufzer hatte die Kleine geendet, wandte hastig das Köpfchen und rief im hohen Jubel glücklichen „Erlöstseins" noch mit dem nämlichen Atem: „Und nun das Eisenküchlein und 's Karnickel!"

Lauter Jubel erhob sich; der alte Guntram-Kraft aber schloß das Pätchen mit rührungsfeuchten Augen in die Arme, faßte das rosige Gesichtchen in beide Hände und gab auf jede Wange einen herzhaften Kuß. Nun aber trat der Dichter selber vor seinen Sessel, warf das

Haupt kühn zurück, und hub mit heller Kinderstimme ein wundervoll Heldengedicht zum Lobe des Landgrafen Heinrich von Brabant an, welches laut der alten Chronik folgenderweise begann:

„Herzog Heinrich von Braband du Steux
Fordert gen Marburg zum Regiment
Damit er uns maggräflich verwalt
Thüringen und Hessen spalt'."

Dreißig solcher Strophen! Das war eine Leistung, die man denn doch nicht erwartet hatte!

Dem Großpapa standen vor Stolz und Freude die hellen Thränen in den Augen, und die Zuhörer gaben ihren Beifall mit lauter Stimme kund, die junge Schenckin aber schien noch eines Hauptes höher zu wachsen, denn all die anderen Edeldamen, fürnehmlich, da das Wunderkind zum Schluß die Papierrolle überreichte, darin der ganze Gesang fein säuberlich notieret war.

Als nun die beiden Kinder vor dem alten Freiherrn standen, Hand in Hand, mit glühenden Wangen, da ging abermals das schalkhafte Zucken über sein Gesicht, wie vor sechs Jahren, da er des Ehrwaldts Töchterlein „Hallfriede-Benedikta" taufte.

Langsam zog er einen gülderen Reif von dem Finger, auf dessen Mitte ein Herz gravieret war. Er drehte ein weniges daran, und siehe da, der Ring teilte sich, und es gab ihrer zweie. „Liebe Kindlein", sprach der Alte, und schaute dabei schmunzelnd nach den Eltern hinüber, „es hat eine wunderliche Bewandtnis mit Euch beiden!

Erstlich sehen sich Eure Namen ähnlich, wie ein Ei dem andern, was mich an ein alt Wörtlein von ‚Gleich und Gleich, so sich gern gesellt' gemahnt, und zweitens ist's ein gar herzerfreulich Ding, wenn eines Dichters Seele ein rosenrot Lippenpaar findet, die Verse und Stücklein fein zierlich aufzusagen. — So mein' ich denn, könnet ihr auch noch ein drittes gemein haben, diesen Fingerreif mit dem Herzen, von welchem eine Hälfte zur andern gehört. Kleines Jungfräulein Hallfriede, lasse dir von deiner Mutter selben Schmuck an güldner Kette um den Hals hängen, bis dein Fingerlein in des Ringes Größe hineingewachsen ist, und desgleichen du, mein Enkelsohn Hallfried. Über zehn Jahre aber, falls es dem lieben Herrgott gefällt, mich so lange noch mit Fleisch und Blut gnädiglichst auszurüsten, tretet abermalen vor meinen Sessel und weiset die Reifen vor, wollen dann sehen, ob sich die beiden Herzstücklein gefügig aneinander schmiegen! Das walte Gott, ihr lieben Kindlein."

Zehn Jahre vergehen gar schnell.

Der wilde Wein und Epheu am Schloßaltan war dick und buschig bis unter das Dach emporgewachsen und des Freiherrn gewaltiger Rüde, welcher am sechzigsten Geburtstag seines Herrn den Gästen noch mit ungestümen Sätzen entgegengesprungen war, der lag jetzt träge und teilnahmslos im Sonnenschein auf dem Hofpflaster und fraß mit stumpfen Zähnen das Gnadenbrot.

Vielerlei hatte sich auf dem Schweinsberg geändert; über die Kastanien im Park ragte ein neugebauter Turm

empor: der Hexenturm, dessen düster Verließ der Kaplan sich zur Herberge für die vermaledeiten Ketzer und Teufelsgevattern erbeten hatte, und auf dem rechten Schloßflügel war noch ein Stockwerk aufgebaut. Dieweil Junker Volpert mit seinem jungen Gemahl und Herr Wilhelm Etzel von Schenck mit einer zahlreichen Familie zum öftern bei dem alten Freiherrn vorsprachen, da bedurfte es weiter Gelasse, um so viel Gäste, mehr denn sonst, in aller Behaglichkeit zu fassen.

Wingulf stieg nach wie vor mit den dickbäuchigen Kannen die steinerne Kellertreppe empor, nicht mehr so flink und fest, wie vor zehn Jahren, aber dennoch gravitätisch und guter Dinge, wenn auch ein dicker Schnee auf sein Haupt gefallen und seines Körpers Gewicht um ein gut Teil erhöhet war. Ja, man wird alt! All die munteren handlichen Dirnlein, die schlimm gefoppten, welche ihm dermals mit dem Humpen Brunnenwasser so gewaltig Herzeleid zugefügt hatten, die banden längst keine Rosmarinkrone mehr, sondern schritten als behagliche Weibsbilder einher und wiegten daheim ihre Kleinen.

Auch der Freiherr, obwohl noch immer ein rüstiger Mann, trug das Haupt nicht mehr so gerad auf den Schultern wie ehedem und legte den Pelzrock selbst zur heißen Sommerzeit nimmer ab. Gevatter Hein klopfte immer zudringlicher bei ihm an, Zipperlein und steife Glieder gehörten bereits zum täglichen Brot. Dennoch lachte er ebenso gern und herzlich wie früher, und wenn seine Enkelkinder in wildem Kriegsspiel seinen Sessel um-

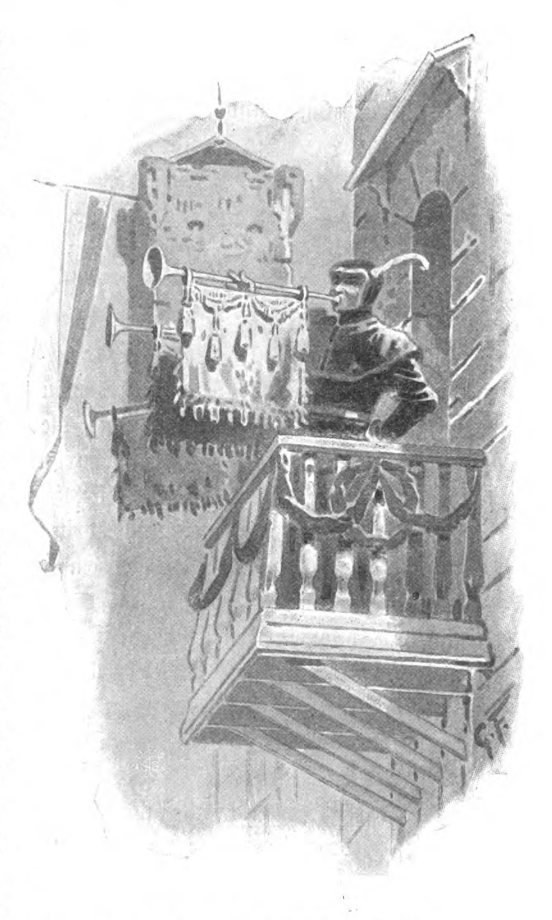
tobten, dann wurde er schier jung beim Anblick, fühlte er den Stich im Bein brennen wie dazumals, als man ihn auf dem Schlachtfeld vom Pferd gehoben, nahm hitzig seinen Krückstock zur Hand und kommandierte den Knaben zum mutigen Angriff!

Nun war aber der 9. Juli heraufgedämmert, begrüßt von schmetterndem Hornruf, von Sang und Klang und flatternden Fahnen! Das sollte ein Fest werden, wie es die grauen Mauern von Schweinsberg seit langen Jahren nicht geschaut.

Wo die dunkeln Parklinden die Zweige bis dicht an das Schloß heranstrecken, und in einsamer Stille die Malven, Rosmarin und Gelbveiglein auf den Beeten duften, da springt ein Altan weit in den Garten vor, von hölzernen Säulen gestützt, um welche Kletterröslein und türkische Winden ihre blühenden Schlingen werfen.

Goldene Morgensonne zittert durch das Blattwerk und leuchtet auf eines Mägdleins blonden Scheitel, welcher sich tief über eine Rolle Pergamentpapier neigt. War Jungfrau Hallfriede-Benedikta. Frisch und üppig war sie emporgewachsen, wie das schlanke Stämmchen an ihrer Seite, dessen Wipfel in rosig blühender Pracht im Lufthauch schwankt. Man nannte sie ein lieblich Frauenbild und ein selten kluges obendrein.

Wohl murrte der Edle Quirin von Ehrwaldt, wenn er sein Töchterlein mehr bei den Büchern denn am Strickrahmen antraf, und nannte es ein heillos und ärgerlich



Ding, wenn ein Weibsbild mit Papier und Schreibsaft verkehre, aber was half's?

Da kam der Junker Hallfried von Schenck und nahm Quartier zu Elfershausen, und anstatt mit dem Edelfräulein zur lustigen Jagd zu reiten, zur Fuchshatz oder sonstigen Kurzweil, trat er zu ihr in den Erker und zog beschriebene Heftlein aus der Tasche. Da saßen sie oft stundenlang selbander und ergötzten sich an den Versen und aufgezeichneten Historias, und Hallfriede malte eifrig die Buchstaben auf das Papier, so gelehrig, daß sie nach etlichen Wochen ihrem jungen Lehr=

meister einen holdseligen Abschiedsgruß niederschreiben konnte. Dann bestürmte sie den Kaplan, daß er den Unterricht fortführe, und es dauerte nicht lange, so wanderten launige Brieflein zwischen Elffershausen und Marburg, woselbst der junge Freiherr gelehrte Studias trieb, einher.

Und Hallfried-Benediktus kehrte wieder und wieder als Gast bei den Ehrwaldtschen ein, und des Jungfräuleins Wangen glühten, wenn er kam, und erblaßten, wenn die Hufschläge des scheidenden Reiters fernhin verklangen.

Nun stand sie einsam auf dem Balkon, um noch zum letztenmal die köstliche Dichtung zu studieren, welche ihr Hallfried eingehändigt, damit die Patin mit lieblicher Stimme des Großvaters Geburtstag verherrliche. Da sie die Rolle aber entfaltete, fiel ihr ein zweites Blättlein entgegen, das sie zuvor nicht drin bemerkt hatte.

Überrascht nahm sie es empor und schaute darauf nieder. War Hallfrieds schöne Schrift. „An das vieledle Jungfräulein, so mein jung Herze hat entbrennen lassen, an das friedreiche Täublein, vor deß' Holdseligkeit des Weihen Stolz und Kraft sich ducket, an mein herzliebsten Augentrost, wollte GOTT, er sei mein.“

Hallfriedens Hand erbebte, war das pfirsichfarbene Miederleibchen ihr niemals so eng über dem Herzen gewesen, denn in diesem Augenblick.

„Die rosen in dein feld,
Wohlrichend Alles zihren,
Die vögel in der Luft
Schön lieblich tiriliren.



Die Sterne leuchten fern,
Mein Mund zu lobe singt
Der allerfeinsten fraw
So ihr's zu hertzen dringt.
O tausendschönes Jungfrawlein,
Viel tugendsame herrin mein,
O daß ich wär' in deinem Dienst,
Glückseliger mann wollt' ich sein!"

O Herzeleid, da knirscht der Sand auf den Dielen, da tritt der Junker Hallfried an ihre Seite, und noch hat die Edle keine Zeit gehabt, ihrer Wangen verräterische Glut zu dämpfen.

„O daß ich wär' in deinem Dienst,
Glückseliger mann wollt ich sein!"

wiederholt er leise wie der Wind, der in den Lindenzweigen flüstert und so süßen, berauschend süßen Duft herzuträgt. „Wisset Ihr wohl kein Herzlein, Jungfrau Hallfriede, so sich dem meinen in trauter Innigkeit verschmelzen würde?"

Sie wagt nicht die Augen aufzuschlagen, solche Frage soll doch wohl kein Jüngling an ein sittsam Fräulein stellen! Sie wendet das Köpfchen und zupft in arger Verlegenheit an den wilden Rosen, die über das Gelände ranken.

Er streicht den blonden Schnurrbart und tritt noch einen Schritt näher. „Habe seit Jahr und Tag ein Ringlein auf der Brust getragen, welches ein halbes Herz aufweiset, just so halb, wie das in meiner Brust.

Heute nun soll der Reifen in die Hand des Großvaters zurückgelegt werden, damit er sich wieder ergänzen möge zu einem vollen Ring und einem vollen Herzen. Auch Euch ergeht es so, Jungfräulein, auch Euer Fingerreif ist unergänzet wie Euer Herzlein, und dennoch ist alles Halbe stets ein übel Ding. Da mein' ich denn, damit sich der Ring zum Ringe findet, sollten auch die Hände sich vereinen, die selbe Zierde tragen, und so zwei Menschenkinder Hallfried und Hallfriede geheißen sind, so sollten sie eins werden in Lieb und Treue . . ."

Die türkischen Winden schaukelten neugierig von dem Gebälk hernieder, zu sehen, warum der Sprecher plötzlich verstummt sei, und die Sonnenstrahlen flimmerten durch die Lindenzweige und blitzten in dem güldenen Ringlein, welches Junker Hallfried an den Finger des Edelfräuleins steckte, da war nichts mehr halb, da hatte sich alles zusammengefunden, die Ringe, die Herzen und die Lippen. — Ein Vöglein aber, das in den Rosenzweigen sein Nest gebaut hatte, hob jubelnd die Schwingen und stieg empor in die blaue Himmelsluft.

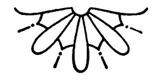
„O tausendschönes Jungfrawlein,
Viel tugendsame herrin mein,
O daß ich wär' in deinem dienst,
Glückseliger mann wollt' ich sein!"

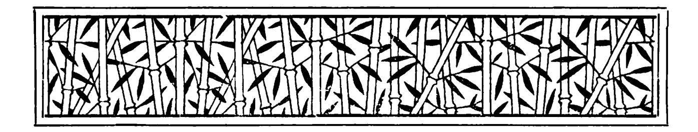
sang es schmetternd durch Wald und Feld, wie einen hallenden, schallenden Psalm glückseliger Minne.

Der alte Freiherr saß wie ehemals im geschnitzten Sessel und empfing die Gratulationen seiner Kinder und

Freunde. Plötzlich leuchtete sein Auge, er hob das Haupt und schaute lächelnd nach der Thür. Da nahten sie Hand in Hand, Hallfried-Benediktus und Hallfriede-Benedikta, und was sie ihm heute als Geburtstagsfreude bringen und über das Schicksal der beiden Ringe sagen wollten, das stand auf ihrem Antlitz geschrieben, und das konnte der alte Guntram-Kraft diesmal auch sonder Mühe entziffern, obwohl er noch immer nicht besser lesen und schreiben gelernt hatte, denn vor sechzehn Jahren.

Langsam wandte er das Haupt zu dem Kaplan und Wingulf, wies schalkhaft nach dem jungen Paar und fragte leise: „Wird es Euch gelahrten und gewitzigten Gesellen anitzt wohl klar, warum ich heute vor sechzehn Jahren des Ehrwaldt Töchterlein Hallfriede-Benedikta nannte? Damit mir zum siebenzigsten Geburtstag eitel Fried und Segen draus erwachsen möge! — Da seht hin, solch ein Bildnis hab ich im Traum geschaut — Gott erhalt's!"





Eine schöne Frau.

Es wurde getanzt, aber nicht so lebhaft wie sonst. Der Tod des erlauchten Chefs hatte das Offizierkorps der benachbarten Kavalleriegarnison gezwungen, noch im letzten Augenblick anstatt einer Schar flotter Tänzer eine telegraphische Absage zu senden. Auch die jungen Gutsbesitzer der Umgegend waren nur spärlich erschienen, denn eine sehr interessante Ausstellung in der Residenz hatte die meisten der Herren für kürzere oder längere Zeit dem Feldherrn Amor und seinem Exerzierplatz auf dem Parkett fahnenflüchtig werden lassen.

So hingen die Segel am Schifflein der Freude heute recht schlaff hernieder, und so sehr auch die anwesenden Herren sich bemühten, die fehlenden zu ersetzen und eine geradezu opfermutige, schier fieberhafte Thätigkeit in Extratouren entwickelten, — es wollte doch kein frischer Luftzug daherblasen, es von dem Riffe der Flauheit und Langeweile in bewegte Hochflut hinaus zu treiben.

Dieweil ich in fröhlichem Geplauder mit einem liebens-

würdigen Strategen von anno 66 die jungen Tänzer von 95 ganz vergessen hatte, stand eine kleine Kapitänsfrau an meiner Seite und blickte recht verdrossen, mit etwas vorgeschobener Unterlippe in die dünn gezogenen Kreise der Tanzenden hinein.

Ihre Fußspitzen zuckten ungeduldig unter dem Kleidersaum und der kräftige Elfenbeinfächer klappte mit einem solch unheimlichen Rhythmus in ihrer Hand, als solle jedem der fehlenden Tanzbeine, strafend und rächend, „eins übergezogen" werden. Sie war noch ziemlich fremd in der Gesellschaft, nicht sonderlich hübsch, auch nicht sehr chic angezogen, was Wunder, wenn ihre Tanzkarte einem völlig unbeschriebenen Blatt glich und auch die Extratouren stets in falschem Kurs an ihr vorbei steuerten.

Ich wandte mich ihr zu.

„Nun, liebe Frau v. X., beobachten Sie recht viel Hübsches und Erfreuliches?"

Um ihre schmalen Lippen zuckte es scharf auf.

„Ich beobachte nur die traurige Thatsache, daß die Natur ein schweres Verbrechen an jeder Frau begangen hat, welcher sie ein häßliches Gesicht mit in das Leben gab!"

Das klang sehr ingrimmig und erbittert, aber ich mußte trotzdem lächeln.

„Die Begriffe ‚schön' und ‚häßlich' sind lediglich Geschmackssache! Wie erst der Ton die Musik macht, so gibt der Ausdruck dem Gesicht Charakter."

Sie funkelte mich kampfesmutig an: „So? Lächelten Sie mit einer Negerphysiognomie, mit einer Kartoffelnase

. . . mit Froschaugen — wie ein leibhaftiger Engel, und nickten Sie mit noch so honigsüßer Miene nach allen Seiten — es tanzte doch keiner mit Ihnen! Sehen Sie sich doch um! Wer tanzt denn heute abend? Nur die hübschesten Mädchen und Frauen — — während die andern . . . o, es ist empörend! es ist eine himmelschreiende Taktlosigkeit von den Herren!"

Nun lachte ich wirklich: „Wenn häßliche Frauen über kein größeres Unglück zu klagen haben, braucht sich die Natur noch keine grauen Haare über solches Verbrechen wachsen zu lassen!"

Sie sah mich erstaunt an: „Welch größeres Unglück könnte einem weiblichen Wesen widerfahren, als wie von den Männern vernachlässigt, übersehen, bespöttelt und unter die Füße getreten zu werden? Dies Alles sind die Gifttropfen in jener Flasche, welche als Etikette: „sie tanzt nicht!" — trägt! Gifttropfen, welche niemals eine schöne, sondern nur solch unglückliches Geschöpf, eine häßliche Frau, zu schlucken bekommt!"

Sie sprach sehr erregt, der Ausdruck ihres Gesichts machte auch mich ernst dreinschauen.

„So glauben Sie — im Gegensatz — daß schöne Damen ein für allemal glücklich sind?"

„Ja! beneidenswert glücklich!" stieß sie herb durch die Zähne hervor.

Ich legte meinen Arm in den ihren und zog die Sprecherin ein paar Schritte weiter, zu einem hochstehenden Wanddiwan.

„Sehen Sie dort unten neben der Ministerin die Dame mit den roten Mohnblüten im Haar?“

„Die — imposante — mit den blonden Haaren? ... ja — sehe ich; was soll's mit ihr?“ —

„Setzen Sie sich ein wenig hier neben mich, wir wollen diese Frau einmal beobachten. Sie war die berühmteste Schönheit dieses Landes!“

„Hm ... sie ist immer noch auffallend hübsch, obwohl man auf zehn Schritt weit sieht, daß sie ihr Haar stark pudert, sich schminkt ... und recht viel sonstige Mittelchen anwendet, um gut auszusehen!“

„Ganz recht. Finden Sie, daß diese Dame, die immer noch bedeutend schöner ist, wie die meisten ihrer anwesenden Genossinnen, sehr glücklich aussieht?“

„Nein, ich glaube, sie hechelt furchtbar über jedes Paar, welches an ihr vorübertanzt. Sie hat etwas Scharfes ... Unduldsames ... ja — — seltsam — — beinahe etwas Neidisches im Gesicht!“

„Sehr wahr, — und dieser Ausdruck verliert sich kaum, wenn die eigene Tochter im Arm eines Tänzers vorüberschwebt!“

„Eine Tochter? Sie sieht eigentlich noch ganz jugendlich aus —!“

„Die hellgepuderten Haare sollen die jugendliche Rundung und Frische des Gesichtes besonders vorteilhaft hervorheben. Gewiß, die Generalin ist auch eine Frau, welche sich lange genug dagegen gewehrt hat, daß die erwachsene Tochter sie alt macht. Die arme kleine Lisa

besuchte erst mit dem einundzwanzigsten Jahr ihren ersten Ball.“

„Undenkbar! — Kommen Sie, — lassen Sie uns niedersetzen! Erzählen Sie mir mehr von solch einer beklagenswerten Mutter, welche selbst auf die eigene Tochter eifersüchtig ist!“



„Beklagenswert! — Wenn ein Weib beklagenswert ist, so darf man es wohl sicher auch unglücklich nennen, — und doch war jene Frau die Schönste ihrer Zeit, ist noch immer eine hervorragende Erscheinung und zweifellos auch jetzt noch die Königin der Schönheit unter ihren Altersgenossinnen. Ich bin mit dieser schönen, armen Frau durch verschiedene Bande inniger verbunden, als Sie denken. Erstlich ist sie mir verwandt, zweitens sehr wohl be-

freundet, und ich kann sicher auf ihre Verzeihung rechnen, wenn ich Ihnen ein wenig von ihr erzähle, wissen es doch die Menschen zumeist aus ihrem eigenen Munde, wie verfehlt, wie liebearm und freudlos ihr Leben gewesen!

„Sie überraschen mich!“ — Frau von X. setzte sich hastig neben mich und sah mir gespannt auf die Lippen. Sie sah nicht mehr ärgerlich aus, sondern angenehm erregt, und das machte ihr Gesicht sympathischer.

„Welch außerordentliche Schicksale mag jene Arme erlebt haben!“ rief sie, und ihr Blick huschte wiederum zu der Generalin hinüber, welche voll sichtlicher Ungeduld und Nervosität den Walzertakt mit dem Fächer markierte.

Ich schüttelte den Kopf; „Sie irren und werden vielleicht durch meinen schlichten Bericht enttäuscht sein. Tante Claire hat weder außergewöhnliche noch großartige Erlebnisse zu verzeichnen, im Gegenteil, ich glaube, daß sie lediglich das Schicksal sehr vieler Frauen teilt, welchen die unberechenbare Mutter Natur das Danaergeschenk der Schönheit verliehen. Es ist ein sehr alltäglicher Lebenslauf. Dornig, rauh, ermüdend und ohne jedes lohnende Ziel, aber so viel blendende Rosenpracht, so viel bunte Seifenblasen, so viel Geflitter und Geglitzer verbergen diesen steinigen Pfad, daß die wenigsten Menschen ahnen, wie wund und matt sich die Füße derer darauf gehen, welche doch der Welt ein so sonnig schönes Antlitz zeigen. — Tante Claire war schon als Kind auffallend schön, und das war der Keim ihres trostlosen Lebens. Die schönste von drei Schwestern, der abgöttisch verhätschelte

Liebling einer sehr eiteln und oberflächlich beanlagten Mutter, wuchs sie empor wie ein Prinzeßchen unter Vasallen.

Sie that, was sie wollte, oder besser gesagt, sie that nichts.

Warum sollte sie auch lernen und fleißig sein? Ein so schönes Mädchen, wie sie eines war, brauchte ja nur die Hände auszustrecken, um das Glück zu ergreifen, — das Glück in jeder Gestalt.

Mochten die Schwestern immerhin als Aschenbrödel im Hause schalten und walten, Claire machte keinen Finger naß, um ihnen zu helfen; sie diente nur einer einzigen Göttin, welcher sie volle Macht über sich einräumte, — der Schönheit. Um ihretwillen erduldete sie selbst Qualen. Als nach dem ersten Zahnwechsel die Mutter mit Entsetzen bemerkte, daß die Oberzähne ihres Lieblings etwas allzustark vorwachsen wollten, begann die Tortur im Dienste der Aphrodite; Claire mußte jede Nacht eine Art Maschine anlegen, welche die rebellischen Zähne zurückdrücken mußte. Das war eine unsagbare Qual für das Kind, welches manche Nachtruhe opfern mußte, ehe es sich an dieses Marterinstrument gewöhnte. Aber schon in diesen jungen Jahren war die Kleine selber so überzeugt von der Notwendigkeit dieses Schönheitsmittels, daß sie nur selten, sehr selten und nur in nervös reizbarem Zustand, die häßlicheren Schwestern beneidete, deren Zähne wachsen mochten, wie sie Lust hatten, und welche süß und behaglich schlafend neben ihr in den Betten lagen.

Ja, die Schönheit war eine strenge Herrin. Während die Schwestern in größter Freiheit aufwuchsen, bei Wind und Wetter zwanglos draußen herumspielen durften und sich nach Herzenslust vergnügten, waren die Augen der Mutter und Bonne stets voll ängstlicher Sorge auf Prinzeßchen Claire gerichtet.

„Kind! um Himmelswillen, lauf nicht in diese grelle Sonne hinaus! Willst du wie eine Mulattin aussehen? Das wäre eine schöne Geschichte, wenn du Sommersprossen bekämst!" — oder: „Aber Claire! bleib im Zimmer! Der Nebel und die Regenluft wirken so schädlich auf die blonde Haarfarbe! Es wäre ja schrecklich, wenn die schönen goldenen Locken nachdunkelten", oder: „Claire, es ist heute zu kalt für dich! Wie? Schneeballen willst du mit den Schwestern? Welch ein Wahnsinn! Bedenk deine Hände. Wenn du sie erfrörest und müßtest später mit aufgebrochenen, blauroten Fingern einhergehen! Das wäre der Ruin deiner ganzen Schönheit!" — Kurzum, beinahe jede Freude und jedes kindliche Vergnügen ward dem armen Kind verkümmert, durch die ewige Not und Angst, ihre Schönheit könnte darunter leiden; — was Wunder, wenn die junge Seele unter solch unnatürlichem Zwange litt und sich schließlich in jeder Regung den Sklavenketten der Schönheitstyrannei beugte.

Die Schwestern genossen ihre Kindheit und Jugend, sie lernten, spielten, tollten umher und amüsierten sich nach jeder Möglichkeit, — Claire aber saß in der Stube, ließ sich das Haar mit Sodawasser waschen, polierte

ihre Fingernägel und salbte die Haut mit den teuersten crêmes. — Während die Schwestern aßen und tranken, was sie Lust hatten und was ihnen schmeckte, sauer und süß, Schweinebraten und Gänsebraten — mußte Claire oft unter bitteren Thränen und Seufzern der Entsagung ihre Milchsuppe verzehren, denn wie hätte man der kleinen Schönheit Speisen gestatten dürfen, welche einen schlechten Teint machen?

Ja, es waren oft bittere Tage und Stunden, welche die arme Kleine durchkämpfen mußte, und wenn die Leute stehen blieben und fragten: „Fräulein — sagen Sie, bitte, wem gehört dieses entzückend schöne Kind?“ — so war die eitle Genugthuung, welche Claire dabei empfand, doch nur ein schwacher Trost für all die Qualen, welche sie dieserhalb erduldete.

Aber die Jahre vergingen und das Entzücken und die Bewunderung der Menge entschädigten das heranwachsende Mädchen für den strengen Dienst, welchen die Göttin auch jetzt noch von ihr verlangte. — Sie entschädigten, bis sie schließlich auch Gewohnheitssache wurden.

Sie war die Königin jedes Festes, die umschwärmte, angebetete, gefeierte „Modeschönheit.“

Was nutzte das aber? — Mehr wie tanzen, mehr wie amüsieren kann man sich ja nicht, und wenn sie von den Bällen nach Hause fuhren, waren die Schwestern meist ebenso lustig und vergnügt wie sie, wenngleich sie nicht so viele Kotillonsträuße zu tragen hatten wie ihre **kleine Prinzeß**.

Wer so auffallend durch Schönheit ist und alle anderen jungen Damen so völlig in den Schatten stellt, wie Claire, darf sich nicht wundern, wenn Eifersucht und Neid sich regen und es durch alle erlaubten und unerlaubten Mittel versuchen, das „Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn." —

In jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Wort beobachtet, mußte Claire sich jeden Augenblick bewußt sein, daß selbst der harmloseste Übermut — welcher bei anderen Mädchen gar nicht bemerkt wurde, — bei ihr zu einem Verbrechen aufgebauscht wurde.

Nannte man sie doch so wie so schon eine sehr gefährliche Kokette, welche alle Männer an sich lockt, eine kaltherzige Egoistin, welche nur Zinsen aus ihrer Schönheit schlagen will und die Freier mustert wie eine Herde Vierfüßler, aus welcher sie lediglich das schwerwiegendste „goldene Kalb" erwählen werde.

Wenn man sich solche Dinge in der Stadt erzählt, ist es nicht gerade angenehm für einen reichen Mann, welcher zufällig nicht viel Äußeres und Inneres daneben aufzuweisen hat, als dieses „goldene Kalb" verspottet zu werden.

Er beobachtet die „herzlose" Kokette näher, — und da Claire, durch den abscheulichen Klatsch eingeschüchtert, alles vermeiden will, was die Herren „anzieht", so findet er die junge Dame kühl, abweisend und unliebenswürdig vor der Menge, — nur ganz heimlich und verstohlen flammt ihm mal ein heißer Blick zu, . . . ganz recht, —

dies ist die raffinierte Art von Berechnung, welche man an ihr verurteilt.

Das goldene Kalb scheut und nimmt traurig, aber entschlossen von einem holden Traum Abschied, — — es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein.

Ein Mädchen, welches allzuviele Verehrer hat, befindet sich in einer üblen Lage. Es ist unmöglich, jedem der Vielen den Platz einzuräumen, welchen er erstrebt. Aus einem zurückgesetzten Freund wird aber leicht ein Feind, und die Eifersucht sucht mit Eifer auch anderen zu vereiteln, was ihr selber mißglückte.

Die Intriguen spinnen ihre Fäden am wirrsten und gefährlichsten um die Königskerzen — nicht um das Veilchen im Moos. Die Ballkönigin suchen sie heim, das Mauerblümchen verschonen sie. Auch Claire mußte es sich gefallen lassen: „Willst du nicht, daß dich die Dohlen umschrein — mußt du nicht Knauf auf dem Kirchturm sein.“

Die Schwestern waren längst verheiratet. Sie hatten sich sterblich verliebt, und man hatte ihrer Wahl keine Hindernisse in den Weg gelegt. Worauf sollten diese wenig hübschen Mädchen warten? Es war ja ein Glück für die armen Dinger, wenn sich ein Assessor, ein Leutnant, ein Gutsbesitzer, welcher fern ab von der Welt seinen Kohl baut, ihrer erbarmte!

Ansprüche können die Mädchen doch nicht machen, also gut, wenn sie unter die Haube kommen; der erste ist der beste!

Die Eltern segneten und die Schwestern heirateten geliebte Männer und wurden sehr glücklich.

Claire jedoch wartete von Jahr zu Jahr, aber weder der Prinz noch der erträumte Millionengraf meldete sich.

Bisher hatte sie getanzt, weil ein Ball die beste und vorteilhafteste Staffage für ihre so reizende Erscheinung bot, nicht aus Passion oder jugendlicher Leidenschaft, dazu war sie einesteils zu blasiert, andernteils zu kühl berechnend.

Sie, die nur für ihre Schönheit lebte und schon soviel um derentwillen ertragen und erduldet hatte, nahm jede Auszeichnung und jedes liebeflammende Herz als etwas Selbstverständliches hin, stets nur von den Menschen fordernd, ohne daran zu denken, einmal selber zu geben!

Was sollte sie geben? Liebe? Freundschaft? wem? Ihre Ansprüche waren durch die Erziehung ins Ungeheuerliche gesteigert; sie mäkelte an allem herum, sie fand überall auszusetzen, und ein gewöhnlicher Sterblicher deuchte ihr überhaupt nicht der Mühe wert, sich um seinetwillen zu erregen.

Dennoch hatte sie vergessen, mit ihrem Herzen zu rechnen.

Das meldete sich ganz plötzlich, als sie es am allerwenigsten dachte.

Ein alter Freund ihres Vaters stellte ihr seinen Neffen vor, einen jungen Doktor der Philosophie, welcher sich besuchsweise bei ihm aufhielt. Sie tanzte mit ihm, und als

sie zu ihm aufsah, in sein blasses, geistvolles, etwas finsteres Gesicht, schlug ihr Herz plötzlich schneller wie sonst.

War es Interesse für den Fremden?

Seltsam, was konnte an ihm interessieren? Er war ein armer Mensch, ohne Namen und Stellung, ein wortkarger, beinahe unschöner Mann, dessen düstere Augen zum Fürchten waren! Wie er sie anstarrte, wie seine Lippen zuckten, — ein Frösteln und Zittern ging durch die Glieder des schönen Mädchens.

Solch einem schwülen, dräuenden Zauber, zwischen Mitleid und Furcht schwankend, mußte wohl die Senta einem fliegenden Holländer gegenüber unterlegen sein. —

Der Doktor hatte Forschungsreisen nach Afrika und Australien gemacht, und verstand es, interessant und fesselnd darüber zu sprechen. Claire verplauderte die ganze Tanzpause mit ihm, und als er gegangen, suchten ihn ihre Augen in der Menge. Er fühlte ihren Blick; so oft sie ihn ansah, begegnete sie seinen finstern, tiefliegenden Augen, und er stand mit stummer Verneigung vor ihr, als habe sie ihn gerufen.

Sie tanzten viel, ungestüm, leidenschaftlich, atemlos. Den einzigen Orden, welchen sie an jenem Abend austeilte, heftete sie auf seine Brust. Da loderte es in seinen Augen und seine Hand, welche die ihre umkrampfte, zitterte.

Den Strauß, den er ihr brachte, steckte sie in den Gürtel.

Das mußte auffallen, — ihrer Mutter wenigstens. Die alte Dame war außer sich. Als sie nach Hause

fuhren, überschüttete sie die Tochter mit Vorwürfen. „Bist du von Sinnen, Kind, diesen Doktor derart auszuzeichnen? Was soll das heißen? Willst du dich so unsterblich blamieren, die Frau eines mittellosen, für meine Begriffe höchst unsympathischen Menschen zu werden? Ist das jenes stolze Ziel, nach welchem du strebtest? Ist das eine Partie deiner Schönheit würdig? Himmel! ich glaube die Leute bekämen Lachkrämpfe, wenn die schöne Claire als simple Frau Doktorin ihrem Mann die Strümpfe stopfen müßte! — Ein Wahnsinn wäre es! eine Schande! — Wie würden deine Widersacher triumphieren, deine Neider dich verhöhnen! Hast du darum die besten Partien ausgeschlagen, um die Gattin solches hergelaufenen Bettelprinzen zu werden? Claire! ich glaube, ich ginge in das Wasser, wenn sich meine Tochter, berühmt schöne Tochter derart verirrte!“

Claire nickte trostlos, ohne zu antworten. Die Mutter hatte Recht, es würde ein Wahnsinn sein, diesen Mann zu heiraten, das sah sie selber ein. Aber das Herz that ihr weh bei diesem Gedanken, und ihr Kopfkissen war naß von Thränen, als sie einschlief.

Welch eine furchtbare Zeit, dieser Kampf zwischen Stolz, Liebe, Eitelkeit und Leidenschaft! — Je öfter sie den Doktor sah, desto heißer erglühte ihr Herz für ihn, aber das Herz war machtlos gegen die unerbittliche, grausame Tyrannin Schönheit, welche ihr Opfer rastlos bergauf zerrte, auf einen schwindelhaften Gipfel traumhaften Glückes. Als der Brief abgesandt war, in welchem der Heiratsantrag des Doktors durch eine höfliche, aber sehr entschiedene



Absage beantwortet war, schloß sich Claire in ihrem Zimmer ein.

Sie weinte, rang die Hände, verfluchte ihre Schönheit und glaubte zu sterben vor Herzleid und namenloser Sehnsucht nach dem Glück, welches sie von sich stieß, lediglich, weil sie zu schön für einen unvermögenden Mann war.

Die Zeit vernarbte diese einzige Wunde, welche Amors Pfeil ihrem Herzen geschlagen. Aber liebenswürdiger war Claire nicht geworden, im Gegenteil, ein beinahe fieberisches, qualvolles Streben nach einer „glänzenden Partie" bemächtigte sich ihrer.

Nichts, nichts deuchte ihr gut genug. Sie reiste in Bäder, ließ sich anschmachten und teilte Körbe aus, — einmal mußte der Königssohn doch kommen, auf welchen sie wartete.

Die Zeit aber wartete nicht darauf. Sie flog mit pfeilschnellen, schillernden Flügeln dahin und die Mutter rang plötzlich die Hände und jammerte: „Wir müssen uns nun entscheiden, Kind, du wirst bald dreißig Jahre alt!"

Nicht allein die Mutter rechnete die Jahre nach, auch die Gesellschaft that es, und obwohl Claire mit ihren dreißig Jahren noch immer eine blendende, sehr jugendlich aussehende Schönheit war, so hingen ihr die dreißig Jahre doch wie zwei zentnerschwere Gewichte an, welche den stolzen Siegesflug merklich hemmten.

Hatte sie ehemals alle möglichen Qualen ertragen, die Schönheit zu gestalten, so bemühte sie sich nun mit den oft unerträglichsten Mitteln, die fliehende zu erhalten.

Es schläft sich gewiß nicht gut mit Kompressen von

feingehacktem Kalbfleisch auf dem Gesicht, aber die Jungfer, welche thörichterweise von dem gnädigen Fräulein entlassen war, plauderte dieses Geheimnis „als Mittel zur Erhaltung einer zarten Haut“ recht boshaft weiter.

Das trug nicht dazu bei, die dreißig Jahre vergessen zu machen.

Der nächste Winter zeigte es voll erschreckender Deutlichkeit. Eine junge, entzückende neue Schönheit im Flügelkleide tauchte auf, und Fräulein Claire, mit welcher man nun seit Jahren sattsam getanzt hatte, war ein überwundener Standpunkt.

Mutter und Tochter war es bei dieser Entdeckung zu Mut wie zwei Spielern, welche ihr Vermögen auf eine einzige Karte gesetzt und dieselbe plötzlich verlieren sehen.

Was thun? —

Sollte Claire, die Schönste der Schönen, die Gefeiertste ihrer Zeit, gar eine alte Jungfer werden?

Wie eine Panik überkam es das stolze, eitle Mädchen. Sie schloß die Augen und biß die Zähne zusammen. Sie griff zu — um jeden Preis.

Ein höherer Militär, Witwer und Vater von drei Kindern, war neu in die Residenz versetzt und entbrannte für Fräulein Claire.

Ein Mann, welcher ehemals gar nicht beachtet worden wäre, ward nun der Gegenstand ihres fieberhaften Interesses, ihrer liebenswürdigsten Bemühungen. Sie glückten.

Claire war begeistert in dem Gedanken, Regimentskommandeuse zu werden, und verstand es, der Welt gegen=

über gerade diese Stellung als die einzig ihr zusagende und begehrte hinzustellen.

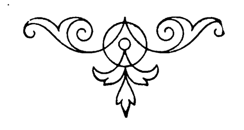
Die kleinen Scenen, welche sich aber insgeheim zwischen Mutter und Tochter abspielten, sah niemand. Sie ward Frau. Eine Frau, welche bei Spiel und Tanz alles nachholen wollte, was sie daheim an der Seite eines ungeliebten Mannes, im lästigen Kreise gleichgültiger Kinder, versäumte. Sie war ja nur für die Geselligkeit erzogen, was Wunder, wenn die Gewohnheit zur Genußsucht wurde. Ihrem ernsten, geistig bedeutenden Mann sagte solch ein Leben nicht zu. Die anfänglichen Differenzen spitzten sich mehr und mehr zu, bis die Hölle einer unglücklichen Ehe das Ende war, in welcher die allbekannte, so viel gefeierte Schönheit Claires dahinschwand.

Als Witwe eines pensionierten Generals lebt sie jetzt in bescheidenen Verhältnissen, tief unglücklich, weil sie nicht alt werden will und kann, weil sie nie etwas anderes besessen als ihre Schönheit, welche sie nun als trostlose und verzweifelte Frau im Stiche läßt. Seit ihre Tochter ausgeht, tanzt sie selber nicht mehr, weil sie nicht mehr engagiert wird, und der Groll darüber nimmt ihr noch das letzte, einzig wahre Glück, welches einer alternden Frau werden kann, die Liebe zu ihrem Kind, die stolze, beseligende Freude einer Mutter, ihren Liebling als erblühte Rose der Welt zuführen zu können. Wenn der Cotillon getanzt wird, bringt die Tochter die große Hälfte ihrer Sträußchen der übellaunigen Mama, denn Claire würde die unberechenbarsten Zustände bekommen, wenn sie einen

Cotillon erleben sollte, ohne Blumen in der Hand zu halten."

Ich schwieg und blickte in das nachdenkliche Gesicht meiner Nachbarin. Frau von X. sah nicht mehr geärgert und nicht mehr häßlich aus. Sie drückte mir die Hand und lächelte.

„In zehn Jahren führe ich mein Töchterchen aus!" flüsterte sie mit strahlenden Augen, „so häßlich wie ich ist sie glücklicherweise nicht, aber sie wird, gottlob, auch niemals eine Schönheit sein.





Die Häßlichste.

Eine Beobachtung im Ballsaal.

Hofball. — Die Wagen haben lange genug in dem hohen, zu weißen Bergen aufgestapelten Schnee gestanden und vor dem hohen Bronzegitter des Schlosses Spalier gebildet.

Wie langsam das voranrückt! Die kleinen Füßchen in den weißen oder farbigen Atlasschuhen zucken vor Ungeduld. Sie stehen im Geiste schon längst auf dem spiegelglatten Parkett des Thronsaales, sie empfinden schon im voraus das seltsame, prickelnde, nervenreizende Gefühl, welches ein Walzerklang verursacht, und mit stets heißer glühenden Wangen neigen sich die Köpfchen zum Wagenfenster, die Volksmenge, welche rechts und links vor der

Auffahrt gedrängt steht, mit ungeduldigem Blick zu streifen: „Was steht ihr da und guckt? Helft lieber den Wagen schieben, daß es schneller geht! Wir sind siebzehn Jahre alt! Hübsch, elegant, gefeiert! Wir wollen uns amüsieren und bei den kurzbemessenen Stunden eines Balles ist jede Minute kostbar!“

Endlich!

Lakaienhände reißen den Wagenschlag auf. Behende, graziös und sehr sicher gleiten die ungeduldigen Füßchen auf die Marmorschwelle herab.

Im weiten, hallenartigen Vestibul bestrahlt das elektrische Licht bereits die Ouverture zu einem highlife, welches sich aus Pelz und Spitzenschleiern wie eine Rose aus der Knospe schält.

Sporen klirren, Säbel rasseln — und die jungen Damen nicken hastige Grüße und dulden es mit der Gelassenheit des verwöhnten Residenzkindes, daß schon hier engagiert und durch galanten Eifer die Tanzkarte im voraus gestürmt wird.

Nur ein junges Mädchen hat sich klopfenden Herzens gefreut, daß der Wagen so langsam zum Ziel vorrückte, daß die Galgenfrist noch um Minuten verlängert wird.

Als die Equipage endlich hält, dauert es auffallend lange, bis der Papa sein Töchterchen neben sich auf der Treppe sieht.

Langsam, mit tief geneigtem Köpfchen tritt sie in das Vestibul.

Lauter fremde Gesichter. Gleichgültige Mienen, gleich=

gültige Blicke, welche sie kaum streifen, kein Gruß — kein heiteres Willkommen, kein einziges von all jenen galanten, schmeichelhaften Worten, welche die andern jungen Damen umschwärmen.

Mit zitternden Fingern nestelt sie das seidene Tuch, welches das Köpfchen umhüllt, ab.

Als sie zufällig aufschaut, blickt sie in das schöne, siegbewußte Antlitz eines jungen Dragoneroffiziers, welcher voll behaglicher Umständlichkeit noch an den Handschuhen knöpft.

Sein Blick ruht auf ihrem Antlitz, und sie sieht, wie der Ausdruck seiner lächelnden Züge sich ändert. Groß, überrascht, voll jäher Betroffenheit starrt er sie an. Seine Lippen schweigen zwar, aber das ganze Gesicht redet eine furchtbare deutliche Sprache. „Herr des Himmels, wie häßlich! Was will die auf einem Ball?"

Und dann wendet er sich kurz um und begrüßt voll Entzücken ein reizendes Elfchen in rosa Crêpe, welches voll lässiger Huld die Achseln zuckt. „Noch einen Tanz? Aber conte mio, es ist ja beinahe beleidigend, daß Sie jetzt noch Lücken auf meiner Tanzkarte vermuten!"

„Komtesse haben sich schon auf dem letzten Ball voraus engagieren lassen? grollt er mit vorwurfsvollem Blick, „das ist unerlaubt — das ist perfide! Sie hätten für abwesende Verehrer wenigstens ein Almosen reservieren können!"

„Mein Gott — es ist ja vielleicht möglich, daß noch ein Tanz eingeschoben wird! — den sollen Sie haben.

Aber reservieren? Undenkbar! Ich erhielt heute Vormittag meine gefüllte Karte von Herrn von Angern zurück geschickt! Stand vor einem fait accompli."

„Ich fliege, Komtesse Lola, um einen eingeschobenen Tanz bei dem Vortänzer zu erzwingen und bitte schon jetzt dringend um den Vorzug bei dem italienischen Gesandten übermorgen den Cotillon mit Ihnen tanzen zu dürfen . . ."

„Ich denke — vorengagieren ist nicht gestattet?"

„In diesem Falle stets —!" seine schönen Augen blitzten zu ihr nieder, heiß, wie sengende Strahlen, und dennoch scheint es dem verwöhnten Dämchen kaum Eindruck zu machen, sie lacht und zuckt die Achseln.

„Genehmigt. Nicht etwa um nur eine Ausnahme zu machen, sondern um Ihnen das Recht zu nehmem, diejenigen perfide zu nennen, welche es" — sie hielt ihm neckisch ihre Karte entgegen — „ebenso machten!"

„Turandot —! selbst diese grausame kleine Hand küßte ich! Und nun zum Vortänzer! auf Wiedersehen!"

Ein eleganter Gruß, und der Sprecher stürmt davon. Jetzt hat er gar keine Zeit mehr, das arme, häßliche Kind, welches immer noch zögernd zur Seite steht, anzusehen, kaum, daß er flüchtig „pardon" sagt, als er hastig an ihr vorüber drängt.

„Sibylle . . . bist du fertig? es ist die höchste Zeit!" drängt der Papa, „ich muß dich doch soweit es angeht, vorstellen."

Der alte Herr ist viel zu erregt und von dem Zauber

seiner Umgebung befangen, um das Gesichtchen seiner Tochter zu sehen. Es entgeht ihm, wie leichenhaft blaß es ist, wie diese Farblosigkeit es noch unschöner denn sonst erscheinen läßt.

Er hört auch nicht den leisen Seufzer, welcher ihm antwortet.

„Ist dein Kleid in Ordnung?"

Sie blickt mechanisch an sich nieder und nickt. Es ist ja so gleichgültig. Was würde ihr das schönste, eleganteste Kleid helfen? Nichts. Nur ein Schleier, ein dichter undurchdringlicher Schleier, welcher ihr armes, häßliches Antlitz verhüllt, könnte ihr nützen!

Häßlich! Was soll ein so häßliches Mädchen auf einem Ball?

Tanzen? Lächerlich, wer sollte sie auffordern?

Sich amüsieren? — Wie amüsiert man sich wohl mit blutendem Herzen!

Die elegante, lachende, fröhliche Menschenmenge schwirrt vor ihren Augen und macht ihr schwindlig, auch thut es ihr weh, all die erstaunten Blicke zu sehen, die oft herzlosen Glossen zu hören, welche Übermut und Selbstgefälligkeit über sie machen. Sie hört und sieht so scharf.

„Häßlichkeit ist auch eine Gabe Gottes — aber man darf nur keinen Mißbrauch damit treiben!!" hört sie eine behäbige Mama mit vorgeschobener Unterlippe just in dem Momente spotten, wo die Musik eine Pause macht.

Ihr Herz krampfte sich zusammen. Unwillkürlich berührt sie den Arm ihres Vaters.

„Es ist unmöglich, sich durch dieses Gedränge hindurch zu winden, Papa“, flüstert sie mit erstickter Stimme: „Ich möchte so gern hier diesen Platz innebehalten, um die Herrschaften bei ihrem Eintritt in den Saal recht genau zu sehen! Darum bin ich ja doch hauptsächlich hier. Versuche du derweil dein Heil, dich bekannt zu machen und Bekannte zu finden!“



Papachen ist einverstanden, und dieweil das

junge Mädchen sich schüchtern in das fernste Eckchen hinter eine Säule stellt, schiebt er sich weiter im bunten Schwarm, alte Freunde zu finden. Er ist mit der langen Reihe von Jahren fremd in diesen Räumen und unter diesen Menschen geworden, hier, wo er doch ehemals als junger Offizier die schönsten Stunden seines Daseins verlebte bis zu jenem traurig-schönen Tag, wo ein alter Onkel starb und ihm mit der Hand der einzigen Tochter ein famoses Landgut vermachte.

Da hatte er fernab von der Welt auf seiner Scholle gesessen, bis heute, wo es ihm eine Pflicht deuchte, seine Tochter in die Residenz zu bringen, dem armen Würm ein paar Bälle zu gönnen. Nun, da er die liebe, altgewohnte, zauberhafte Hofluft atmete, Uniform und Ballkleid sah und die Tanzweisen hörte, welche ihn ehemals auf goldenen Schwingen zum Himmel trugen, war er so im Bann seiner Erinnerungen, daß ihm gar nicht der Gedanke kam, seine Tochter könne sich heute abend vielleicht nicht amüsieren; bei dieser Unmasse von Tänzern undenkbar. Die Sibylle ist ja sonst ein resolutes, selbständiges Mädel, sie wird sich auch heute abend schon ihren Weg bahnen.

Aber Sibylle stand still und regungslos abseits und wagte kaum zu atmen.

Eine unbeschreibliche Sehnsucht, ein bitteres Heimweh überkam sie.

Ja, zu Hause! daheim bei ihren Lieben fand kein Mensch sie häßlich!

Das liebe, alte, trauliche Gutshaus kannte sie seit Kindesbeinen, hatte sie aufwachsen sehen und ihr armes häßliches Gesicht mit Mutteraugen geschaut!

Die Pflegetante und die kleinen Geschwister liebten sie voll warmer Zärtlichkeit, denn niemand war so fleißig von früh bis spät wie Sibylle, und niemand konnte mit den Kleinen so herrlich spielen wie sie! Das Gesinde ging für das „leiwe gnä Frölen“ durchs Feuer, und es wäre wohl keinem von ihnen auch nur im Traume eingefallen, das stets so freundliche, milde Gesichtchen mit den sanft strahlenden Augen für häßlich zu halten, mochte die Nase noch so flach, der Mund noch so groß, die Wangen noch so blaß und starkknochig sein.

Ja, daheim kannte man Sibylle und hatte sie lieb, und daheim hatte sie nie danach gefragt, ob sie wohl schön oder häßlich sei! Aber hier! hier ist es so ganz anders, so schrecklich anders!

Auf einem Ball verlangt man nur eine einzige Tugend von einem Mädchen: es soll hübsch sein! Launen, Unliebenswürdigkeit, Eitelkeit und Keckheit, ja das häßlichste Burschikose wird verziehen und bewundert, wenn die, welche sich darin gefällt, nur hübsch, sehr hübsch und chic ist! Wie soll das scheue, ungewandte Kind vom Lande zwischen all diesen siegesfrohen, übermütigen und reizenden Schwestern aus der Residenz bestehen?

Sibylle blickt wehmütig auf das bunte Gewühl der Tanzenden. Sie ist nicht neidisch, ihr Auge haftet voll ehrlichen Entzückens auf den eleganten, weltgewandten

schönen Frauen und Mädchen, welche die Huldigungen wie etwas ganz Selbstverständliches entgegennehmen.

Wie gefeiert sind die Schönsten unter ihnen, wie umschwärmt!

Von einem Arm in den anderen fliegen sie, oft verweigern sie hochatmend die Extratour und verstehen es, voll entzückender Koketterie zu seufzen und zu schmollen, wenn der Bewerber voll ritterlicher Geduld und Konsequenz an der Seite der „Belagerten" wartet, bis sie etwas zu Atem gekommen und gnädig mit müdem Lächeln die kleine Hand entgegenreicht.

Könnte sie statt dieser übersättigten Damen doch nur ein einziges, einziges Mal tanzen!

Ein sehnsuchtsvolles Verlangen überkommt sie, einmal unter all diesen Fröhlichen froh zu sein, nur einmal im wirbelnden Rausche über das Parkett zu fliegen!

Wer aber erbarmt sich eines armen Mauerblümchens, dieses unbekannten, verlassenen Kindes vom Land? —

Niemand. Sie ist viel zu häßlich und viel zu bescheiden, um bemerkt zu werden. Sie weiß es, — sie ist mit gar keinen Illusionen hierher gekommen, und dennoch empfindet sie es voll bitteren Wehs, wie schwer es ist, mit siebzehn Jahren schon aller Ballfreude entsagen zu müssen.

Sie fühlt es, wie ihr brennend heiße Tropfen in die Augen steigen, und damit niemand solch lächerliche, kindische Thränen sehen soll, schlägt sie die Augen nieder und starrt vor sich hin auf die großblumige Damast-

schleppe einer ältern Dame, welche sich soeben vor sie geschoben, die tanzenden Töchter durch die Lorgnette zu bewundern.

Unwillkürlich weicht Sibylle noch weiter hinter die Säulen zurück, gleichzeitig aber schrickt sie leicht empor.

Sporen klingen melodisch vor ihr zusammen, und als sie erschrocken aufblickt, sieht sie einen jungen Offizier, welcher das elegant frisierte Haupt vor ihr neigt.



Heiße Blutwellen steigen glühend in ihr erst so bleiches Antlitz. Sie verneigt sich jählings und stammelt — ja, was sie sagt, weiß sie selber nicht, ein paar unverständliche Worte, aber gewiß sind dieselben recht thöricht gewesen, denn der Offizier blickt sie plötzlich ganz betroffen an und steht einen Augenblick wie erstarrt. Dann wiederholt er schnell sein Kompliment, lächelt sehr höflich und verbindlich und bietet der jungen Dame den Arm, sie in die Reihen der Tanzenden zu führen.

Sein Blick huscht noch einmal über ihr Köpfchen

hinweg zu einem Kammerherrn hin, welcher hinter Sibylle gestanden, und dieser lacht und nickt ihm zu und murmelt: „Allerliebstes Mißverständnis!“

Sibylle tanzt. — Ein unbeschreibliches Entzücken erfüllt sie, ihre ganze Seele jauchzt auf in der Wonne dieses unerwarteten Genusses, und just, als seien ihr unsichtbare Schwingen gewachsen, schwebt sie leicht wie eine Flocke im Arm des Tänzers dahin.

Dieser hat nach kurzer Strecke seine so überraschend und unfreiwillig engagierte Dame zurückführen und den Kammerherrn zum zweiten Mal begrüßen wollen, er vergißt jedoch diesen Vorsatz, als er empfindet, wie wunderbar gut es sich mit der Kleinen tanzt.

Zum zweiten, zum dritten Mal durchmißt er mit ihr den Saal, und dann endlich bleibt er stehen, sich seine Dame nun auch anzusehen.

Potzwetter! er hat das arme Ding erwischt, welche ihm in der Halle drunten bereits wegen ihrer Häßlichkeit aufgefallen! —

Aber seltsam, wie sie eben mit glühenden Wangen und glückstrahlenden Augen zu ihm auflächelt, kommt sie ihm gar nicht mehr so unschön vor! Es liegt ein Ausdruck solch rührender, unendlicher Dankbarkeit in diesem jungen Gesicht, wie ihn der Dragoner noch nie zuvor geschaut.

Das fesselt ihn, denn es ist ihm neu und schmeichelt seiner Eitelkeit.

Wie nett, daß er einmal die Rollen tauscht, daß nicht

er der stets dankbar Entzückte sein muß, sondern daß er es diesmal ist, welcher in solch aufleuchtende, hocherkenntliche Augen schaut. Er hat stets nur mit den hervorragendsten Schönheiten getanzt, — und die ewig blasierte, huldvoll nachlässige Miene dieser kleinen Göttinnen wird mit der Zeit langweilig, noch dazu für einen Mann, welcher absolut nicht gleichgültig für Eroberungen ist.

Seine unfreiwillige Tänzerin aber trägt in diesem Augenblick das Herz mehr denn je in den großen, dunklen Aurikelaugen, und dieses Herz fliegt ihm himmelhoch jauchzend und hell auflodernd entgegen.

„Gnädiges Fräulein scheinen noch sehr fremd hier . . . pardon . . . gestatten gnädiges Fräulein, daß ich mich nachträglich noch selber bekannt mache“ — abermals klingen die Sporen zusammen: „von Klockzin —“ und als nur ein stummer Knix antwortet, fährt er lächelnd fort: „Gnädiges Fräulein sind gewiß vom Lande gekommen . . . ein wenig in der Residenz zu tanzen —“

Und als sie eilig und die letzte Scheu überwindend bejaht und sogar heiter plaudernd hinzusetzt, woher sie kommt, wie das elterliche Gut heißt, und wie viel Angst sie vor diesem Ball gehabt, da ist die Unterhaltung bestens eingeleitet. Ja, Herr von Klockzin entdeckt sogar, daß „der Herr Papa in seinem eigenen Regiment eine Schwadron geführt, daß ihn gleich in der Halle drunten eine gewisse Ähnlichkeit an dem alten Herrn frappiert habe — —“

Ja, sie sind so eifrig in der Unterhaltung, daß sie

sich schließlich sehr beeilen müssen, um den „süperben Walzer" noch zu Ende zu tanzen.

Und dann geleitet Herr von Klockzin seine Tänzerin höflich nach ihrem Platz zurück.

Seine Verbeugung begleitet er mit einem seiner unwiderstehlichen Blicke, welchen die verwöhnten Ballschönheiten gewohnt sind und welchen sie kaum noch bemerken —, bei dieser kleinen Unschuld vom Lande überzeugte sich der eitle Dragoner endlich einmal wieder von seiner Wirkung.

Sibylle wird noch röter wie zuvor, ihre Lippen beben, und eine reizende Verlegenheit, welche mit dem Entzücken kämpfte, senkte ihr die Wimpern über die Augen. Und dann huscht doch noch ein Blick zu ihm auf . . .

Lächerlich! Die Kleine ist gar nicht so häßlich, wie es auf den ersten Blick scheint, sie tanzt brillant, plaudert recht nett und . . . last not least — sie hat einen vortrefflichen Geschmack! —

Klockzin ist überzeugt, mit diesem Walzer ein gutes Werk gethan zu haben, und dieses Gefühl erfüllt ihn mit Genugthuung.

Als er das Spalier der zuschauenden Herren und Damen mit höflichen Pardons durchbricht, tritt ihm ein Kamerad entgegen.

„Alle Achtung, Märchen, mit welch einem Engel flogen Sie denn eben so direkt in den Himmel hinein?" spottet er gutmütig.

Der schöne Max beißt sich leicht auf die Lippe. Seine Eitelkeit krümmt sich ein wenig bei dem Gedanken,

sich mit einer unschönen Tänzerin produziert zu haben, man kennt das nicht an ihm.

„Wir flogen . . . ganz recht — habe selten einen solch brillanten Walzer getanzt! Wie eine Feder schwebt das Mädel . . . auf Wort —“

„Ah! wer ist's eigentlich? Kein Mensch kennt das arme Aschenbrödel!“

„Schlimm genug! Sehr gute Familie . . . Vater war ehemals Rittmeister bei meinem eigenen Regiment, kolossaler Landbesitz . . .“

„Und tanzt so gut?“

„Vielleicht am besten im ganzen Saal!“

„Vorwärts . . . stell mich deiner Schutzbefohlenen vor!“

Es geschieht, — und wieder schwellt das stolze Bewußtsein die Brust des Dragoners, sehr anerkennenswert zu handeln. Sein Blick aber ruht scharf prüfend auf Sibylles Gesicht.

Wird sie diesen neuen Tänzer mit derselben Huld auszeichnen wie ihn?

Nein, — nur ihm allein leuchten ihre Augen entgegen, für den andern hat sie nur eine höfliche Verneigung. Scharmantes Mädchen! Sie kokettiert nicht aus Prinzip mit jedem Tänzer, das imponiert dem schönen Max und schmeichelt ihm noch mehr. — Fraglos, er hat eine Eroberung gemacht, — die liebe kleine Unschuld vom Lande hat nicht ungestraft in seine Augen geschaut. Das animiert ihn und macht ihm unendliches Vergnügen.

Jetzt erst empfindet er es, wie undankbar es doch ist, nur mit blasierten Schönheiten zu tanzen.

Hier ist er Gott — dort nur Sklave, der lediglich als Nummer in der Schar derer rangiert, welche den Triumphwagen ziehen.

Der erste Wonnerausch ist verflogen, Sibylle bedauert es beinahe, all die Glücksempfindungen ihres ersten Tanzes so schnell in einem zweiten untergehen zu sehen. — Dieser neue Tänzer ist ihr gleichgültig, er besitzt nur den einen Vorzug, daß ihn der Schönste, Herrlichste von allen, dessen dunkle Augen es ihr schon in der Vestibülhalle angethan haben, zu ihr gebracht hat. —

„Sie tanzt ganz leidlich —" flüstert der nach Ende des Tanzes in Klockzins Ohr, „aber trotzdem bleibt mir dein Geschmack etwas rätselhaft!" und der gute Freund eilt weiter, sich durch ein paar Extratouren mit schöneren Tänzerinnen zu entschädigen.

Sibylle steht wieder einsam und allein in ihrem Eckchen, aber sie trauert nicht mehr, ihre Augen folgen wie verklärt einem einzigen, und ihr Herz schlägt hoch auf, wenn dieser im Vorübertanzen sie anblickt und lächelt.

Der Blumenwalzer!

Ein Taubenwagen fährt duftige Last in den Saal, ein buntbewimpeltes Schiff, von Lakaien geleitet, folgt ihm und trägt die Blütenschätze des Frühlings in den winterlichen Ballsaal.

Da wirbelt ein zaubrischer Reigen. Kaum, daß die

Hände der Schönen die Sträuße halten können, so viel sind es ihrer.

Sibylle umkrampft nur einen einzigen mit fieberhaft glühenden Fingerchen. Er hat ihn gebracht! Er! Noch nie im Leben hat sie ein Glück empfunden, wie in diesem Augenblick, als sie zum zweiten Mal in seinem Arm dahingeschwebt, seine Blüten in der Hand!

Ist noch eine andere im Saal so glücklich wie sie? Gewiß nicht, und wenn sie die Sträuße kaum zählen und die Füßchen kaum vor Müdigkeit nach allzuvielem Tanzen noch regen kann — die Seligkeit, welche das arme, häßliche Mädchen empfindet, kann eine umworbene Schönheit garnicht nachfühlen. Herr von Klockzin tanzt heute nicht viel im Cotillon. Er hat ein Glas Sekt von dem Silbertablett eines Lakaien genommen und stürzte den perlenden Inhalt hastig hinab.

Ihm ist so wunderlich zu Mut. Wie viele Blumen hat er schon im Cotillon den Damen gebracht —, so gefreut, wie Sibylle hat sich noch keine darüber. Er kann den Ausdruck ihrer Augen garnicht vergessen, etwas Überirdisches, Unaussprechliches lag darin. So muß die Königin Minne dreinschauen — oder ein guter Engel.

Er begreift es kaum, daß er das junge Mädchen jemals häßlich, daß er Komtesse Lola so blendend schön finden konnte. Er hat auch ihr einen Strauß gebracht. Aber sie war so müde, so abgehetzt und aufgelöst, daß sie ihn kaum ansah, sondern die Blumen gleichgültig zu den andern Bouquets auf den Stuhl niederwarf und mit

erschöpftem Ton sagte: „Ich kann sie nicht alle halten, — man bekommt ja den Krampf in die Finger . . . und bitte, Herr von Klockzin — nur einmal herum tanzen!“ — In diesem Augenblick erschien sie ihm mit den matten, ersterbenden Augen und der verwehten Frisur beinahe unschön. Der Ausdruck ihres Gesichts war mißmutig, — trotzdem sie so sehr gefeiert war, schien sie dennoch schlechter Laune. Sehr begreiflich. Die Saison nähert sich schon wieder ihrem Ende, und Komteßchen ist noch immer nicht verlobt. Wer so schön ist wie sie, kann einen Prinz oder Millionen-Graf beanspruchen, — es kommt aber keiner. Das ist ärgerlich, und der Ärger macht selbst das schönste Gesicht häßlich.

Drüben am Pfeiler aber steht Sibylle, — strahlend, rosig, lächelnd und überglücklich. Sie blickt wie im Traum auf seine Blumen nieder, und der Ausdruck ihres Gesichts verschönt dasselbe.

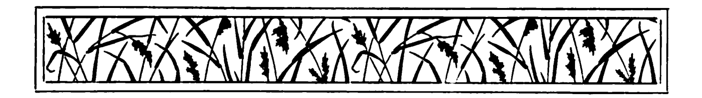
Komtesse Lola erwartete so viel — und fand so wenig, obwohl sie bis zur Erschlaffung tanzte und die meisten Sträuße als Tribut ihrer Schönheit erhielt, das häßliche, fremde Mädchen vom Lande aber erwartete nichts und fand doch so viel, — einen ersten Traum glückseliger Jugend und Liebe, einen weihevollen Frühlingstraum voll süßer Schwärmerei und Heiligkeit. Und doch hatte sie nur zweimal getanzt — und hielt nur ein einziges Blumensträußchen in der Hand! —

Klockzin fühlt, wie es ihm warm um das Herz wird. Ein Gefühl der Rührung, der herzlichsten Milde über-



kommt ihn. Man hat ihn eitel und eroberungssüchtig genannt, aber man that ihm unrecht damit. Jetzt plötzlich weiß er, was er suchte, wenn er in einen Ballsaal trat. Er war aber thöricht genug gewesen zu glauben, daß das wahre Glück und die wahre Frauenschöne nur aus den Augen der Gefeiertsten strahlen könne. — Nun wußte er, daß dies ein Irrtum war, daß die Königin Minne nicht nur in Rosenkelchen wohnt, sondern auch aus dem schlichten Knöspchen eines Mauerblümchens hervorlächeln kann. — Einer jähen Regung folgend, tritt er an Sibylles Seite und bittet sie, ihn dem Vater vorzustellen. Er möchte sich erlauben, seinen Besuch im Hotel abzustatten. Komtesse Lola schreitet just vorüber und weist ein paar Verehrer kurz ab: „Ich weiß nicht, ob ich den Ministerball besuche! ich langweile mich ja tot bei diesem ewigen Einerlei von Walzer, Fruchteis und Cotillonsträußen!“

Sie, die Schönste hat sich gelangweilt, Sibylle aber warf sich im Wagen an den Hals des Vaters und schluchzte leise auf vor Glückseligkeit und Wonne, — und sie war doch die Häßlichste im ganzen Saal gewesen.



Frühlingsanfang!

Sie stand an dem niederen Lattenzaun im Obstgarten, legte die runden Arme, welche so blütenfrisch, wie die aufbrechenden Kirschknospen am Gezweig über ihr, aus den zurückgeschlagenen Ärmeln blinkten, fest, beinahe allzu schwer, auf das grünmoosige Holz und starrte mit weit offenen Augen geradeaus.

Erst zum Himmel auf, unter dessen wallender Azurbläue die Stare und Schwalben ein laut jubelndes Wiedersehen feiern, dann ringsum in das schwellende, knospende, junge, Frühlingsgrün, — auf den Rasen, welchen schon rotgeränderte Gänseblümchen und die ersten Primeln schmücken — — und schließlich hinab, mit geschlossenen Augen in ihr Herzlein.

Das ist so jung, wie ringsum die Lenzespracht, das klopft und hämmert so unruhig und geheimnisvoll, als ob auch ihm die Zeit gekommen sei, da die Liebessonne mit heißem Strahl die Blüte aus der Knospe lockt — —



Aber das Marei war noch allzu jung und wußte noch gar nichts von der Liebe, so wenig, daß es jüngsthin die Muhme noch vor ein bunt gedrucktes Bildlein in der „Putzstube“ geführt und gefragt hatte: „Schwätz' mal, Godel, — beißt der Malefizbub sell Mädel da in sei Köpfele?“

Die Muhme rückte etwas verlegen an der Hornbrille und starrte stumm auf das küssende Liebespaar „Faust und Gretchen“, von welchem sie selbst nicht recht wußte, wie es hier in die stille, einsame Mühle gekommen war.

Sicherlich hatte Bärbele, des Marei früh verstorbene Mutter, solch unnützen Kram einmal beim „Häußler“ gekauft, welcher außer Zwirn und Knöpfen den jungen Frauen manch überflüssiges Larifari aufbündelte.

Sie wackelte mit dem zahnlosen Munde und schüttelte den Kopf, daß die Haube mit den beiden mächtigen Tüllflügeln bedrohlich auf dem weißhaarigen Kopfe schwankte.

„Wird's scho' beiße — drum kreischt's a! Siehst net,

du Lapperl? Kimmt davo', wann so a dumm's Mädele mi'n Bub schwadronira will . . . un' schwänzt mit em in' Bamgarte ümma! . . . Thut net gut, das!" und die Sprecherin schwenkte das verblüffte Marei an beiden Armen herum und schob's über die Schwelle zurück. Den Schlüssel zur Putzstube aber zog sie sorglich ab und steckte ihn in die Tasche.

Nun war das sechzehnjährige Kind hinausgegangen, „akrad in 'n Bamgarten", wo die Zweige just so voller Blüten hingen, wie drinn auf dem Bild, und es lehnte sich auf das Holzgeländе und dachte darüber nach, weswegen der hübsche, helläugige Bub wohl so „narrisch sei, das arme Madel so wüscht in sei rund Gesichtel zu beißen."

Ob's ihm was than hat? Dann könnt' er ihm doch Schläg' geben! oder ob er so arg hungri is, daß er in sei'n Dämmel glei'n Menschen anfressa will? Die Mannerleut san' net sauber! Dena kann mer alle Teufelei zutraua!"

Und das Marei blickte scheu um sich, als stünde schon solch schrecklicher, menschenfressender Bursch hinter ihm.

„Kreische däht's!" sagte die Godel. — Seltsam, aber je mehr Marei an das Bild denkt, desto weniger deucht es ihr, als ob das Mädchen darauf um Hilfe schrie. — Nein . . . es lachte sogar, und wie es die Arme um ihn schlingt . . . das sah doch auch nicht aus, als ob es mit dem Bösewicht raufen wollt! — Im Gegenteil, es sperrt's Mündli auf, wie eins, dem's arg wohli is! — Sehr seltsam!

Und der schmucke, dunkellockige Mann — „bös schaut er eigentlich net drein — und wie er das Madel so an sich druckt — da mächt ma schier denka . . .“

Ja! bis dahin kamen des Marei Gedanken, aber weiter nicht.

Der alte Knecht hatte an einem Winterabend mal ein Lied gesungen, von einem „Schatz . . und noch einem Schatz . . . die küßten sich den roten Mund — —“ und als sie gerade eifrig fragte: „Was wohl ein Schatz sei?“ da hatte die Muhme ein bitterbös Gesicht gemacht und den Veitel einen alten Trobbel geheißen, dem der Müller heimleuchten werde! —

Aber . . . der Schatz und der geküßte rote Mund kamen dem Marei nicht aus den Gedanken, völlig jetzt nicht, wo sie an das Bild in der Stube drinn dachte.

Gibt es denn keine Menschenseele auf der Welt, die es hätte fragen können! Was ist ein Schatz? — Die Vöglein droben am Himmel wußten es vielleicht, aber die konnten ja nicht Red' und Antwort stehen! Und die Blumen ringsum . . . die tausend jungen Frühlingsblüten?

Die öffneten ja die Augen ebenso erstaunt und jung, wie das Marei, — die blickten die Welt auch noch wie ein großes Rätsel an, — und die geheimnisvolle Macht, welche in ihnen lebt und bebt und in unaufhaltsamer, heißer Sehnsucht der Sonne entgegenquillt . . . die verstanden sie ebenso wenig, wie Marei das Klopfen und Zittern, das bange Sehnen und unerklärliche Wünschen

ihres Herzens verstand, welches auch so frühlingsgewaltig nach dem Licht empor drängte!

Die Maienblumen und die Menschenblumen sind einander so ähnlich. Niemand sagt es ihnen, daß es Frühling geworden ist; aber sie wissen es doch, sie fühlen es, sie heben die Köpfchen aus tiefem Schlaf und lächeln der Sonne entgegen. Keiner sagt ihnen, daß diese Sonne ihr Leben, ihr Glück, ihr Dasein ist! — Niemand lehrt sie das Kosen mit ihrem Strahl, — wenn er sie aber voll heißer Liebesglut trifft, so küssen auch sie mit zitternden Kelchen den Küssenden wieder!

Das Marei weiß vom Küssen so wenig, wie die träumenden Knospen, welche sich über seinem nußbraunlockigen Scheitel wiegen.

Woher soll es auch?

Auf der Klinkenmühle war es einsam und still, so lang das Kind zurückdenken konnte.

Die alte Muhme, der traurige, wortkarge Vater, der grauhaarige Veitel — andere Leute gab es nicht in Mareis Vaterhaus. Und diese stillen Bewohner küßten und kosten nicht, — nicht einmal mit dem Kinde, welches zwischen ihnen so unverstanden heranwuchs, wie ein Maiblümchen unter absterbendem Gehölz.

Der Weg zur Schule war auch ein viel zu weiter und beschwerlicher gewesen, als daß Marei ihn hätte machen dürfen. Im Sommer wäre es vielleicht in irgend einer Weise zu ermöglichen gewesen, aber im Winter lag die Klinkenmühle oft wochenlang im tiefsten Schnee vergraben,

so tief, daß kaum noch das Tageslicht durch die Fensterlein schimmern konnte.

Der Müller wies jedes Ansuchen, sein Töchterchen im Dorfe bei guten Freunden „einzulegen“, wie eine unerhörte Beleidigung von sich, und so lange, wie der Vikar die Woche zweimal über die Berge mußte, in St. Gertruden seines Dienstes zu walten, konnte er dabei beharren.

Der Vikar hielt jedesmal eine willkommene Rast in der gastfreien Mühle, und dieweil sein Rößlein verschnaufte und die Muhme in der Küche etwas Leckeres zur Pfanne brachte, unterwies er das kleine Marei im Lesen und Schreiben.

Grad' nur das Notwendigste lernte es, und das einzige Mal, daß das schüchterne junge Kind in das Dorf und unter Menschen kam, war anläßlich der Firmung.

Auch da ließ der menschenscheue Vater das Pferd nicht vom Wagen schirren, sondern führte sein „Bergblümlein“ noch in selber Stunde wieder in die Einsamkeit heim.

So wuchs das Mädchen empor, und wußte kaum etwas von Welt und Menschen, ja, wäre nicht zur Sommerszeit hier und da ein Wandersmann, Hausierer oder gar ein Stadtherr, den es in die Tiefe der Wälder und Thäler zog, an der Klinkenmühle vorbeigekommen, hätte sie wohl glauben können, die Welt sei ausgestorben, oder wie ehemals, zu Zeiten Noahs, in großer Wasserflut versunken.

Die Muhme mochte es schon gar nicht gern, wenn Marei für die wegemüden Wanderer die erbetene Milch oder das Brot herzu trug, und da die Kleine scheu und

ängstlich durch ihre Weltabgeschlossenheit geworden, gelüstete es sie selber nicht danach, in die fremden Gesichter zu schauen.

Das Dirnlein blühte auf, wie die wilden Rosen, welche sich an dem Felshang drüben so morgenfrisch und ihrer Schönheit unbewußt im Winde wiegten. Vöglein, Kuh und Ziege, Hirsch und Reh waren die Gespielen des Müllerkindes.



Die Blumen wuchsen nur für die Dirn', die Wolken am Himmel zogen nur darum über die Berge, damit das Marei, im Grase liegend, ihre so wunderlichen Gebilde anstaunen konnte.

Luft, Licht, Sonnenschein, das waren die Pflegeeltern des einsamen Kindes, unter deren treuer Obhut das Menschenknöspschen größer wuchs, jenem fernen, goldenen Lenzestag entgegen, welcher mit leuchtendem Siegesstrahl die Blüte in ihm zum Leben wach küßt.

War's nur der Anblick des wunderlichen Bildes, welches Marei heute so nachdenklich machte?

Sie atmet tief auf. —

Es liegt etwas Fremdes, Seltsames in der Luft. So herb, so rein, und doch so süß duftend und so mild, — — die Arme muß die kleine Müllerin ausbreiten und singen . . . jauchzen . . .!

Nein, nicht singen, nicht jubilieren wie sonst, — nur ein Seufzer, ein tiefer, ihr selber rätselhafter Seufzer haucht über die roten Lippen. —

Der Lenz ist heuer so früh gekommen. Im vergangenen Jahre lag um diese Zeit der ganze Hochwald noch unter dem Schnee, und Marei fragte noch nicht viel danach, ob bald die linden Lüfte wehen würden. Sie saß und spann und strickte . . . und scheuerte . . . und half der Muhme emsig im Haus.

Dieses Jahr aber hat sie oft schon am Fenster gestanden und sehnsüchtig hinaus geschaut, ob sich denn noch immer kein froher Bote zeigen wolle, welcher den Frühling kündet!

Und er kam; als erster der Sturmwind, welcher über die Klamm schnob und das Alte, Morsche splitternd über den Haufen fegte, der Sturmwind, welcher Schnee und Eiskörner vor sich herjagt, und doch die warmen Lüftchen in das Land bläst, welche des Maien holder Atem sind.

Als zweiter kam das Schneeglöckchen, — hob sich fürwitzig über den Schnee und läutete sein Jubellied der Auferstehung, obwohl die Ostern noch nicht im Kalender standen.

Dann lag die Erde eine kurze Weile schwarz, feucht

und dunstig, bis sich die sprossenden Gräslein höher und höher hoben, bis die Nuß- und Weidenkätzchen sich im Holze schaukelten, bis eines Morgens der Star auf dem knospenden Fliederzweig vor dem Kammerfenster sein Lied in den strahlenden Sonnenschein pfiff.

Des Marei Seele hatte all diese Wandlungen mitgemacht.

Es war, als ob sich auch seine Augen nach langem Schlafe öffneten, als schaue es die Welt und sich selber zum ersten Mal.

Als der Sturm daher brauste, hatte die junge Dirne keine Ruhe mehr im Haus.

Hinaus mußte sie, mit atemlosem „Hojo!“ die Hänge hinab zu stürmen, flatternden Haars, mit ausgebreiteten Armen. Da faßte sie ungestüm die frische Märzenluft, als wolle sie etwas darin haschen, festhalten, an die wogende Brust drücken. — Was? — Ja, wenn sie's nur selber gewußt hätte! —

Und als die ersten grünen Lichtfunken über Wiese und Gebüsch brannten, als der harzige Duft von den Fichten herüber wehte und das erste Gänseblümchen zu ihr empor lachte, — da deuchte es dem Marei zum ersten Mal im Leben, es sei doch gar einsam hier und so verlassen . . . so öde und leer . . .!

Die Vöglein in der Luft flogen zu zweien, die beiden ersten Schmetterlinge gaukelten im Sonnenschein, haschten, neckten und fanden sich, und nur das braunäugige Dirn-

lein stand so jung und so allein inmitten all des sprossenden Lebens. —

Konnte es anders sein? Gab es auch für Menschenkinder solch ein „sich finden und gemeinsam wandern?" Das Marei wußte es nicht: — bis heute.

Heute aber hatte es das wunderliche Bild in dem Stübchen droben gefunden, und der Gedanke daran verließ es nicht.

Da standen auch zwei junge Menschen Arm in Arm, ganz nah, Herz an Herz.

Selbst wenn die Muhme recht gehabt, wenn der wilde Malefizbub das Madel in sein kirschrot Wänglein gebissen . . . es mußte selbst das bei weitem besser sein, als so ganz, ganz allein zu stehen!

Marei schüttelt den Kopf und löst mechanisch die grünmoosige Borke von dem Lattenzaun.

Was ficht es heut nur an? Hat sich doch sonst nicht nach Gespielen gesehnt, und gar nach einem Bub . . . Was soll sie mit solch wüstem Gesell? Jessas! wenn er sie gar an sich drucken wollte, wie jener auf dem Bild drinn, — nimmer schnaufen würde sie können . . . und . . . o mei'!

Dem Marei schießt bei dem Gedanken das Blut heiß in die Wangen und das Herzlein schlägt so jach auf, daß sie beide Hände dawider pressen muß.

Ein paar Meisen streiten sich über ihr im Kirschbaum und streuen die Blütenflocken auf das zierliche Köpfchen, und der Kuckuck ruft aus dem Buchenschlag herüber — — Kuckuck! . . . Kuckuck! . . . Horch! . . . Drüben aus den Fichten klingt ihm Antwort. Wunderlich klingt's, — sind die Spötterl auch schon in ihre Nestlein heimgekehrt und äffen ihm nun nach? —

Kuckuck! . . . Kuckuck! . . .

„Meiner Seel' — sell is a Menschenstimm'!“

Das Marei verfärbt sich schier vor Schreck. In der Mühle gieb's keine Leut', die solches Larifari treiben; ein Fremder muß es sein . . . und jetzt . . . horch . . . er singt gar; — Wort für Wort versteht man in der klaren Bergluft —

„Die Bliemli blühn auf d'r Alma scho . . .
Die Vöchle flieg'n in' Gespännli scho',
Und duhn ananda küsse!
I denk' mi all mein Teil dazua —
Un' was i ebbe selber thua —
Dös broacht 'r net z' wüsse!“

Und dann ein Juchzer . . .

Dem Marei wird es ganz schwindlig vor Überraschung. Es lehnt sich so fest an seine Latte, als möchte es sich anklammern, und duckt das Köpfchen unter die Blütenzweige wie ein Täubchen, über welchem ein Habicht kreist.

Hier den Weg muß der Sänger heraufkommen, dann kann es ihn deutlich sehen. — Oder soll sie davon laufen? Bei Leibe nicht! Des Dirnleins Füße sind wie in die Erde gewachsen. Mit angstvoll großen Augen schaut's zum Weg herab, aber es lächelt doch dabei.

Und der Gesang kommt näher und näher, so klar und frisch, daß einem das Herz lachen muß. Jetzt hört man schon den festen Schritt . . . und nun . . . hinter der Schlehdornhecke taucht ein grüner Filzhut auf . . . ein Haupt, . . . Schultern . . . Mareis Herzschlag steht still. — Was ein sauberer Bub!

Krauses Blondhaar und lachende Blauaugen . . . alt noch gar nit . . . ein goldfarbiger Bartflaum, deckt kaum die Lippe . . . aber groß und stämmig, und: „Jesus Maria! wie an lusti' Blut muß er sein!"

Da schaut er auf. Der Gesang verstummt. Betroffen steht er still — Auge ruht im Auge, fest, tief aufleuchtend in gegenseitigem Entzücken, und dann brennen die beiden jungen Gesichter wie in Purpur.

„Kuckuck! . . . Kuckuck!" . . . lacht's aus dem Wald herüber. Nun hatte der naseweise, spottlustige Bursch seine Strafe.

Der Wandersmann reißt den Hut vom Kopf und springt voll jäher Hast den grasigen Rain empor. Das Marei hätte wohl glauben können, er führt Arges im Schild und kommt, um drein zu beißen; aber es läuft doch nicht davon, sondern steht nur mit leisem Zittern und starrt ihm entgegen. Da steht er schon vor ihm.

„Grüß di Gott! 's Marei!“ lacht er, daß die weißen Zähne im Sonnenschein blinken.

Betroffen reißt Marei die Augen auf.

„Bist an Fremder . . . un' nennst mi gar?“ —

„Mein's scho, daß i mi auf di auskenn', Marei! Schaug, s' is jo um deinet will . . . daß i kimma . . .“

„Um meinet will?“ — stammelt sie.

Da hat er etwas verraten, was eigentlich sein größtes Geheimnis war. Er lachte verlegen.

„Jo . . . un' a net, — wia ma's krad will! — Schaug, han's di net vom Franzel derzählt . . .“

„Vom Franzel . . . was der Stoanerbäurin ihr Bub is?“ —

„Justment selbiger. — Schaug . . . die Bäuerin is dem Klinkmüller sei Bas' — un dem Marei sei Taufpatin 'west, un' da meint m'r, sein Danzigster könnt' wohl mal in' Hochwald naufi . . .“ Während er sprach, hatte er mit schnellem Sprung den Zaun überstiegen, stand nun neben dem Dirnlein und streckte ihm aufstrahlenden Blicks die Hand entgegen: „Kannst mer scho an Willkomm' sagen, Marei, — mi, dem Franzel!“ —

„Is gut, daß't kimmst . . . arg gut!“ — nickte sie mit einem Blick, der ihm durch Mark und Bein ging, und dann hielt er ihre runde, weiche Hand in der seinen. —

„Kuckuck . . . Kuckuck . . . Kuckuck! . . .“

Als sie sich in die Augen sahen, senkten sie plötzlich beide den Blick, — aber die Hände hielten sie um so fester.

Über ihnen surrte es im Blütenbaum, und der Sonnenschein floß wie geschmolzenes Gold um sie her.

„I mein' frad, so schön wie heut, is 's noch nie in der Welt west'!"

„Sell is wahr! — so viel Bliemeln!"

„Un so viel Vögli allwend'!" —

„Un so viel Fröhlikeit" —

„Un so viel Liab!" —

Da sahen sie sich wieder an und schwiegen. Aber bei den Händen hielten sie sich immer noch.

„Gehst net eini?" — fragte sie endlich beklommen.

„No net. Is ja so wunderherrli hie außen. Un i denk allweil . . . s' is ja all wegen dem Marei alloi, daß i kimm . . ."

„O mei!" und das Dirnlein löste jählings eine seiner Hände und fuhr verlegen mit dem Schürzenzipfel in den Mund.

„Schaug . . . da auf'n gesägten Baumstamm sitzt ma besser wie in der hitzigen Stub' . . . un' so alloan mit dem Marei laßt si's no besser von dahoam derzähln!" —

Sie folgte ihm und saß an seiner Seite nieder, und die weiche Lenzesluft strich kosend über die jungen, heißen Gesichter und die Blütenzweige flochten ein Dach darüberhin. —

Da erzählte der Franzel, daß es im Stoanerhof gar so still geworden sei, seit der Vater tot, und er bei jungen Jahren schon habe das Anwesen übernehmen müssen. Die Mutter sei auch viel bettlägerig, und die Knechte und

Mägde schaffen nicht gehörig, wenn die Bäuerin fehlt. Da hat die Mutter gemeint, der Franzel solle mal auf die Brautschau 'naus ins Umliegende. Er ist auch hier und dort eingekehrt, aber das Gesuchte habe er nicht gefunden.



„No immer net?" — fragte das Marei, mit seinen treuherzigen Kinderaugen und einem schelmischen Grübchen in den Wangen.

Da rückte der Franzel ganz nah: „I vermein' halt, nu is 's so weit! — Hab's am ersten Blick verspürt . . . wie mei Herz si aufthan hat, glei eim Bliemel, wann's die Sonn' trifft . . .! — Was moanst, Marei, wann i mei Schatz funden hätt'?" —

Sie zupfte ratlos an der Schürze und stotterte mit zitternden Lippen: „Schaug' . . . i waß nit so recht, was an Schatz soan mag!" . . . —

„Sell lehr' i di um a klaons!" lachte er voll jauchzenden Entzückens: „Wannst mi nur sagst, ob i di gefall'?"

Da legte sie beide Hände auf die Brust: „O mei!" flüsterte sie, „so grausi guat!" —

Da schlang er den Arm um sie, ganz wie der Bursch' auf dem Bild drinn . . . und jetzt . . . Jessas! wird er beißen??

Nein, er biß nicht. Trotzdem das Marei wie in einem Schwindel schier die Besinnung verlor, wußte es doch, daß der Franzel kein Malefizbub war, daß er nur seine Lippen heiß und fest auf die ihren gepreßt hatte, und daß darum kein Grund war „z' kreischa, wie's Madel auf'm Bild!" Im Gegenteil, es war dem Marei zu Mut, als ob's jäh gestorben und plötzlich im Himmel war. Fest und innig schlang es die Arme um seinen Bub.

Es wollte sprechen . . . fragen . . . aber es konnte nicht, der Franzel küßte es schon wieder und dann hielt er ihm das Köpfchen zurück und flüsterte mit leuchtenden Augen schier feierlich: „Sell war an Kuß, Marei, — un' an Madel, dem sein Bub so an Bussel aufdruckct, dös is sein herzallertausig Schätzli: Nu' paß gut auf, dös't 's Busseln bal' lernst . . . un' nacha gehn mer eini zum Vater un' stelln ihm unser Sach' vor!"

„O mei . . . was wird er schelt'n — un' die Muhm' . . . das wird net guat, Franzel!" —

Der lachte zu ihrer Angst: „I glaub gar, mei' Schätz'i will greina? No, no, — i mein, daß i schon mit'n ferti' werd'! — So ganz underwart' kimmt jo der Stoanerleni ihr Bub a net . . .! Am Allerheiligen is der Müller jo selbsten im Stoanerhof einkehrt . . . un' hat'm 's Mutterli wohl schon ein Wörtli ins Ohr flüstert . . .! So is 's, Marei . . . un' nu . . . gib mir's Bussel z'ruck!" —

Das that sie unter Thränen des Glücks.

„Kuckuck! Kuckuck!" — lachte es noch einmal fernher aus dem Walde . . . und es duftete aus allen Blüten und jubelte aus allen Zweigen — —

„Es blüht das fernste, tiefste Thal —
Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles wenden!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als das Marei abends an seinem Fensterlein stand und mit gefalteten Händen zum Himmel schaute, um seinem lieben Mütterli droben all das große, große Glück zu erzählen, da leuchtete der Vollmond überrascht in ihr rosiges Gesichtchen. Das schaute ganz anders drein, wie gestern. Die blinden Augen waren sehend geworden, und sie hatten in ihr eigen Herz geschaut, und das große Rätsel von der Liebe und dem Lenzessehnen gelöst.

Wie ein Knösplein, welches über Nacht zur jungfräulichen Rose erblüht. —

Kann ihn das wundern, den lieben, guten Mond? Er weiß es doch am besten, wenn für Natur und Menschenherzen „Frühlingsanfang“ im Kalender steht!





Wohl lenkt ich still nach andern Zielen
Und rang mich fort durch Freud und Pein,
Doch, wie des Lebens Würfel fielen
Vergessen konnt' ich nimmer dein!
Emanuel Geibel.

Tantchen, — es ist alles bereit! — Wir sind gerüstet, das neue Jahr würdig zu empfangen!“ — Sie blickte empor, die schlanke, vornehme Frau, mit den kalten Grauaugen und dem herbe gefalteten Mund.

„Wahrlich, Margot? Bereit wie alle Jahre zuvor? — Mir deucht, es fehlt noch die Hauptsache auf dem Tisch!“ —

Wunderlich! — lag's am Ohr des jungen Mädchens, daß die Stimme der Sprecherin so fremd klang? Wäre es denkbar gewesen, so hätte Margot geglaubt, es gehe

ein leises Zittern durch die Worte, ein Hauch unendlicher Wehmut, welchen sie nie vorher gekannt. Betroffen starrte sie auf den Theetisch, auf die bläulich züngelnde Flamme unter dem silbernen Kessel, auf das elegante Service, auf das Krystall, welches farbige Strahlen schoß, — auf die appetitlich garnierten Platten, welche mit dem kalten Inhalt des Menüs bereits den weißen Damast schmückten. Was hatte sie vergessen? — Sie war so zerstreut heute, so froh zerstreut! — Durch alle ihre Gedanken klangen und sangen noch die seligen Weisen, nach welchen sie gestern abend im Tanze dahin geschwebt war, — mit ihm. — Und durch das Locken und Jubeln des Walzers klang seine Stimme, die flüsterte: „Darf ich morgen abend kommen, Margot, endlich kommen, um von deiner Tante mein höchstes Lebensglück zu erbitten, — dich, du mein einzig Lieb?“ — Sprechen konnte sie nicht; sie sah ihm nur in die Augen, erwiderte den Druck seiner Hand und nickte ihm lächelnd zu, — und die Lichter wogten zusammen zu einem Flammenmeer, und von dem Orchester jauchzte es ihr wie ein Liebeslied entgegen.

Sie hört's immer noch, sie hat den ganzen Tag über nichts anderes gesehen und gehört wie das eine Bild und das eine Wort, welches ihr Herz und ihre Seele erfüllt. Was hat sie vergessen? Sie vergißt sogar darüber nachzudenken, — sie schlingt die Hände ineinander, blickt wie geistesabwesend auf den Tisch hernieder und lächelt wie im Traum.

Sie ist anders, ganz anders wie sonst. Das strenge

Wort der strengen Tante hätte sie an einem andern Tage wohl in höchste Bestürzung versetzt, denn Margot zittert vor den kalten Augen der Geheimrätin — aber heute ist sie wundersam verwandelt, — sie wähnt sogar, die Stimme der empfindungslosesten aller Frauen habe gezittert.

Seltsam, ist's nur der feierliche, wehmütige Hauch der Versöhnung und Milde, welcher das scheidende Jahr umschwebt, oder ist's eine andere Ursache, welche auch das Haupt der noch so jugendfrischen Matrone in tiefen Gedanken zur Brust neigt? — Wo bleibt heute der Tadel, die strenge Rüge über den unaufmerksam gedeckten Tisch? Nicht einmal in dem Blick drückt sich ein Verweis aus, im Gegenteil, so weich und sinnend hat er noch niemals auf dem rosigen Gesichtchen gehaftet, wie just heute. Und dennoch ahnt sie nichts, sie kann nichts ahnen, und thäte sie es auch, würde ihr Angesicht, wohl gerade entgegengesetzt, nicht mit solcher Milde dreinschauen. Tante Cäcilie hat ihren verstorbenen, bedeutend älteren Gatten nicht aus Liebe geheiratet. Sie kennt überhaupt nicht die Bedeutung des Wortes Liebe, ihr Herz ist starr und hart wie Stein, ihre Ansicht über die Männer eine unbegreiflich niedere. Einen Mann, der Treue schwört, verachtet sie, denn sie weiß, daß er sie niemals halten wird, daß sein Gelübde ein Meineid ist. — Jedem Heiratsgedanken ist sie durchaus feindlich, und Margot hat wohl oftmals die bebenden Händchen gegen das Herz gepreßt mit dem Seufzer der Todesangst: „Ach, was wird die Tante dazu sagen? Lieber Gott, hilf mir, ihr starres Herz zu erweichen!“

Und darum waren Margots Lippen wie mit sieben Siegeln verschlossen gewesen. Wie hätte sie es auch wagen können, jener Pessimistin von dem süßen, idealen Liebestraum zu erzählen, welcher ihre junge Seele mit dornenlosen Rosen kränzte, welchen sie wie ein heilig Altarfeuer in ihrem Herzen nährte, ganz voll Glauben, ganz voll Liebe, aufgehend in seinem reinen Glück!

Und dennoch mußte die Stunde kommen, wo sie ihren herzliebsten Schatz vor die erbarmungslosen Richteraugen der Tante führen mußte. Wolfgang war ein wackerer Soldat, ehemals ein flotter Student gewesen, dem wohl kein Mensch nachsagen konnte, daß er vor irgend einem Wagnis zurückschrecke, aber vor seiner Werbung bei der Geheimrätin graute es selbst ihm, und es hatte wohl ein gut Teil Ernst durch seine scherzende Äußerung geklungen: „Bei Frau Cäcilie um dich anhalten, Margot, ist gleichbedeutend wie ein Feldzug!“ —

Und dennoch mußte das junge Paar in dieser Campagne Sieger bleiben, sonst war nicht nur viel, sondern alles verloren. — Die Liebe fragt nicht danach, ob sich auch das Portemonnaie zum Geldbeutel findet, wo sie zwei Herzen eint. Sowohl Wolfgang wie Margot waren völlig mittellos, und wenn auch das junge Mädchen von der sehr reichen Tante adoptiert war, so hing es dennoch lediglich von dem guten Willen derselben ab, die Nichte in die Lage zu setzen, einen armen Offizier zu heiraten, dem königliches Gebot und die unerbittliche Notwendigkeit die ausreichende Mitgift zum Gesetz macht. Dennoch ver-

traute das junge Paar jenem guten Stern, welcher so oft für Liebende aus den finstern Wolken der Hoffnungslosigkeit auftaucht, — und Wolfgang sah es bereits als ein ganz besonderes Glückszeichen an, daß Frau Cäcilie am Schluß des gestrigen Balles endlich von den herzbewegenden Klagen Notiz nahm, und den armen, einsamen jungen Mann, welcher so ungern ernste Stunden im Wirtshaus verlebt, zum Neujahrsabend in ihr stilles Heim einlud. Das hatte auch Margot in einen wahren Rausch von Wonne versetzt, um so mehr, als gerade der Neujahrstag eine ganz besonders weiche Stimmung bei der Tante zu verursachen pflegte, und darum den Wünschen des jungen Pärchens als Verbündeter zu Hilfe kam.

Und nun stand sie vor dem Theetisch und legte die Hand gegen die Stirn und konnte sich um die Welt nicht besinnen, was sie vergessen hatte!

Da wandte sie das Köpfchen und blickte ratlos in das Antlitz der Geheimrätin, und wie sie die dunklen Augen auf sich gerichtet sah — gar nicht so kalt und grau wie sonst, sondern feucht glänzend durch Thränen — da sank sie jählings vor der hohen Gestalt nieder und umschloß die weißen Hände, welche zum erstenmal ohne Arbeit, gefaltet im Schoß der ernsten Frau ruhten.

„Tante, liebe Tante, — ich finde es nicht heraus, was noch auf dem Tische fehlt!“

Wie in tiefen Gedanken strich Cäcilie über das seidenweiche Goldgelock der Nichte. „Du bist schon acht Jahre lang meine liebe Genossin, Margot, — hast du es an

den acht Neujahrstagen jemals erlebt, daß ich meinen Thee aus einer solchen Tasse getrunken?"

Dunkle Glut flammte über das geneigte Antlitz des jungen Mädchens. Mit einem Laut des Schreckens sprang sie empor: „Die chinesischen Tassen! O, um alles in der Welt, wie konnte ich diese Hauptsache vergessen!"

„Die chinesischen Tassen!" — auch die Geheimrätin erhob sich, aber nicht wie gewöhnlich, frisch und jung, sondern langsam wie eine Greisin: „So lange in meinem Leben die Neujahrsglocken läuten, sollen diese Tassen vor mir stehen, — ein Denkmal dafür, daß selbst solch ein elend Stücklein Porzellan dauerhafter ist, als Männerlieb und Männertreu!"

Margot schrak leicht zusammen, ihr Blick huschte angstvoll zu der Sprecherin empor, welche mechanisch den Arm um ihren Nacken legte, die Nichte mit sich nach dem Nebenzimmer zu führen. Wieder solch bittere Worte, aber . . . Gott sei Lob und Dank, sie verscheuchen nicht den Zug der Wehmut, welcher heute um die stolzgeschweiften Lippen liegt, sie klingen auch anders wie sonst, nicht wie ein Richterspruch, sondern wie eine schmerzdurchbebte Klage.

Zu dem kleinen, uralten Eckschrank führte Frau von Kreutzer ihre Nichte. Sie trägt an jedem Neujahrstag tiefe Trauer, und auch heute schmiegen sich die schwarzen Wollfalten um ihre mädchenhaft schlanke Figur, auch heute umrahmt der dunkle Spitzenschleier das stolze, bleiche Angesicht, dessen Schönheit, die vierzig Lebensjahre eher gereift, wie beeinträchtigt haben. Mit samtweichen, ring=

geschmückten Händen hebt sie einen Ebenholz-Kasten aus dem Schrank hervor und stellt ihn behutsam, als gälte es, das Glück von Edenhall sicher zu tragen, auf einem Nebentisch nieder.

„Hol' ein Staubtuch, Margot!" sagt sie leise, und als ihrem Wunsche eifrig Folge geleistet wird, und sie allein im verschleierten Lampenlicht vor ihrem wunderlichen Kleinod steht, da zieht sie mit bebenden Händen einen kleinen Schlüssel an feinem Goldkettchen, welchen sie auf der Brust getragen, hervor, und öffnet den Kasten.



Mit leisem Knax springt der Deckel zurück, in gelbseidenem Polster gebettet, liegen drei kleine chinesische Täßchen und eine Zuckerschale. Frau von Kreutzer aber sinkt auf den Sessel nieder, beißt die Zähne zusammen, als müsse sie einen leidenschaftlichen Aufschrei wehren, und neigt das Antlitz auf das kühle, kleine Service nieder. Wie ein Schluchzen durchschüttert es ihre ganze Gestalt; die Hände falten sich um das Kästchen, und ihre Lippen

flüstern leise, ganz leise, als hielten sie Zwiegespräch mit den Geistern der Erinnerung.

Margots Schritte weckten sie aus ihrem Sinnen. Sie schrickt empor, streicht tiefatmend über die Stirn und schaut der Nahenden entgegen. Ruhig, ernst, ohne die mindeste Spur einer Erregung. Ihre Hände nur greifen unsicher, als sie die Täßchen empor nimmt, sie sehr sorgsam, beinahe feierlich mit dem Staubtuch abzureiben, obwohl kein Stäubchen auf dem goldglänzenden Muster zu entdecken ist.

„Darf ich dir diese Arbeit nicht abnehmen, Tantchen?“

Sie schüttelt mit seltsamem Lächeln das Haupt. „Nein, kleine Margot, solch eine Kostbarkeit vertraue ich keiner fremden Hand, selbst der deinen nicht an. Kennst du die Sage vom „Glück von Edenhall“? Jener Krystallkelch und dieses kleine Service tragen dieselbe Bedeutung. Kein Verlust würde mich im Leben schmerzlicher treffen können, als der eines dieser kleinen Porzellanstücke, welche mir mit Herz und Seele verwachsen sind. Ich habe dich lieb, Margot, — wenn du aber eine dieser Tassen zerschlügest, würde ich dich hassen“, und mit einer tiefen Falte in der Stirn, die dem schönen Antlitz einen schier grausamen Ausdruck verlieh, faßte Frau von Kreutzer die Kassette aus Ebenholz und trug sie in das Nebenzimmer auf den Theetisch.

Ein Gefühl banger Angst preßte Margots Herz zusammen.

„Wenn die Tassen so unersetzlich wertvoll sind, bestes

Tantchen, — warum sie einer Gefahr aussetzen und sie in Gebrauch nehmen?"

Die Gefragte neigte das Haupt tief zur Brust. „Sie liegen das Jahr über sorgsamer verwahrt als mein ganzes Hab und Gut, — am Neujahrstag jedoch muß ich sie vor mir sehen, muß sie benutzen und aus ihnen trinken, so oft wie ich noch im Leben die Glocken hören werde, welche eine Jahreswende einläuten!" Wieder schlich der herbe Zug um ihre Lippen: „So ist's ein Gelöbnis, welches ich seit zwanzig Jahren unverbrüchlich gehalten habe, denn ich, die schwache Frau, erfülle, was ich einst zugesagt, während er . . ." Sie unterbrach sich kurz, die kleinen Theeschalen klirrten seltsam auf unter ihren bebenden Fingern. Margot wußte es selber nicht, woher sie den Mut nahm, aber sie schlang einem jähen Impuls zufolge ihre Arme um den Nacken der einsamen Frau und blickte ihr voll und zärtlich in die Augen.

„Tantchen — mit diesen Täßchen hat es gewiß eine ganz besondere Bewandtnis! — ein Geheimnis knüpft sich daran, an welchem du, gleich wie an einer schweren Bürde trägst, und dennoch Leid und Schmerz mit keiner treuen Seele teilen magst! Liebe, liebe Tante Cäcilie, erzähle mir, woher stammen diese fremdartigen kleinen Schalen, wie ich sie weder in Form noch Farbe je zuvor gesehen?"

Wie im Traum starrte die Geheimrätin in das treuherzige Gesichtchen, welches sich, so nahe dem ihren an ihre Brust schmiegte. Regungslos stand sie, schweratmend, als gälte es, einen Kampf mit sich selber und ihrem ver-

schlossenen, widerstrebenden Herzen zu kämpfen! — Und dann neigte sie plötzlich ihr Antlitz gegen die Wange des jungen Mädchens und sprach wie unter einem Aufatmen der Erlösung: „Ja, Margot, ich trug 20 Jahre lang daran, wie an einer schweren Bürde! Ich habe mir niemals Kinder gewünscht und diese Gottesgabe voll trotzigen Sinnes verschmäht, und dennoch hat mir der barmherzige Vater im Himmel in diesem Augenblick eine Tochter an das Herz gelegt. „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" haben wir heute morgen in der Kirche gesungen, und dieser Klang tönt mir im Herzen nach, wie eine ernste Mahnung. Du bist einst meine Erbin, Margot, auch jene kleinen Tassen werden einst in deine Hände übergehen, wenn mich ein jäher Tod verhindert, sie zuvor zu vernichten. Du wirst sie in Ehren halten, wenn du weißt, wie eng verknüpft diese kleinen Porzellanschalen mit meinem Schicksal waren, wie sie das einzige, kleine Scherflein gewesen, welches mir die Stiefmutter Glück jemals in den Schoß gelegt. Erzählen? nein, Margot, ich kann es nicht, meine Lippen sind ebenso störrisch wie mein Herz, sie haben nie im Leben das rechte Wort gefunden, welches sie erschließen konnten. Aber hier, vor Jahren, als ich mir einbildete, an unheilbarem Lungenleiden erkrankt zu sein, habe ich diese Blätter geschrieben!" Frau von Kreutzer hob das Atlaspolster der Kassette empor und entnahm dem sichtbar werdenden kleinen Holzfach einen dicken, versiegelten Brief. „Da wollte ich dieses Service in die Hände dessen zurücklegen, welcher es mir einst, in der seligsten Stunde meines Lebens

zu eigen gab. Gott im Himmel hat es anders gefügt. Damals konnte ich die Spur jenes Gebers noch finden, heute ist sie verloren, und der weite Ozean, welcher ihn einst von meinem Herzen gerissen, ist wohl sein Grab geworden. So gebe ich dir denn diese Blätter, du meine liebe, kleine Tochter, mögest du schon vor meinem Tode ihren Inhalt kennen lernen, vielleicht entnimmst du ihnen eine Lehre, welche dein junges Herz noch rechtzeitig vor gleichem Leid behütet!" Die Sprecherin richtete sich in ihrer alten, entschlossenen Weise auf und blickte nach der Pendüle. „Du hast noch eine Stunde Zeit bis zu der Ankunft unseres Gastes, setz dich und lies."

Ein leiser, schneller Kuß auf die Stirne des jungen Mädchens, Frau Cäcilie neigte sich mit seltsam forschendem Blick: „Die Männer schwören und geloben viel, Margot, aber sie vergessen und verlassen noch mehr! Eine Närrin ist jeglich Mädchen, die ihr Herz an solch einen treulosen Schmetterling hängt!"

Heiß erglühend senkte die Kleine das Köpfchen, die Geheimrätin aber schritt lautlos auf dem schwellenden Teppich davon.

Margot war allein.

Neben dem Theetisch, gegenüber dem geheimnisvollen Kästchen setzte sie sich nieder, und erbrach klopfenden Herzens das Schreiben der Tante.

Folgendermaßen lautet sein Inhalt:

„Wenn eine Frau liebt, liebt sie in einem fort, der Mann hat dazwischen zu thun!" Wie hatte ich so oft

über dieses Citat gelacht und den Dichter verspottet, welcher den Frauen so viel müßige Zeit anfabelt, und dennoch . . . seit der Stunde, da ich ihn, den Liebsten und Herrlichsten von allen geschaut, überzeugte ich mich, daß Jean Paul ein größerer Weiberkenner gewesen, als ich ihm zugestehen wollte.

Auch ich liebte in einem fort! Gleichviel ob meine Hände sich in mechanischer Arbeit regten, oder ob sie thatenlos im Schoße ruhten, — ich liebte, — und das füllte jeden Gedanken, jedes Wachen und Träumen, all mein Sein und Wesen aus!

Ich war seit Jugend auf ein Glückskind genannt, ein freundliches Geschick hatte mir alles in die Wiege gelegt, was nach menschlichen Begriffen das Glück eines jungen Mädchens ausmacht.

Die einzige Tochter eines sehr vermögenden Rittergutsbesitzers, hübsch, talentvoll, elegant und weltgewandt, ausgestattet mit der seltenen Gabe, die Männer in der Unterhaltung nicht zu langweilen, was Wunder, wenn ich vielumworbenes Prinzeßchen, im Grunde meines Herzens ein eingebildetes Fräulein war, so selbstbewußt und selbstzufrieden, daß es wohl den guten Engel der Liebe verdrießen mußte, so sehr verdrießen, daß er mir den Rücken kehrte, mich zeitlebens einsam und freudlos in all meinem großen Glück allein zu lassen.

Von all den Männern, welche um mich freiten, war mir keiner zum heiraten gut genug. Mit dem kühlen Blut einer Spielerin, welche sich überlegt, auf welche Nummer

sie am vorteilhaftesten setzt, beratschlagte ich mit mir — eine Mutter besaß ich, Gott sei es geklagt, nicht mehr — welcher von diesen Bewerbern mir das meiste bieten könne, an Geld, Namen und Stellung. Und niemals kam ich zum Resultat, und die Antworten, welche ich auf die Anfragen zu geben hatte, lauteten immer abweisender.



Aber auch für mich sollte die Stunde schlagen, über welcher für die meisten Mitschwestern das glückjauchzende Motto schwebt: „Nun armes Herze sei nicht bang, nun muß sich alles, alles wenden!“

Ja, es ward alles, alles anders, seit ich in seine dunkelblitzenden Augen geschaut!

In unserer kleinen Nachbarstadt weilte er zum Besuch bei seinem Bruder, ein Premierleutnant, welcher mir sympathisch war, weil er nicht mir, sondern meiner unbemittelten Freundin gleich einem getreuen Toggenburg die Cour machte. Er hatte mir schon viel von dem in Aus-

sicht stehenden Besuch des Bruders erzählt, und wenn er von seinem wackeren Hellmuth sprach, strahlten seine Augen vor Stolz und Genugthuung.

Er hatte auch alle Ursache dazu. Gab es doch wohl kaum einen zweiten Marineoffizier, welcher sich so heldenhaft ausgezeichnet, welcher sich durch so viel schwere Schicksale geschlagen, wie ein Odysseus, den treue Liebe dennoch zurück zur Heimat trieb, gleichviel ob manches Glück im Ausland gewinkt. Und so oft wir von dem Fernen gesprochen, malte ich mir sein Bild, und schmückte es aus mit all den Vorzügen einer reichen Phantasie, welche sich noch für Ideale und heldenhafte Männergestalten begeistern kann.

Seit einem Jahr hatte ich im Geist mit dem Premierleutnant die Reise des Bruders verfolgt, hatte mit gejubelt, wenn endlich ein langersehnter Brief eintraf und es ganz selbstverständlich gefunden, daß Leutnant Laarsen mir diese Briefe seines vergötterten Hellmuth vorlas, als sei ich keine Fremde, sondern eine Schwester, welcher das Wohl und Wehe des kühnen Seefahrers ebenso am Herzen liegen mußte, wie ihm selbst.

Und der Tag kam, an welchem Laarsen mir das Bild meiner Träume in Fleisch und Blut entgegen führte. Kein Trugbild war es, sondern die wahrhaftige Verkörperung dessen, was ich zu schauen gehofft. — Ja, — just so hatte ich ihn mir stets nach seiner Photographie vorgestellt.

So reckenhaft groß und imposant, mit dem Haupt eines Lohengrin, unter dessen blonden Locken kühne, dunkelblitzende

Augen jedem Mitmenschen bis auf den Grund der Seele zu schauen scheinen. Und nichts in seinem Wesen, was an den rauhen Seesturm erinnert, der jede Blüte zarten Empfindens über Bord bläst! Nein, eine erstaunliche Idealität, eine kindliche Frömmigkeit und wärmstes Empfinden spiegelten sich in jeder Ansicht und Erzählung, und dabei frisch und fröhlich, wahr und offen, wie ein echtes, rechtes Seemannsblut, das nicht gewohnt ist zu diplomatisieren, sondern Brust an Brust und Aug in Aug mit den Gegnern kämpft, welche sich ihm in Sturm und Flut, Hitze und Kälte, Hunger und Entbehren, Fieber und Untiefe entgegenstellen! Nicht allein ich hatte das Gefühl, als seien wir jahrelange Bekannte!

Wie er mir entgegentrat und mich ansah, lachte er über das ganze Gesicht, und seine Augen strahlten wie in dankbarem Entzücken, als er mir, ganz gegen die Etikette, wohl aber im Sinne einer warmen Offenherzigkeit, die Hand bot mit den Worten: „Also Sie — Sie mein gnädigstes Fräulein, waren der gute Schutzgeist, welcher in der Heimat über das Wohl und Wehe eines landfahrenden Mannes wachte! Mein Bruder schrieb mir so viel von Ihnen, daß ich in diesem Augenblick wahrlich keiner Fremden gegenüber stehe!“

Und dann tanzten wir zusammen, und während des Soupers saß er an meiner Seite, und war keine andere Menschenseele mehr auf Gottes weiter Welt, welche für mich noch existierte, außer ihm!

Wie oft schon war ich von Bällen heimgefahren, durch

das nächtlich stille Gelände, durch rauschenden Wald und schneebedeckte Heide. Dann hatte ich an Vaters Seite müde in den Polstern gelegen, mit dem apathischen Gefühl einer verwöhnten Dame, welche sich so amüsiert hatte, wie es ihr eitler Sinn verlangt und erwartet. — Die Augen bereits im Halbschlaf geschlossen, gähnend beim Nachdenken über all das viele, schöne, was man dem reichen Mädchen in Worten, Blicken und Cotillonsträußen serviert hatte.

Und heute? Nie im Leben war ich so wach gewesen wie auf dieser Heimfahrt. — Und nie so wunderlich. Sonst waren die Sterne für mich nur Dinge gewesen, welche die weise Weltordnung einzig erschaffen, damit die Astronomen etwas zu rechnen hatten, — heute waren es lauter Christbaumlichter, unter denen lag das köstlichste Geschenk, welches je ein gütiger Gott einem Menschenkind verleihen kann, — ein glückseliges, liebejauchzendes Herz! Und so oft wie ich empor zum Himmel schaute, dachte ich an Hellmuth Laarsen, und ich wußte nicht mehr, wie viele Cotillonsträuße ich erhalten, nur ein einziger lag noch in meiner Hand, auf den drückte ich die Lippen und die Augen! Das Rauschen des Waldes aber klang in mein Ohr wie ferne Meeresbrandung und durch meine Seele tönte es wie hochzeitliche Glocken!

Wir sahen uns viel, täglich fast, und auch zum Christfest lud mein Vater die beiden Brüder in unser Haus, denn sie hatten keine Eltern und keine Heimat mehr, sie standen allein auf der Welt.

Mit größerem Eifer und seligerem Herzen ist wohl nie ein Weihnachtstisch geschmückt worden, wie an diesem Tag der unsere durch meine Hand. — Mein guter Vater hatte stets alle Anordnungen seines verzogenen Töchterleins recht und schön geheißen, darum fand er es auch sehr richtig, daß ich für die beiden Gäste eine kleine Christbescherung aufbaute, nützliche und ideale Dinge in buntem Durcheinander, und er lächelte nur in seiner humoristischen Weise mit der Uhr in der Hand, als ich sehr spät abends erst, beladen wie der Knecht Ruprecht, mit meinen Einkäufen aus der Stadt heimkehrte. Auch stand er nachher breitspurig, beide Hände in den Taschen, vor dem Platz der Brüder und kniff neckend das eine Auge zu: „Du Eilchen . . wer soll denn die wunderschönen roten Rosen bekommen? Der Mann zu Wasser oder zu Land? — Ich nahm ihn übermütig beim Kopf. „Rat mal!" „Dein Mann!" — lachte er, und nahm eiligst Reißaus. —

Seltsam! Hatten mir ehedem die Sterne wie Christlichter gedäucht, so war es mir nun zu Sinnen, als seien all die leuchtenden Weihnachtskerzen Sternlein, und mein Herz war auch ein schwebender Stern, noch viel heller, noch viel strahlender wie jene am Baum und jene am Himmel!

So stand ich vor dem schwarzen Ebenholzkasten, welchen Hellmuth mit der bescheidenen Bitte, ihn als kleines Andenken überreichen zu dürfen, auf meinen Platz niedergestellt hatte. — Ich öffnete hastig, und jubelte wie ein Kind bei dem Anblick der reizenden chinesischen Täßchen,

welche mir daraus entgegen blinkten! „Darf ich Ihnen nachher die Geschichte dieses kleinen Services erzählen?“ fragte er leise, mit bewegter Stimme, und ich gab freudig die Erlaubnis.

Papa und der alte Pfarrherr sprachen gar eifrig über die neuesten Zeitungsereignisse, Leutnant Laarsen und meine Gesellschaftsdame spielten vierhändig Klavier, und Hellmuth und ich saßen unter dem Christbaum. Da erzählte er mir, durch welch seltsamen Zufall er zu dem Service, welches ein äußerst seltenes und schwer zu erlangendes Muster aus der kaiserlich chinesischen Tafelausstattung sei, gekommen:

„Wir feierten Weihnachten auf See und liefen just am einunddreißigsten Dezember im Hafen von Shanghai ein. — Eine Einladung zu einem deutschen Kaufherrn erwartete uns für den Neujahrstag, und als wir derselben sehr freudig nachkamen, trafen wir eine große, internationale, sehr heitere Gesellschaft an, Herren und Damen, welchen es besonderen Scherz bereitete, alle nur denkbaren Neujahrs- und Sylvesterbräuche in Scene zu setzen. So wurde unter anderm auch eine Glückslotterie arrangiert, und da die jungen Mädchen sehr heiratslustig schienen, so nahm dieselbe einen etwas kühnen, nur den dortigen Sitten begreiflichen Charakter an. Gegenstände wurden geteilt, die eine Hälfte unter den Herren, die andere unter den Damen verlost. Das Zusammengehörige fand sich zusammen, und das, durch solch launiges Schicksal bestimmte Pärchen, galt für diesen Abend als Brautpaar.



— Da die Küsse durchaus nicht nur markiert zu werden brauchten, so mag wohl aus diesem Spiel bei gar manchem später Ernst geworden sein. —

Der Hauptgewinn sollte aus einem chinesischen Theeservice bestehen.

Ich hielt meine zusammengerollte Nummer in der Hand, und als der erste Aufruf, just dieses Service, erfolgte, öffnete ich den Glückszettel und fand auf ihm die große Glücksnummer „Eins“ verzeichnet.

„Bitte meine Damen, — welche von Ihnen ist die glückliche Partnerin, — Los Nummer 2?“ — erklang die Stimme des Gastgebers durch den Jubel. — Allgemeine Stille. Alle Köpfchen neigten sich wohl auf ihre Zettel, aber es meldete sich keine Besitzerin. Da fiel mir ein zweites Losröllchen aus dem meinen entgegen. Als ich erstaunt öffnete, hielt ich auch Nr. 2 in der Hand. —

Großer Tumult! „Das ist des Schicksals Stimme!“ lachte der joviale Wirt, „also unter unsern Schönen ist keine zu Ihrer Herzenskönigin bestimmt. Je nun, — so heben Sie die Hälfte Ihres Gewinnes für diejenige deutsche Landsmännin auf, welche Sie einst selber, nach dem Los Ihres Herzens, wählen.“ — Hellmuth machte eine kleine Pause und sah mir mit solch innigem Ausdruck in die Augen, daß ich das Haupt tief erglühend neigte, und fuhr langsam fort: „Damit überreichte er mir zwei schwarze Ebenholzkästchen. Ein jedes enthielt drei Täßchen, das eine die Kanne, das andere den Gießer dazu. — Eine der ‚bräutlichen‘ Theeschalen wurde mir sehr süß gefüllt,

und ich trank coram publico aus ihr das Wohl jenes unbekannten deutschen Mädchens, in dessen Hand ich dereinst dieses verheißungsvolle Symbol legen würde!"

Wieder neigte er sich tief zu mir, und da ich keiner Antwort fähig war, fuhr er innig fort: „Wollen Sie mir ein Versprechen geben, Fräulein Cäcilie?" bat er weich. —

Ich nickte, — und er zog meine Hand an die Lippen. „Als ich nach jenem Fest einsam in meiner Schiffskajüte lag, sangen mir die Meereswellen gar wunderselige Lieder der Zukunft, und ich träumte mit offenen Augen, und sah ein Bild, welches mir wie eine liebliche Verheißung aus dem Dunkel der Nacht leuchtete. — Ich war daheim in meinem geliebten deutschen Vaterland, ich saß in traulichem Stübchen beim warmen Kachelofen, der Schnee fiel draußen leis und dicht, und das Kaminfeuer knisterte; Neujahrsglocken läuteten feierlich vom Turm, und ich schlang den Arm um mein Weib, mein süßes heißgeliebtes deutsches Weib, hob die chinesische kleine Tasse und bat: kredenze mir!" — —

Sie führte sie lächelnd an die Lippen und sprach: „So wollen wir's halten Jahr für Jahr, zur Erinnerung an die Stunde, wo du zum ersten Mal mein Wohl im fernen Süden getrunken!"

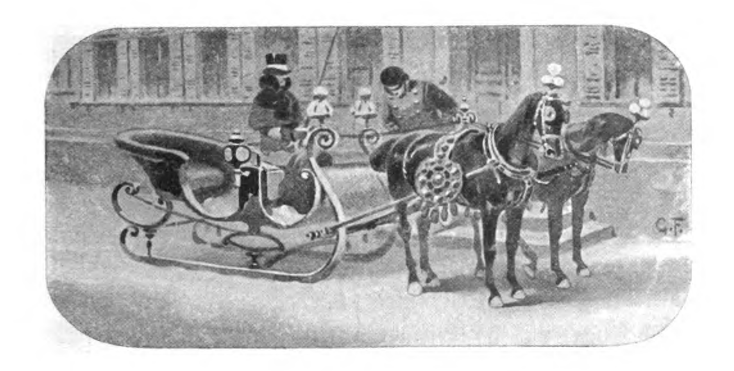
„Das walte Gott!" — und das kleine Service stand vor uns, nicht mehr geteilt, sondern eins geworden wie unsere Herzen!

Und ich gelobte mir in der glücklichen Vorahnung

solcher Neujahrsabende, daß dieses Zukunftsbild Wahrheit werden solle. Fräulein Cäcilie, ich habe heute Abend, das Symbol all meines Glückes in Ihre liebe Hand gelegt! Wollen Sie mir versprechen, an jedem Neujahrsabend — möge das Schicksal uns bringen, was es immerhin wolle, — dieses kleine Service in Gebrauch zu nehmen, und dabei des Mannes zu gedenken, welcher in Ihnen und in Ihnen allein die Verkörperung seines Ideales fand?“ Sein Auge blickte so ernst und feierlich, beinahe angstvoll fragend in das meine. Mein Antlitz glühte wohl, aber ich erwiderte fest und innig seinen Blick, schlug ein in seine Hand und sprach: „Ich gelobe es!“

„Und ich schwöre ein Gleiches, Cäcilie, — so wahr wie ich Sie liebe, treu und ausprechlich liebe“, flüsterte er mit strahlenden Augen, und verstummte jählings. Neben uns war der alte Pfarrer getreten, um sich zu verabschieden.

Das Klavierspiel brach ab, die stille, unbelauschte Aussprache unter dem Christbaum war gestört, und am ganzen Abend bot sich keine Gelegenheit mehr, ein unbemerktes Wort zu tauschen. Die Blicke sprachen dafür desto beredter, und als Hellmuth mir zum Abschied die Hand küßte, flüsterte er: „Ich muß morgen, wie Sie wissen, in dienstlicher Angelegenheit für etliche Tage nach Berlin reisen, erst am Sylvesterball kann ich Sie wiedersehen und all das wenige — und doch so unendlich viele sagen, was mir vorhin unter dem Christbaum nicht mehr vergönnt war, auszusprechen! Werden Sie meiner ge-



denken, Fräulein Cäcilie? Wird es nicht bei Ihnen heißen: Aus den Augen — aus dem Sinn?"

„Das ist eine Soldatendevise!" scherzte ich mit zitternden Lippen, „so gewiß wie ich mein Lebenlang jeden Neujahrsabend beim Anblick der Theetassen Ihrer gedenken werde, so gewiß werden auch jetzt meine Gedanken Sie begleiten!"

Ein fast leidenschaftliches Entzücken strahlte aus seinem Blick. Seine Lippen brannten auf meiner Hand, dann schlug er den Paletot fester um die Schultern und sprang in den Schlitten.

Ich aber dachte an ihn, und liebte ihn, liebte ihn in einem fort, — er mochte vielleicht dazwischen zu thun haben, nach Jean Pauls Ansicht.

Wie langsam die Tage einher zogen, — ich hatte früher nie die Stunden bis zu einem Ball gezählt, jetzt ertappte ich mich gar oftmals dabei, wie ich mit lässig

verschlungenen Händen in das Schneegestöber hinaus träumte und mich jedes Uhrschlages freute. Mein Traum aber glich dem meines herzlieben Schatzes ganz genau, — auch durch ihn zog der Klang der Neujahrsglocken, auch in ihm kredenzte ein glückselig Weib dem Geliebten die kleine chinesische Theetasse und flüsterte: „So will ich's halten bis an mein Lebensende!“ Endlich, — endlich legte mir die Jungfer den Pelz um die Schultern und sprach: „Gnädiges Fräulein haben noch nie so reizend ausgesehen, wie in diesem Ballkleid, die Schilflilien und Korallen machen einen einzig schönen und aparten Effekt in dem grünen Seidenflor! Wie eine Nixe sehen Sie aus, welche aus der Flut steigt, den jungen Seemann in die Arme zu ziehen!“ — und dabei blinzelte mich Lisette so verständnisinnig an, daß mir das Blut in die Wangen schoß.

Ja, mein zärtliches Geheimnis wußte bereits alle Welt, und die spitzen Zungen in der Stadt ließen dieses neueste und interessanteste aller Themas nicht wenig Spießruten laufen, davon zeugten verschiedene anonyme Briefe, welche von Neid und Bosheit strotzend, sowohl an meine, wie meines Vaters Adresse gelangten. Ich legte keinen Wert darauf, denn Leute, welche fähig sind, anonyme Briefe zu schreiben, rechne ich nicht zur Gesellschaft, und was nicht der gebildeten Welt angehört, ist mir vollständig wesenlos. Meinen guten Vater dahingegen verdroß es um so mehr, und das mochte wohl in seiner krankhaft gereizten Stimmung liegen. Schon seit Tagen fühlte er

sich unwohl und hatte auf des Arztes Wunsch auch darauf verzichtet, den heutigen Ball zu besuchen.

Da seine Erkältung jedoch keineswegs Besorgnis erregend war, so fuhr ich in Begleitung meiner Gesellschaftsdame mit hochklopfendem Herzen zum Ball. Zum ersten Mal im Leben fieberten all meine Pulse, und mein ganzes Sein und Wesen atmete die unbeschreibliche Aufregung, welche jeder geahnten Entscheidung voranzugehen pflegt.

Als ich den Ballsaal betrat, suchte mein Blick nur einen einzigen. Vergeblich. Sein Bruder allein trat mir entgegen. Er reichte mir hastig die Tanzkarte und flüsterte: „Darf ich gleich um die Polonaise bitten? Ich habe Ihnen wichtiges mitzuteilen!"

„Ist Ihr Herr Bruder nicht hier?" stieß ich mit zitternden Lippen hervor.

Er verneigte sich lächelnd, und da verschiedene andere Herren näher drängten, einen Tanz zu erbitten, antwortete er laut und unbefangen:

„Mein Bruder hat leider viel Unerwartetes in Berlin erlebt und war dienstlich verhindert, heute Mittag abzureisen. Möglicherweise kommt er noch mit dem Schnellzug um zwölf Uhr dreißig!"

Die Worte sausten und brausten vor meinen Ohren, ich weiß nicht mehr, was ich sprach und that, ich hörte nur, wie mir bei der Begrüßung der alten Damen, die Frau Landrätin mit katzenfreundlichstem Lächeln mit dem Fächer drohte: „Ei, ei, Fräulein Cäcilie! Wer wird Schilflilien tragen! Die bringen ja Unglück!"

Unglück! — Wie ein Schauder ging es mir durch Mark und Bein. Meine Wangen glühten, und doch fror ich bis in das Herz hinein. Eine verzweifelte Unruhe quälte mich, bis die Polonaise begann. Endlich stand Laarsen vor mir und bot mir den Arm. Trog mich die eigene Erregung? Mir schien es, als sei er befangen und ganz anders wie sonst.

Die Musik schmetterte, und meine Augen hingen in stummer Frage an seinen Lippen.

„Mein armer Bruder ist untröstlich, gnädigstes Fräulein, er hat ganz überraschender Weise ein neues Kommando auf einem der Schiffe erhalten, welche zum Schutz der deutschen Unterthanen und Wahrung unserer Interessen nach Süd-Amerika in See gehen sollen. Bereits in drei Tagen muß Hellmuth an Bord sein und abermals für ein, — ja es können auch wieder zwei Jahre werden — seiner geliebten Heimat Lebewohl sagen! Wie unbeschreiblich schwer ihn gerade jetzt dieses sonst so ehrenvolle Kommando trifft, können Sie, Fräulein Cäcilie, hoffentlich am besten begreifen! Möglicherweise kommt mein Bruder heute nacht noch auf drei Stunden her, um Sie zu sehen und zu sprechen, sollte aber die Sache unmöglich und allzu anstrengend sein, so will er brieflich alles das aussprechen, was er heute abend von Ihnen und Ihrem Herrn Vater erbitten wollte. Sein Brief wird das wichtigste Schreiben seines Lebens sein, und Ihre Antwort entscheidet über sein ganzes Glück; ich bitte Sie mit der vollen Liebe und Treue, welche ich stets für meinen Bruder

im Herzen gehegt, lassen Sie diese Antwort zu seinem Segen werden!“

Was konnte ich wohl Lieberes und Beglückenderes hören? Und dennoch . . . es lag auf mir wie ein Alp, meine Kehle war wie zusammengeschnürt, ich wollte antworten und konnte es nicht. Die Polonaisentour trennte uns, und es fehlte fortan jede Gelegenheit, diese Antwort schon jetzt dem Bruder anzudeuten. Seine Betroffenheit über mein Schweigen fiel mir an jenem Abend nicht auf, später erst, als sich mein gequältes Herz an jeden Strohhalm klammerte, der vielleicht eine Errettung bringen könne, überdachte ich alles Geschehene und knüpfte eine Zeitlang vage Hoffnungen an ein Mißverständnis, welches möglicherweise durch mein Schweigen entstanden.

Wie im Traum ging alles an mir vorüber, ich gab mir auch keine Mühe meine Stimmung zu verbergen, und meine Gesellschaftsdame kam einmal, unter dem Vorwand mir eine Schleife auf der Schulter zu ordnen und flüsterte mir zu: „Um alles in der Welt, Fräulein Cäcilie, geben Sie ihrer Stimmung nicht allzu sehr nach. Man ist bereits im ganzen Saale aufmerksam und raunt sich ironische Bemerkungen ins Ohr!“ — Ich zuckte empor. Mein Stolz, meine Eitelkeit bäumten sich auf gegen die lächerliche Rolle einer bespöttelten und bemitleideten Vernachlässigten. Ich ward lustig, — ich lachte und scherzte wie im Fieber.

Laarsen bat um eine Extratour, und als wir tanzten, flüsterte er mir zu: „Der Schnellzug ist da, aber mein armer Bruder ist leider nicht mitgekommen!“ —

Ich biß die Zähne zusammen. „Sie sind hoffentlich nicht erzürnt, gnädiges Fräulein? Ich schwöre es Ihnen, daß Hellmuth sein halbes Leben dafür geben würde, könnte er heute bei uns sein!“

Ich atmete schwer auf: „Warum hat er dieses unselige neue Kommando angenommen?“ grollte ich mit der Miene eines sehr verwöhnten Fräuleins. Er senkte traurig den Kopf: „Ein Soldat wird nicht gefragt ob er will, und dieses Kommando ist eine große Auszeichnung für meinen Bruder!“ —

„Auszeichnung! Die Liebe fragt nicht viel nach Ehr' und Rang! Wenn ihm diese Reise wirklich lästig war, hätte er den Abschied nehmen können!“ —

Laarsen sah beinahe entsetzt zu mir nieder. Er preßte einen Augenblick die Lippen zusammen, dann flüsterte er mit schwerem Seufzer: „Ich weiß nicht, ob Ihnen die Verhältnisse meines Bruders bekannt sind? Wir haben leider kein Vermögen, und sind darauf angewiesen, uns unser Brot mit dem Degen zu verdienen.“ —

„Er ist so arm — wirklich so arm?“ entfuhr es mir voll tiefsten Mitleids, und ich begriff nicht recht, warum der junge Offizier emporschrak bei meinen Worten und voll unendlicher Betroffenheit murmelte: „Wir dachten — diese Thatsache sei Ihnen bekannt?“ —

Da stand wieder ein Tänzer vor mir, und als ich auf meinen Platz zurück kam, war Laarsen verschwunden. Ich sah ihn nicht wieder.

Als ich mit fieberheißer Stirn nach Hause kam, er=



wartete mich Vater noch, und ließ mich für einen Augenblick in sein Zimmer bitten.

Als ich mich über sein Bett neigte, faßte er meinen Kopf mit beiden Händen und blickte mir lang und angstvoll forschend in die Augen. Dann biß er jählings die Zähne zusammen und murmelte: „Armer, armer Liebling!" —

Was ist dir, Papachen? Warum bedauerst du mich?" versuchte ich zu lachen, und doch stürzten mir die Thränen aus den Augen. —

„Weil du nicht als glückselige Braut heimgekommen, und weil es dem Natterngezüchte der bösen Zungen geglückt ist, deine Myrte zu zerpflücken, noch ehe sie dir ihre Blüten erschlossen!" — Es klang ein fast zorniger Ingrimm durch seine Stimme, und ich schrak schluchzend empor und starrte ihn an „Vater, du glaubst . . du meinst? — oh nein! nein!"

„Ach, daß ich die Menschen so recht beurteilt und das Elend vorausgesehen habe! Die Briefe! Die anonymen Briefe, die haben mich auf alles vorbereitet! Neid und Mißgunst sind die mächtigsten der Teufel, und die Leute haben es nicht ertragen können, dich glücklich zu sehen!"

„Unmöglich! Du glaubst, daß man intrigiert, daß Hellmuth auf böswillige Einflüsterung gehört haben könne? — Undenkbar!" —

„Wir sind alle Menschen, Kind, und ein Mann, der dem gesellschaftlichen Leben so fremd geworden wie dein Seefahrer, ist dem Einfluß eines anonymen Briefes viel-

leicht zugänglicher wie jeder andere. Man kann ja nicht wissen, was man ihm mitgeteilt hat!" —

Ich schüttelte heftig den Kopf. „Niemals! es ist ja noch alles beim alten, er wird dieser Tage an dich schreiben und anhalten!"

Mein Vater richtete sich mit glückstrahlendem Gesicht empor. „Und das sagst du mir jetzt erst — und machst trotz dieses Wissens ein so jammervolles Gesichtchen? Also hat er sich heute abend erklärt?"

Ich schüttelte kleinlaut den Kopf. „Nein, — er war persönlich gar nicht anwesend, — sein Bruder teilte es mir nur mit!" und gleichsam als fürchtete mein armes, schwaches Herz abermals ein herbes Wort des Vaters, preßte ich mein Gesicht fest gegen das seine und fuhr hastig fort alles zu erzählen, was mir Laarsen über das neue Kommando seines Bruders mitgeteilt.

„Unsinn"! grollte der Kranke, meinen Kopf zärtlich streichelnd und dennoch nicht Herr seiner Mißstimmung, „ehrenvolles Kommando! Wäre er in der That so verliebt, daß er an ein Verloben denkt, würde er etwas auf solche Auszeichnung pfeifen, die ihn aufs neue für zwei Jahre von der Geliebten trennt! Ich verstehe zwar nicht viel von der Marine, aber so viel weiß ich doch, daß kein Offizier vier Jahre hintereinander auf See zu sein braucht, wenn es nicht sein eigner Wunsch ist!"

„Väterchen, er ist so arm . . er will gern auf eigenen sichern Füßen stehen, ehe er sich das eigene Heim gründet!"

„Erst recht Unsinn! — Jedes Straßenkind in der

Provinz weiß, daß ich ein reicher Mann bin, — daß ich nur dich auf der Welt habe und mein einzig Kind wohl ausstatten kann, daß sie nur nach dem Herzen und nicht mit dem Verstand zu wählen braucht!“ —

„Würde er dich kennen und genau wissen wie herzensgut du bist, mein Väterchen, hätte er daraufhin wohl andere Disposition treffen können, aber du weißt ja selber, daß nirgends so viel Geldheiraten geschlossen werden, wie in reichen Familien, und daß es leider eine bekannte Thatsache ist, daß reiche Väter stets noch reichere Schwiegersöhne verlangen!“ —

Der alte Herr knurrte etwas Unverständliches in den Bart. Dann zwang er sich zu einem heiteren Ton. „Nun, und du glaubst, Eilchen, daß dein moderner Odysseus noch von sich hören läßt, bevor er sich aufs neue einschifft?“

Ich lachte unter Thränen. „Ganz gewiß, Väterchen! Er wird in den nächsten Tagen sicher schreiben!“

„Gott geb's, und nun gute Nacht, mein Liebling! Wein dir nicht die Äuglein rot, sondern vertrau dem lieben Herrgott, der die Ehen im Himmel schließt! Schlaf wohl, Herzblättchen!“ —

— — Ach hätte ich schlafen können! — Der Schneesturm brauste um die Fenster und meine Gedanken fieberten hinter der Stirn. So hatte ich noch nie eine schlaflose Nacht verbracht, Hoffen und Bangen, Jubeln und Traurigsein wechselten wie Licht und Schatten in meinem Herzen, himmelhoch jauchzend in dem Gedanken an das Glück, welches schon der kommende Tag im Glanz bräutlicher

Myrte für mich bringen konnte, und zu Tode betrübt in dem verzweifelten Gedanken, daß dieses Glück nur ein Traum gewesen, meines Lebens Wende gekommen sei, wo all der strahlende Sonnenschein sich in ewige Nacht verwandelt.

Neujahrsmorgen! Mit trüben Augen und bleichen Wangen schaute ich in das junge Jahr hinein. Nie war ich so zerstreut, so gleichgültig gegen alle Beweise von Teilnahme und Interesse gewesen, wie in diesen Frühstunden, wo ich nur einen Gedanken, nur eine bebende Sehnsucht hatte — die Posttasche, und ihren Inhalt bald, — bald in Händen zu haben! Und obwohl ich regungslos am Fenster stand und dem reitenden Boten entgegen schaute, hatte ich ihn dennoch versäumt. Zu meiner größten Ueberraschung ward ich zum Vater gerufen, die angekommenen Postsachen in Empfang zu nehmen.

Er saß an seinem Schreibtisch und wandte sich nicht um als ich eintrat. Mit leis bebender Hand schob er mir einen hohen Stoß von Briefen zu.

Sein Schweigen war beredter wie alle Worte. Mein Herz krampfte sich zusammen, mechanisch faßte ich die Schreiben.

„Väterchen", sagte ich leise, „bitte, gib Befehl, daß heute keinerlei Besuch empfangen werde, nur eine Ausnahme . . . im Fall . . . ach du weißt's wohl schon!" Er nickte mit zusammen gebissenen Zähnen. „Ich werde mich wieder zu Bett legen . . . ist mir auch wohl besser . . ." der Husten unterbrach ihn, erst jetzt fiel es mir auf, wie elend

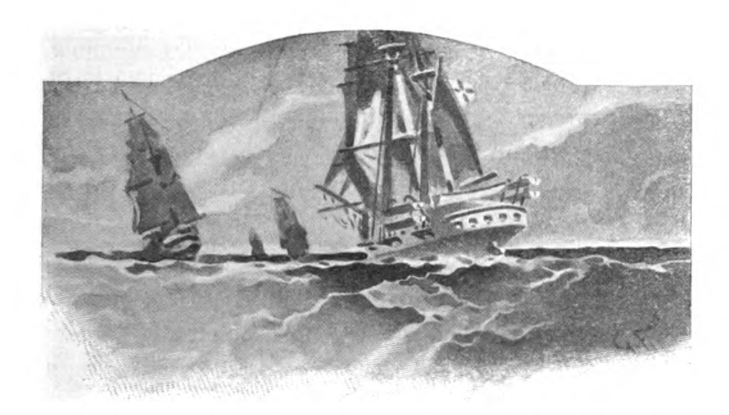
er aussah. Das rüttelte mich empor und verlieh mir Kraft. „Ei gewiß! wie bist du überhaupt ein so unfolgsamer Patient gewesen und hast das Bett verlassen!“ scherzte ich, „soll ichs dem Doktor melden, daß er dich exemplarisch bestraft?“ Und damit hatte ich die beste Arznei gefunden, die mir not that, Sorge und Pflege, und den moralischen Zwang, meinen eigenen Schmerz zu vergessen, um den des guten Vaters zu mildern; denn daß er das Herzeleid seines Lieblings ebenso tief und bitter empfand, wie ich selber, war wohl fraglos.

Ich las ihm meine Briefe vor, erzählte vom gestrigen Fest alles, was ihn sonst wohl interessiert hätte, forschte in der Zeitung nach Neuigkeiten und holte das Schachbrett, den Kranken zu zerstreuen. Und der gute Vater war auch so heiter und gesprächig wie selten, und wir unterhielten uns über alles, nur nicht davon, was unsere Herzen so einzig erfüllte und bewegte!

Heimlich aber sandten wir einen Boten um den andern zur Post, und ein jeder kam aus der Stadt zurück ohne den Brief zu bringen, auf welchen wir mit fiebernden Pulsen warteten. Tag um Tag verging, — und Tag um Tag hofften wir vergeblich auf Nachricht.

Nach Verlauf einer Woche aber fanden wir die Zeitungsnotiz, daß das Schulgeschwader seine Fahrt nach dem südlichen Amerika angetreten. Unter den Namen der kommandierten Offiziere stand auch der seine!

Da war es zu Ende mit meiner Beherrschung und mit Vaters schweigender Resignation. Wie ein knirschender



Zorn kam es über den alten Herrn, und die Ausbrüche seiner Erregung gipfelten stets in der leidenschaftlichen Anklage, daß ich durch die unverhohlene Courmacherei des jungen Offiziers kompromittiert und nun dem Gespötte der ganzen Umgegend ausgesetzt sei! — Die anonymen Briefe — ich merkte es wohl, sie hatten dem stolzen und eitlen Mann tiefer ins Fleisch geschnitten, als ich vermutet hatte.

Wie der Schneesturm tobte! Wie es klagte und schluchzte in den Lüften! Wie die Bäume vor dem Fenster ächzten, gleich Sterbenden!

Geschah ihnen wohl ein gleiches Leid wie mir? Vor dem kleinen, schwarzen Ebenholzkasten stand ich, und da ich ihn ansah, schauderte es mich. Wie ein Sarg däuchte er mir plötzlich, wie ein dunkler Totenschrein, in welchen all mein Glück, meine Jugend und meine Liebe hinein=

gesenkt war. Da stieg zum erstenmal der leidenschaftliche Haß gegen die Männer, gegen ihre Untreue und ihren Wankelmut in meinem Herzen auf. Ein leichtsinnig Spiel hatte ich Närrin für Ernst genommen, hatte zu einem kecken Scherz mein heilig Gelöbnis gegeben und jene kleinen Tassen zu einem Erinnerungszeichen geweiht, welches mich jedes neue Jahr an die alte Qual und herbste Enttäuschung meines Lebens erinnern sollte! Und hatte ich meinen Schwur nicht schon gehalten? Hatte ich nicht schon an diesem ersten, unseligen Neujahrsabend, an welchem ich vergebens auf die Erfüllung seines Wortes gewartet, diese Tasse an die Lippe geführt, meine eignen, bitteren Thränen unaussprechlichen Herzeleids wie ätzend Gift daraus zu trinken?

In einer Aufwallung meines heftigen und hitzigen Sinnes faßte ich den kleinen Kasten, ihn samt seines gehaßten Inhalts zu Boden zu schmettern, aber meine Hände zuckten jählings zurück. Wie Geisterspuk rüttelte der Wind an dem Fenster und durch meine Gedanken wirbelten irre, wirre Verse, die ich einst als Kind gelernt:

Drein schrieb sie: „Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!"

Das Glück von Edenhall! — Auch ich hielt solch ein zerbrechlich, kostbar Kleinod, an welches sich mein ganzes Lebensglück knüpfte. Thörichte und verliebte Menschen sind immer abergläubisch. Langsam, mit bebenden Fingern setzte ich den Kasten auf den Tisch zurück, und mein Herz

zitterte vor Angst, daß seinem so ernst symbolischen Inhalt ein Unfall zustoßen könne. Ja, ich liebte ihn! und ich fühlte es in dieser Stunde, daß ich ihn auch lieben würde, so lang wie meine Hand noch Leben und Kraft verspürte, diese Tasse an meine Lippe zu heben.

Das Glück von Edenhall! Mein schmerzlich süßes Glück. Ich faltete die Hände über dem schwarzen, kleinen Schrein und that noch einmal ein heilig Gelöbnis, den Schwur der Treue zu halten über Ort und Zeit, die kleinen Tassen zu hüten und zu schützen als mein größtes Kleinod. Mag er, der Geliebte, auch in flatterhaftem Sinn nie mehr der Stunde gedenken, da er frevlen Spott mit einem Mädchenherz getrieben, ich gedenke daran und vergesse sie nicht, — mag auch der Mann, der sonst für sein Ehrenwort Blut und Leben einsetzt, glauben, einem Weibe gegenüber könne er wortbrüchig und ehrlos handeln, ohne sein Gewissen zu belasten, — ich, das schwache Weib, will auch dem Treulosen gegenüber stark in der Treue sein und will das Gelöbnis halten, welches ich gethan. Dazu helfe mir Gott!

Und ich habe mein Wort gehalten. So oft die Neujahrsglocken mein einsames, wehes Herz daran gemahnten, daß es einst heißer geschlagen in Liebe und seligster Lebenslust, habe ich den Leidenskelch getreulich an die Lippen gehoben und ihn geleert in treuem Gedenken an die einzige Stunde in meinem Leben, wo die Liebe zu einem Manne mein ganzes Sein und Wesen in strahlenden Glanz des Glückes getaucht.

Und wie's weiter kam? Es sind wenige Worte nur nötig, um ein inhaltloses Frauenleben wiederzugeben.

Die Erkältung meines Vaters nahm einen ernsteren Charakter an und erregte bei dem Arzt Besorgnis, es könne sich bei dem ausnahmsweise harten Winter ein Lungenkatarrh entwickeln. Er riet eine sofortige Reise nach einem milderen Klima an.

Mit beinahe ungestümer Freudigkeit nahm Vater diesen Vorschlag auf. Er krankte an der fixen Idee, daß die ganze Land- und Stadtbekanntschaft mich als verschmähtes Spielzeug bespötteln und schadenfroh bemäkeln, und daß solchem Klatsch am besten gesteuert werde, wenn man ihm den fruchtbaren Boden stets neuer Anregung entziehe.

Meinem damals sehr erregten und ruhelosen Gemütszustand schien es ebenfalls wie eine Erlösung, mich von einer Umgebung losreißen zu können, wo mich jeder Schritt und Tritt an einen Mann gemahnte, den ich nicht lieben wollte, und doch nicht hassen konnte. So vernahm ich denn auch mit dem Aufatmen hoher Erleichterung den Entschluß meines Vaters, eine Reise nach Italien anzutreten.

Mit fieberhafter Eile wurden die Vorbereitungen getroffen, und die letzten Tage des Januars fanden uns bereits nach dem Süden unterwegs.

Wie Balsam berührte die schmeichelnde Frühlingsluft Venedigs meine thränenmüden Augen. Neue Eindrücke, die verschiedenartigsten Zerstreuungen stäubten den feinen Aschenregen der Vergessenheit über das Herzeleid der letzten Zeit, und wenn auch mein Wesen und Charakter nie wieder

zu der alten Fröhlichkeit genesen konnte, so war ich doch eine stille und resignierte Reisebegleiterin, die sich voll warmer Aufrichtigkeit an jeder landschaftlichen und künstlerischen Schönheit erfreuen, nie aber mehr dem Verkehr mit jungen Herren Geschmack abgewinnen konnte. Auch meinem Vater behagte der Aufenthalt in Italien über die Maßen, und so dehnten wir unser Reisen immer länger hinaus, so daß bald ein Jahr wie im Traum verflogen war. Da saßen wir eines Abends in Mailand auf der Terrasse des Hotels und freuten uns der köstlichen Frühlingsnacht, welche ihren Märchenhimmel über uns ausspannte, so klar und sternenhell, wie er einst im nordischen Winter über meinem Haupt gestrahlt, in jener Nacht, da mein Herz zum erstenmal das Bild des Geliebten für Zeit und Ewigkeit in sich aufgenommen.

Und wie ich hinausschaute in die funkelnde Pracht, wie die Blüten um mich her dufteten, gleich wie einst die rote Rose aus seinem Cotillonstrauß ihren balsamischen Atem zu mir emporhauchte, da ward alles wieder lebendig, was Monate lang in starrer Betäubung geschlafen, und mir war's, als zögen Geisterhände mich unwiderstehlich zurück zur Heimat.

Eine jähe Bewegung meines Vaters ließ mich den Kopf wenden. Er legte die deutsche Zeitung brüsk aus der Hand und sah mich mit jenem hilflos erschrockenen Gesicht an, wie er stets that, wenn etwas Unerwartetes ihn in die Verlegenheit setzte, es mir verbergen zu müssen.

Einem jähen Impuls zufolge griff ich nach dem Blatt,

Vaters Hand aber legte sich wie beschwörend auf die meine: „Ach, Eilchen, ich glaube nicht, daß es etwas an der Sachlage ändert!“

Das Blut schoß mir schwindelnd vor die Augen.

„Was hast du gelesen, Väterchen? Ich beschwöre dich, verheimliche mir nichts!“

Der alte Herr seufzte tief auf: „Sie sind zurück!“ antwortete er leise.

„Das Schulgeschwader?!“ Wie ein Aufschrei des Entzückens rang es sich von meinen Lippen; mit zitternden Fingern entfaltete ich das Papier und las die glückseligste aller Posten mit stockendem Pulsschlag. Und die Sterne über mir flammten, und die Rosen dufteten berauschend schwül . . . und drüben in dem Musiksalon erklang eine wundervolle Frauenstimme:

„ . . . es redet wie trunken die Ferne
Von großem, unendlichem Glück!“

Mit gefalteten Händen saß ich regungslos wie im Traum.

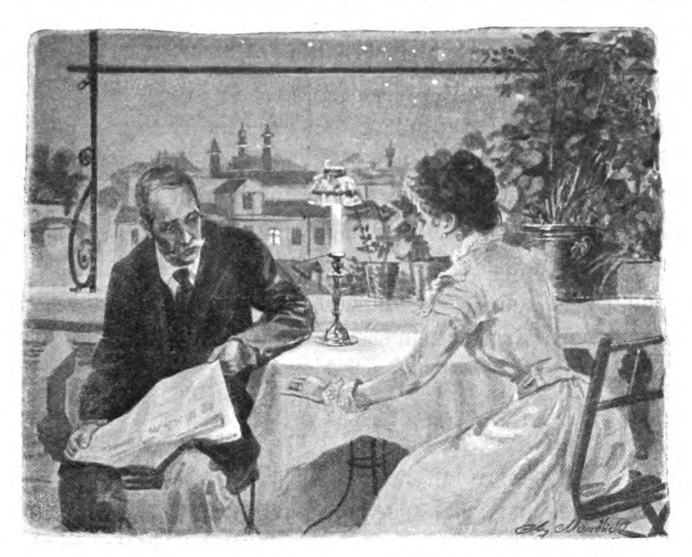
Da legte Vater den Arm um meine Schulter und zog meinen Kopf an sich: „Willst du heim, Herzblättchen?“ fragte er, und doch klang seine Stimme, als spräche er voll Ungeduld: „Schnell — schnell, wir wollen zurück!“

Voll unendlicher Dankbarkeit blickte ich in seine Augen: „Ach ja — laß uns heim!“

Er nickte eifrig: „Wenn er uns jetzt vielleicht noch suchen sollte, — nun, so ist's besser, er findet uns. Ich

trage keinem Menschen etwas nach, Cilchen, und wenn noch alles gut wird, so soll dieses schwere Jahr gern vergessen und vergeben sein."

Wir kehrten zurück. Alles lag und stand unverändert, wie wir es verlassen, ein schmerzlich süßes Entzücken für



mein armes Herz, welches, noch an der Erinnerung krankend, doch schon wieder von den Silberschwingen der Hoffnung zum Himmel getragen ward.

Als ersten herben Schmerz der Enttäuschung vernahm ich die Kunde, daß Premierleutnant Laarsen die Garnison unseres kleinen Städtchens mit einem sehr entfernten, süddeutschen Regiment vertauscht hatte.

Das war der erste Reif, welcher auf das junge Hoffnungsgrün fiel, und jeder kommende Tag brachte mit seinem vergeblichen Hoffen und Harren neuen Frost mit sich. Als drei Monate vergangen, ohne irgend eine Kunde von dem ungetreuen Geliebten zu bringen, floß das Maß der Geduld bei meinem Vater über. Sein rechtlicher und braver Charakter empörte sich gegen ein derart freveles Spiel, welches nur Leichtsinn und Gewissenlosigkeit in Scene gesetzt haben konnte.

Die Heimat war ihm verleidet, ebenso verleidet wie mir, die es kaum noch ertrug, durch jeden Schritt und Tritt an die Vergangenheit erinnert zu werden. Der Entschluß meines Vaters, unser Güter dauernd zu verpachten und stehenden Aufenthalt im Süden zu nehmen, dünkte mir die einzige Rettung vor meinen mehr wie verzweifelten Gedanken, und so nahmen wir abermals Abschied von allem, was uns ein halbes Leben lang das Liebste und Teuerste gewesen, und zogen wieder hinaus in die Welt, — für lange, lange Zeit.

Jahre um Jahre zogen dahin. Nie suchte mein Blick die Zeitungsspalte, welche die Schiffsnachrichten und Veränderungen in der Marine brachte. Nur am Neujahrstag legte ich ein schwarzes Gewand an und trauerte in Gram und Erbitterung an dem kleinen Totenschrein, welcher mein „Glück von Edenhall“ barg.

Da entsinne ich mich eines seltsamen Traumes, den ich in solch einer Neujahrsnacht hatte. Wir wohnten auf Capri, und die stürmisch brandende See war mein

Schlummerlied gewesen. So sah ich sie auch im Traum und stand an ihrem Strande. Da kam ein Schiff über die Wogen gezogen, leuchtend im Sonnenglanz, schimmernd wie aus eitel Gold. An seinem Bord stand Hellmuth, der breitete die Arme nach mir aus und sprach: „Du nennst mein Vermächtnis: das „Glück von Edenhall!“ Und obwohl du es vor Sturz und Fall gehütet, kettete es doch nur das Unheil an dich! Weißt du nicht, daß man einer Braut nur Scherben vor die Thür wirft? Wohlan! — Auch dein „Glück von Edenhall“ muß erst in Splitter und Scherben geschlagen werden, ehe die Brautkrone deine Locken schmückt!“

Was mochte der Traum bedeuten? Ich sann hin und her. Endlich war mir seine Deutung klar. Die Scherben waren sinnbildlich gemeint. Ich sollte mich losreißen von einer hoffnungslosen Liebe, ich sollte die Vergangenheit in Scherben brechen, — nur dann konnte mir noch eine Brautkrone winken. Ein Auflachen der Erbitterung erleichterte mein Herz.

Zu einer wundersamen Zeit hatte dieser Traum mir seinen Fingerzeig gegeben.

Schon seit einem halben Jahr wohnten wir mit einem Deutschen zusammen im Hotel, den mörderische Kugeln im soeben beendeten Kriegsjahr von 1871 zum Krüppel geschossen hatten. Ganz allein, nur auf fremde Hilfe angewiesen, hilflos und durch sein qualvolles Leiden doppelt verlassen, stand Herr von Kreutzer in der Welt, und das aufrichtigste Mitgefühl und Erbarmen führte mich

ihm näher. Seine unaussprechliche Dankbarkeit, die Wohlthat, welche meine sorgende Pflege ihm gewährte, kettete ihn mit immer festeren Banden an uns, und ich empfand es bald, wie seine ganze Seele sich an die Hoffnung klammerte, in mir eine treue, opfermutige Gefährtin fürs Leben zu finden.

Geheimrat von Kreutzer war ein geistvoller und bedeutender Mann, der in jungen Jahren bereits zu Amt und Würde gelangt war, und den sein eigner, glühender Patriotismus in die Reihen der Kämpfenden getrieben. Sein vornehm edler Sinn, seine Herzensgüte und sein Geist machten ihn mir sympathisch, seine Hilflosigkeit und sein Leiden erbarmten mich. Dazu kam, daß Vater eine beinahe zärtliche Vorliebe für den Kranken gefaßt hatte und zu mir sprach: „Eilchen, überleg dir's! — Kreutzer ist ein Mann, der die aufopfernde Pflege eines treuen Weibes verdient hat. Ich bin alt, meine Tage sind gezählt und dann stehst auch du allein in der Welt. Ein Mädchen hat stets eine schwierige und abhängige Stellung, — eine Frau steht auf eigenen Füßen. Da du wohl nie aus Liebe heiraten wirst, so heirate aus Vernunft und Edelsinn. Kein Mann ist für dich so passend wie Kreutzer, keine That würde so edel sein wie dein Entschluß, seine Gattin zu werden. Sein Leben ist nur noch kurz bemessen, sei du der gute Engel, welcher einem braven Streiter fürs Vaterland den Dank der deutschen Frauen abzahlt."

Mag sein, daß mein Mitleid wahrlich groß und aufrichtig war; mag es ein gut Teil Eitelkeit gewesen sein,

welche sich in bewunderter Aufopferung wohl gefiel, mag das Bewußtsein, ein wahrhaft gutes Werk zu thun, mich fanatisiert haben, ich willigte in den Wunsch der beiden Herren ein, und die Trauung fand als stille, wehmütige Feier am Krankenlager Leopolds statt.

Vier Jahre lang war es mir noch vergönnt, den Kranken mit Aufopferung und Treue zu pflegen. Sein letzter Atemzug war ein heißer Segenswunsch für mich, die er in zärtlicher Dankbarkeit seinen guten Engel genannt. Meine Ehe war eine Kette von schweren, sorgenvollen Tagen, — ein Dornenreis ohne Blüte, und dennoch habe ich nie das Jawort bereut, welches ich einst dem Entschlafenen gegeben. Waren doch die Jahre an seinem Schmerzenslager der einzige Inhalt meines Lebens, über welchen ich einst dem Vater im Himmel abrechnen kann. Die chinesischen Tassen haben jeden Neujahrstag vor Leopold und mir gestanden, und ihr trauriger, kleiner Roman war die erste Beichte, welche ich meinem Mann abgelegt; er hat ihn und meine Pietät stets respektiert.

Dasselbe Jahr, in welchem ich Witwe ward, nahm mir auch das letzte geliebte Herz, welches ich auf dieser Welt mein eigen genannt. Ein Schlaganfall machte dem Leben meines teuern Vaters ein Ende. Sechs Wochen noch lag er gelähmt und teilweise bewußtlos in demselben Gemach, in welchem soeben erst das Sterbebett meines Mannes gestanden.

Die ununterbrochene, rastlose Pflege hat meine eigene Gesundheit untergraben, — ich fühle mich selber elend und

sterbensmatt und ahne es, daß auch meine Stunden gezählt sind. Das Meer liegt vor mir im Abendgold, — meine kranke Lunge trinkt letzten Lebensodem aus seinem frischen Hauch, — ist's mir doch, als bringe er Grüße aus weiter, weiter Ferne. Mir ist's, als sei alles, was zwischen heute und jener nordischen Winternacht unter dem Christbaum gelegen, nur ein schwerer, unheilvoller Traum gewesen. Meine ganze Seele lebt in der Vergangenheit, und wie der Todesengel neben mir steht und mich leise auf die Stirn küßt, tragen mich Geisterschwingen unaussprechlicher Sehnsucht zaubermächtig über Land und See, — zu ihm, dem ewig Unvergeßlichen.

Es ist mir gelungen, Hellmuths Adresse zu erfahren. Er lebt in Wiesbaden. Was ihm zugestoßen, weiß ich nicht, aber ich weine um ihn heiße Thränen tiefsten Mitleids. Diese Zeilen sind an ihn gerichtet, sie sollen ihm sein Vermächtnis, die kleinen chinesischen Tassen zurückbringen und ihm sagen, daß er sie damals nicht in die Hand einer Unwürdigen gelegt. Ich habe meinen Schwur gehalten bis zum Tod. Mein letzter Atemzug wird ein Seufzer sein, welcher meinem verfehlten Leben, meinem verlorenen Glücke gilt. Aber ich segne dennoch den, welcher mein Herz mit tausendfacher Qual gefoltert, und dennoch der einzige war, welcher es je beglückte. — — Lebe wohl! —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem tiefen Aufatmen ließ Margot die schwarzgeränderten Briefbogen sinken. In ihren Augen glänzten

Thränen zärtlichsten Mitgefühls und rollten langsam, wie leuchtender Tau über die frischen Wangen.

Die gefalteten Hände lagen auf dem Brief, welchen sie wieder zusammengelegt und in den Umschlag zurückgeschoben hatte; in regungslosem, beinahe andächtigem Schauen ruhte der Blick der großen Kinderaugen auf dem Service, welches, wie umsponnen von dem geheimnisvollen Glorienschein eines Martyriums, vor ihr auf dem Theetisch stand.

Rosige Schleier verhüllten die Lampen, ein weiches, träumerisches Dämmerlicht spann seine Zauberfäden um den Mädchenkopf, dessen Gedanken den ganzen Tag über nur einer sonnengoldnen Zukunft gehört, und nun plötzlich zurücktauchten in die dunklen Trauerschleier einer Vergangenheit, welche sich mit der Zentnerlast schmerzlichen Mitgefühls lähmend auf das glückjauchzende Herzchen senkt.

Die Teppiche deckten in weicher Pracht das Parkett, kein Laut im lauschigen Boudoir, nur die große Standuhr tickt silberhell auf dem Gesims, und die mächtigen Buchenscheite knallen und prasseln auf, wenn die Kaminflammen sie aufrauschend hernieder in die Asche reißen.

Margot hört es nicht, wie sich die Thür des Nebensalons öffnet, sie hört nicht, wie langsame Schritte sich nähern, wie eine schlanke Männergestalt mit schnellem Umschau zwischen die Portieren tritt.

Wolfgang streicht mit aufblitzenden Augen das blonde Schnurrbärtchen empor und umkrampft den Degengriff. Da

sitzt Margot! — Margot ganz allein! Welch ein ungeahntes Glück, sie noch einen Augenblick ungestört zu sehen, zu sprechen! Er muß aus ihrem Blick, von ihren Lippen den Mut trinken, muß sich gleich mohamedanischem Krieger berauschen und fanatisieren, einen Kampf auf Tod und Leben zu wagen!

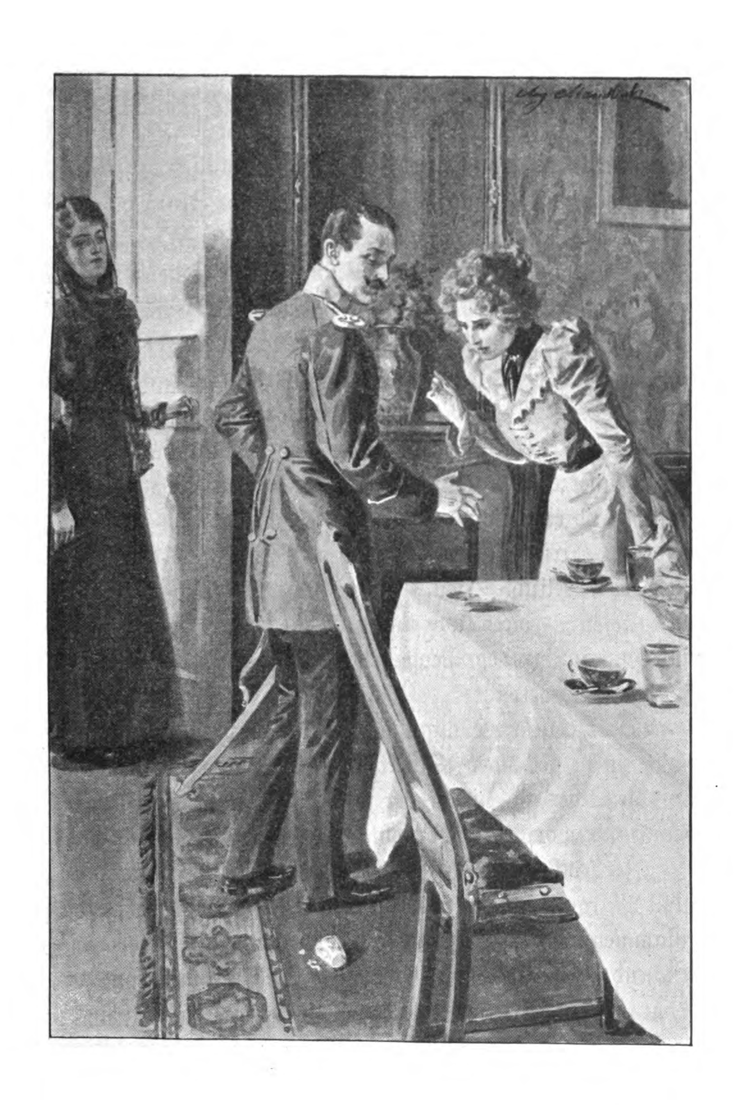
Mit dem glückseligen Ungestüm sehender Liebe stürmt er lautlos über den Teppich, schlingt die Arme um die süße Träumerin und jubelt leise auf: „Margot, — Herzlieb, ich bin zur Stelle!“ — Ein unterdrückter Schreckenslaut, — das junge Mädchen springt empor und schmiegt sich an ihn, mit Thränen in den Augen lacht sie ihm zu.

Gleicherzeit prasselt das Feuer im Kamin, ein Knattern, just als ob eine Thür sich öffnete — und Wolfgang schrickt empor, — tritt jählings zurück und stößt mit dem Arm an den Theetisch. Hell klirrt's auf. Eine Obertasse des chinesischen Services kippt um, rollt über den weißen Damast und schlägt auf den Teppich.

„Donnerwetter!“

Bestürzt neigte Wolfgang sich ihr nach, Margot aber stößt einen gellenden Schrei aus und starrt leichenblaß auf die Scherben, welche der junge Offizier mit leis bebender Hand wortlos emporhebt.

„Zerbrochen! Gott im Himmel, sie ist zerbrochen!“ stößt Margot schluchzend hervor und ihre Zähnchen schlagen zusammen wie im Schüttelfrost, und dann faßt sie beinahe keuchend den Arm des Geliebten und drängt ihn zur Thür: „Fort, Unglückseliger — fort, ehe die Tante kommt!



Wenn sie erfährt, daß du die Tasse zerbrochen, ist unser Glück für ewige Zeit vernichtet!"

„Aber Liebchen! Scherben bringen ja doch Glück! Ich bitte dich, rege dich nicht wegen dieser Lappalie auf! Solch eine Tasse wird schon zu besorgen sein!" Margot schüttelt mit einem fast irren Blick des Entsetzens das Köpfchen. „Niemals, — du ahnst nicht, was es für eine Bewandtnis mit den Tassen hat, — sie sind ein Andenken, — ein unersetzliches Andenken, du kannst sie niemals", — und die Sprecherin verstummt plötzlich und schlägt aufstöhnend die Hände vor das Antlitz: „Tante, ach da ist die Tante!"

Wolfgang schnellt herum. In der Thür steht die Geheimrätin, hoch und düster wie eine Schicksalsnorne, einen Ausdruck in dem bleichen Antlitz, welcher den jungen Mann durch Mark und Bein erschaudern läßt. „Gnädigste Frau, eine kleine Ungeschicklichkeit . . . ich bin außer mir, ich bitte inständigst um Vergebung — ich will alles aufbieten, die kleine Schale zu beschaffen —"

Der Blick Cäciliens läßt ihn verstummen. Unnahbar kalt wie Eis. „Wie kommt es, Herr von Soltau, daß meine Nichte Sie mit Vornamen, — mit „du" anredet?

Da springt Margot auf und eilt schluchzend zu der Sprecherin, die Hände um die ihren klammernd. „Ach Tantchen, wir haben uns ja so lieb, — und Wolfgang wollte heute abend bei dir anhalten; nun aber ist alles, alles aus!"

Die Legationsrätin legte den Arm um den zitternden

jungen Körper. „Ja, nun ist alles aus!“ wiederholte sie mit ihrer harten, tonlosen Stimme.

Da steht auch Wolfgang vor ihr, und seine treuen, ehrlichen Augen schauen sie an wie ein Kind, das voll naiver Zuversicht bittet: „Gnädigste Frau, — weil eine kleine Tasse in Scherben schlug, soll auch das Glück von zwei Menschenherzen in Splitter brechen? Das verhüte Gott! Ich liebe Ihr Fräulein Nichte treu und innig, und werde nie von der Hoffnung lassen, ihre Hand einst von Ihnen, gnädigste Frau, als meines Lebens Heiligtum zu empfangen!“ Er trat einen Schritt näher und faßte die Rechte Cäciliens, sie mit flehendem Blick an die Lippen zu heben: „Scherben bedeuten Glück, Frau Geheimrätin! Und so wenig wie ich ruhen werde, Ihnen diese kleine Tasse zu ersetzen, so wenig wird mein Herz aufhören, in Treue und Liebe zu schlagen, und bis zu dem Tage, wo ich Ihnen diese Schale neu überreichen kann, und wo Ihr Auge, so Gott will, gnädiger auf mir ruht, bitte ich, mir die Hoffnung zu belassen, die Geliebte dereinst dennoch erwerben zu dürfen!“

Ein wundersamer Ausdruck lag auf dem Antlitz der jugendfrischen Witwe. Ihr Auge glänzte plötzlich in Milde und Wehmut, aber ihre Lippen waren herber wie je geschürzt und sie antwortete kalt: „Liebe und Treue! Sie wissen es vielleicht, Herr von Soltau, was just für mich diese Worte in einem Männermunde für hohlen Klang haben. Sie wollen sich bemühen, diese Tasse zu ersetzen und meiner Nichte so lange die Treue halten?“ — ein

scharfes kurzes Lachen: „Das würde mir allerdings eine Bürgschaft für Ihre Gesinnung sein. Wohlan, Herr von Soltau, — suchen Sie mir eine neue Tasse zu schaffen, — heil und unversehrt, wenn es geschieht, wird Margot die Ihre sein. Dies mein letztes Wort. Leben Sie wohl. Meine Nichte wird mit mir die Stadt verlassen, und ich werde es zu verhüten wissen, daß Briefe getauscht werden können; übers Jahr jedoch, zu dieser selben Stunde, lade ich Sie wieder zum Thee ein, — lassen Sie uns sehen, ob Sie die Tasse bringen!“

Mit einem glückseligen Jubellaut preßte Wolfgang die Finger der Sprecherin an die Lippen, und dann reichte er in übermächtigem Gefühl Margot beide Hände dar. „Behalt' mich lieb, Herzensschatz, und bleib mir treu! Übers Jahr, so Gott es will, auf glückseliges Wiedersehen!“

Die Scherben der Tasse sorgsam bergend, mit noch einem Blick strahlender Zuversicht in die in Thränen gebadeten Augen der Geliebten, — klappte der junge Offizier in respektvollem Gruß die Hacken zusammen und war im nächsten Augenblick hinter der Thür verschwunden.

Margot aber sank mit leiser, herzzerreißender Klage an der hohen Frauengestalt nieder auf die Knie und barg bitterlich weinend das Antlitz in den dunklen Wollfalten: „Ach, Tante, wie kann eine Frau, die einst selber geliebt, so unaussprechlich grausam sein!“

„Margot!“ — weich und zärtlich klang die Stimme. Die Geheimrätin legte die Hand auf das Köpfchen der Nichte und bog es sanft zurück. Da starrten die blauen

Augen staunend zu ihr auf, und sie blickten in ein Antlitz, darin glänzten Liebe, Wehmut und Zärtlichkeit. „Hast du jene Blätter gelesen?“ Die Kleine nickte.

„Auch Hellmuth war ein Mann, der die Worte Liebe und Treue im Munde führte und sie dennoch unter die Füße trat. Ich habe dich lieb, Kind, du bist die einzige Seele, die mir auf der Welt geblieben, du sollst glücklich sein. Unterbrich mich nicht, — unsere Begriffe vom Glück sind verschieden. Ja, du sollst lieben und heiraten, aber nur einen Mann, der dein lauteres, goldenes Herz wahrhaft verdient. Sieh Wolfgang ohne Thränen scheiden, — er geht den Weg der Prüfung, und geht er ihn wahrlich in Treuen, so soll er dich, sein liebes Ziel, auch erreichen. Weicht er aber in leichtsinnigem und wankelmütigem Vergessen ab von diesem Pfad, so danke Gott auf den Knien, daß er dich rechtzeitig bewahrte, dein Geschick an einen treulosen Mann geknüpft zu haben!“

„Ach Tantchen, wie soll ich dich verstehen?!“

„Jene Tasse zu beschaffen wird ein mühseliges und vergebliches Bemühen sein" — lächelte Cäcilie wehmütig: „da sie günstigen Falles nur durch besonderen Glückszufall in der einzig derartigen Fabrik in China, welche nicht für das Ausland liefert, zu erlangen sein dürfte. Wolfgang wird einer endlosen Kette von Enttäuschungen und Entmutigungen ausgesetzt sein; — behält er dich trotzdem lieb, ohne daß ihm die Sache langweilig wird, wo er doch bei einer anderen Dame müheloser und bequemer zum Ziel gelangen könnte, so ists ein Zeichen, daß er wahrhaft treu ist, und dich und deine Liebe verdient!"

„Ach, Tantchen!" jauchzte Margot durch Thränen, „er bleibt mir treu!"

„Gott gebe es."

„Was aber dann, wenn er die Tasse nicht beschaffen kann und es nicht wagt wieder zu kommen?" Cäcilie neigte sich und küßte die bang zitternden Lippen: „Daß dein Glücksschifflein nicht an diesen Klippen scheitere, soll meine erste Pflicht und Sorge sein. Und nun Kopf hoch, mein Liebling! Geh in dein Zimmer und pack die Koffer — morgen mit dem frühesten reisen wir."

Cäcilie war allein. Sie trat an das Fenster und schlug den Vorhang zurück. Ueber ihr am klaren Winterhimmel funkelten die Sterne wie die hellen Augen treuen Glaubens. Ein tiefer Seufzer hob die Brust der einsamen Frau. Sie faltete die Hände, die leise zitternden, und schaute empor, feierlich ernst, und dennoch voll unaussprechlichen Wehes. — Sie gedachte ihres Traumes und hörte Hellmuths

Stimme: „Auch dein Glück von Edenhall muß erst in Scherben brechen, ehe die Brautkrone deine Locken schmücken darf.“

„Ja mein Herr und Gott, das Glück von Edenhall zersplitterte, — meine Locken sind ergraut, darum walte du es in deiner Gnade, Allmächtiger, daß es die Myrte um Margots Stirne flechte, — nicht mehr mein eigenes Glück, sondern das ihre erflehe ich von dir!“ — Da sprühte es hell auf am Himmel. Ein Stern fiel hernieder und gab selige Antwort. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wolfgang von Soltau stürmte wie das böse Wetter durch die Straßen der Residenz, und dennoch waren es lauter gute, ja die besten Mächte, welche seinen Schritt derart beflügelten.

Die Schneeflocken wirbelten um sein Haupt und schmolzen auf dem heißen Angesicht, wie Thränen rannen sie über seine Wangen. Und dennoch war dem jungen Offizier nicht nach Thränen und Klagen zu Sinne, obwohl er ohne Ring am Finger, ohne das Jawort der gestrengen Tante aus dem Hause der Geheimrätin geschieden war. Das wäre im Grunde genommen auch gar zu viel des Glückes gewesen, das hatte er in seinen kühnen Phantasien gehofft, aber geglaubt hatte er eigentlich niemals an die Erfüllung dieser unbescheidenen Wünsche!

Er war beinahe überzeugt gewesen, mit einem entschiedenen fürchterlichen Korb in höchster Ungnade von Frau Cäcilie entlassen zu werden, und statt dessen erhielt

er nur einen Abschied mit den beseligenden Worten: „auf Wiedersehen!“ — Schaffte er eine neue Tasse für die kleine zerschlagene, war Margot sein eigen, dieses Gelöbnis hatte die Tante gegeben, und sie war wohl eine hartherzige, — aber sehr gerechte Frau, auf deren Worte man Häuser bauen konnte!

Wolfgang hatte das Gefühl als müsse er vor Glückseligkeit die Mütze in die tanzenden Schneesternchen empor werfen. Eine neue Tasse. Eigentlich war die Prüfung der Geheimrätin etwas naiv! Was will es bei unseren heutigen Industrieverhältnissen wohl besagen, eine Tasse, sei dieselbe welcher Art sie sei, täuschend ähnlich nachzuarbeiten? Das war wohl Kinderspiel. —

Bravo! da ist ja unser erstes Porzellan- und Krystallgeschäft, — auch noch erleuchtet und dem Publikum zugänglich, — avanti! Und die Tasse aus dem himmlischen Reiche nachbestellt!

Leutnant von Soltau trat hastig ein. Seine Mütze saß etwas weit im Nacken, die blauen Augen leuchteten in dem heiß geröteten Antlitz. „n Abend, Fräulein! Habe da ein kleines Malheur gehabt und eine Tasse zerschlagen, wollte mal anfragen, ob Sie mir genau ebensolche nacharbeiten lassen können!“

„Selbstverständlich, Herr Leutnant.“

„Famos. Na . . wo steckt denn das corpus delicti . . aha . . hier!“ Wolfgang wühlte die Tasse und das fehlende, dreieckige Stück, welches aus der Oberschale herausgeschlagen war, aus der Tiefe seiner Paletottasche;

„die Façon ist ein wenig närrisch . . Aber das macht wohl nichts, — hm?"

Das Fräulein machte eine jähe Geste. „Chinesisch? hm . . das ist allerdings schwieriger, . . . auf die Façon kommt es weniger an . . aber . . ." und sie besah die Tasse sehr aufmerksam — „merkwürdig! solch eine Art habe ich noch nie gesehen! Das ist wohl gar kein Porzellan, Herr Leutnant?"

„Ja du lieber Himmel, das müssen Sie wohl besser wissen! Was soll's denn sonst sein?"

Die junge Dame hielt die Tasse gegen das Licht: „Das sieht beinahe aus wie Glas . . oder ein Mittelding zwischen Milchglas und Porzellan . . und dieses seltsame Muster das ist ja ganz erhaben? wie bei ungarischer Majolika?!! —" Sie schüttelte sinnend den Kopf: „Wo stammt die Tasse her, Herr Leutnant?" — Wolfgang schob die Mütze etwas nervös in die Stirn. „Das weiß der Teufel! So ein altes Erbstück . . . na, kommt ja auch wohl nicht darauf an! Bis wann kann die neue Tasse fertig sein??"

Das Fräulein wandte den Kopf und rief den Namen des Geschäftsinhabers. Ein älterer Herr trat aus dem Nebenzimmer, verbeugte sich und sah seine Verkäuferin fragend an.

„Ach, Herr Prinzipal. Hier ist eine Bestellung von welcher ich nicht genau weiß, ob wir sie annehmen können. Der Herr Leutnant wünscht eine Tasse genau nach diesem zerbrochenen Modell nachgearbeitet!"

„Sehr wohl." Der alte Herr rieb die Brille ab,

— nahm die Tasse, stutzte, besah sie gegen das Licht — wog sie in der Hand, rieb mit dem Finger daran herum und atmete tief auf: „Das ist ja ein äußerst seltenes Stück, habe ich noch nie verkauft . . . hm . . diese Art Porzellan und Malerei . ." er starrte die Scherben wie geistesabwesend an, „muß es denn ganz genau dieselbe Art und Malerei sein, Herr Leutnant?" —

„Allerdings, — ganz genau, — muß zum andern Service passen. Na los geschossen! Wann kann ich die neue Tasse abholen?"

Der alte Herr lächelte und zuckte verlegen die Achseln, tauschte einen Blick mit dem Fräulein und wickelte die Theeschale sorgsam wieder in Seidenpapier. „Ehrlich gesagt, es ist unmöglich, eine Kopie zu liefern, Herr Leutnant. Ich möchte Sie nicht mit leeren Versprechungen hinhalten. In ganz Europa bekommen Sie die Tasse nicht, wenigstens nicht von demselben Porzellan und der Malerei. Sie aus China zu beschaffen würde ein Vermögen kosten, und viel wahrscheinlicher auch ohne Erfolg sein. Muster und Art der Tasse ist mir völlig unbekannt, obwohl ich mich sonst rühmen kann, gerade in chinesischer Fabrikation genau orientiert zu sein. Diese Sorte Service scheint zu dem spezifisch kaiserlichen Eigentum zu gehören, welches nicht exportiert werden darf!"

„Das ist ja eine nette Geschichte!" Wolfgang sah plötzlich sehr bleich aus und biß die Zähne zusammen, „ich muß aber die Tasse haben! ich muß es!"

„Gekittet darf sie nicht werden?"

„Nein — unmöglich.“

Das Fräulein blickte mitleidig in das jäh verwandelte Antlitz des jungen Herrn. „Vielleicht fragen der Herr Leutnant mal in dem großen chinesischen Geschäft von Mi-Tschang in der Friedrichstraße nach? Am Ende kann es dort beschafft werden?“ Wolfgang hob jählings den Kopf. Sein Auge leuchtete auf. „Das ist eine famose Idee! Werde sofort einmal mein Heil versuchen! besten Dank. Fräulein — und pardon, daß ich vergeblich belästigte!“ Die Hacken klappten zusammen, der Ladeninhaber hastete mit verbindlichstem Gruß zur Thür, um dieselbe zu öffnen.

Soltaus Schritte verklangen im Straßenlärm, — der Schnee tanzte abermals vor seinem Antlitz, und die weißen Flocken wunderten sich, daß derselbe plötzlich so nachdenklich aussah.

Die meisten Geschäfte waren bereits geschlossen, Mi-Tschang, der Chinese aber, welcher wenig Interesse an der deutschen Neujahrsfeier nehmen mochte, saß noch auf seiner mächtigen, buntbemalten Theekiste, und baumelte schläfrig mit den Beinen, dieweil er sich mit seinem Genossen in kurz abgerissenen, recht langweiligen Lauten unterhielt. Der andere saß mit eingezogenem Kopfe gegenüber auf einem Bambusstühlchen, kaute etwas zwischen den Zähnen, und nickte so permanente Antwort mit dem Kopf, daß er seinem Porzellan-Landsmann im Schaufenster zum Verwechseln ähnlich sah.

Als der junge Offizier eintrat, schauten beide auf,

als ob sie mit den Augen gähnen wollten, — der auf der Kiste erhob sich phlegmatisch, setzte durch eine wackelnde Kopfneigung den Zopf in Bewegung und fragte höflich wie ein eingedrilltes Theaterkind: „Der Herr wünscht?“

Wolfgang erklärte langsam, klar und deutlich, er wolle anfragen, ob er eine zerbrochene chinesische Theetasse ganz genau nach dem Muster neu angefertigt bekommen könne? und der Chinese hörte zu, ohne eine Miene zu verziehen und antwortete ebenso pagodenhaft wie zuvor: „Wir liefern alles nach.“

Das Antlitz des Käufers leuchtete auf. „Brillant, sehr schön . . na, wo steckt denn das Ding?“ und die Blicke Mi-Tschangs richteten sich gläsern auf die Finger des Sprechers, welche voll etwas bebender Hast die Scherben aus dem Seidenpapier entwickelten. Auch der kauende Sohn des himmlischen Reiches stellte sein Nicken ein und richtete mechanisch die halboffenen Augen nach dem raschelnden Papier.

„So, hier ist das Modell. — Wann kann ich die Tasse abholen?“

Mi-Tschang hatte mit der Bewegung einer Marionette zugegriffen. Plötzlich schnellte er empor, als habe ihn ein Faustschlag getroffen. Zwei laut ausgestoßene chinesische Worte, welche den Mann auf dem Bambusstühlchen wie elektrisiert empor springen ließen, er riß die Augen auf und starrte erst auf die Tasse und dann auf Wolfgang, als erblicke er plötzlich zwei Gespenster. — „Tiesser Taß' gehörit Sie?!“ rief der Kau-Chinese, die Hände zusammenschlagend, als wolle er beten.

„Allerdings, leider habe ich damit Malheur gehabt.“ Die beiden himmlischen Söhne starrten sich momentan



sprachlos an, dann huben sie ein Gestikulieren an, als seien sie jetzt erst zum Leben erwacht, tuschelten her und hin, besahen und prüften die Theeschale, schüttelten die

Köpfe und blickten beinahe scheu nach dem jungen Offizier hinüber.

„Wo habb Sie tiessen Taß gekaufen, Herr?“ fragte schließlich der vom Bambusstuhl mit krummem Rücken.
„Die Tasse ist mir direkt aus China zum Geschenk gemacht!“ log Soltau ungeduldig, das rätselhafte Benehmen der Zopfmänner begann ihn besorgt zu machen.

„Also nixen von Teusland, iz Präsente auz China!“ und Mi-Tschang flüsterte abermals sehr eifrig mit dem Genossen und beide nahmen eine geradezu ehrfürchtige Haltung an, ob dieselbe der Tasse oder dem jungen Offizier galt, war nicht genau zu erkennen. „Nun, meine Herren, wie stehts, wie lange wird es dauern, bis ich die Tasse bekomme?“ unterbrach Wolfgang mit gesteigerter Nervosität.

Beide Söhne des himmlischen Reiches verneigten sich sehr tief. „Tiesser Taß is nixen bei uns zu bestell', — is tiesser Taß Präsent von Kaiser von China, mussʒen libber, hoher Herr selbzen sreiben nak Peking an Kaiser, dazz er solk erlauben neues Taß!“

„Was, Donnerwetter? Ich an den Kaiser von China schreiben?“

Der Sprecher verneigte sich mit verschmitztem Lächeln.

„Worum kannen Prinz nixen sreiben an Kaiser?!“

Wolfgang überhörte diese Worte, er legte jählings die Hand auf Mi-Tschangs Schulter und rief erregt: „Alter Freund, ich bitte, ich beschwöre Sie, verschaffen Sie mir eine ebensolche neue Tasse!“

„Kann ick nixen, — iz unmegglich!“

„Warum?“

Der Chinese trat geheimnisvoll näher. „Mussen Sie wizzen, hoher Herr, daz tisser Porzelin mit tiesse gemalene Muzter is Geheumeniz von kaiserliches Fabrik. — Tarf nixen geh'n auzer Land. Kaiser giebt solcher Taß mit Zervis an Prinz odder ganz hohes Leut für Präsent.“

„Gott im Himmel, so kann ich selbst in China diese Tasse nicht nachgeliefert bekommen?“

„Nur wann Kaiser erlaubt, sunst nixen.“

Wolfgang warf mit blitzendem Auge das Haupt in den Nacken zurück. „Bon!“ trotzte er, „und sollte ich selbst einen Liebesbrief an den Kaiser von China vom Stapel lassen, ich will und ich muß diese Tasse haben!“ Er wickelte hastig die kostbaren Scherben wieder ein und versenkte sie voll grimmigen Nachdrucks in die Paletottasche. „Guten Abend, meine Herren, bedaure, Sie unnötiger Weise bemüht zu haben!“

Der junge Chinese klappte respektvoll die Thür vor dem hohen Gaste auf, beide dienerten bis auf die Erde und Herr von Soltau stand abermals in dem wirbelnden Schnee.

Diesmal fielen die Flocken auf ein starres, kaltes Angesicht und jede einzelne trug die spöttisch verzerrten Züge der Geheimrätin. Hörte er nicht ihr scharfes, höhnisches Lachen? Ein Lachen, das ihm, dem armen Narren galt, welcher so hoffnungsfroh mit seinem Korbe davon ging und nicht ahnte, wie perfide er geflochten war. —

Ein jäher Zorn erfaßte ihn, da ihm klar wurde, daß Cäcilie das Unmögliche ihres Verlangens wohl gewußt und ihm dennoch eine Aufgabe gestellt, welche nicht zu lösen war, lediglich, um ihn in seinem Schmerz auch noch zu verspotten. Wahrlich nicht zu lösen war?! Er lachte kurz und erbittert auf. „Noch ist nicht aller Tage Abend, Frau Cäcilie, und nun will ich erst recht Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um über deine Sorglosigkeit zu triumphieren. Ein Brief an den Kaiser von China! Bah, warum sollte ich nicht einmal an den Kaiser von China schreiben? Dieses Skriptum erfordert etwas Kopfzerbrechen, aber es wird geschrieben werden!“

Er entsann sich, anläßlich eines Diplomatendiners den chinesischen Gesandten kennen gelernt zu haben, und er beschloß, diesem liebenswürdigen Herrn einen Besuch abzustatten, ihm rückhaltlos die Sachlage mitzuteilen und um seine Hilfe und Vermittlung zu bitten. Nun aber andere Gedanken!

Das neue Jahr hatte er als glückseliger Bräutigam beginnen wollen, als ein niedergeschmetterter, mißgestimmter und erbitterter Mann stand er statt dessen auf seiner Schwelle. Daheim lag seine angefangene Winterarbeit, — er will sich hinsetzen und im Gedanken an die Siege des Werder'schen Korps seine eigene Niederlage vergessen.

Eine Hand trifft in kameradschaftlichem Schlage seine Schulter. „Seh ich recht im Mondenscheine, dort ein schmächtig blasses Kind?“ rezitiert lachend die bekannte Stimme des Leutnant von Senften hinter ihm. „Was

um alles in der Welt suchen Sie heute auf der Straße, Soltau? Sind Sie ebenso unbeurlaubt wie ich? ebenso uneingeladen wie ich? Famos, dann folgen Sie, wenn ein böser Bube lockt, und trinken Sie die Neujahrsbowle in unserm fidelen kleinen Kreise!"

Soltau wollte sich weigern, aber er fragt: „Welch ein Kreis? wo sind Sie, Senften?"

Dieser schiebt den Arm in den seinen.

„Wir feiern das letzte Neujahr meines Bruders als Kapitänleutnant auf deutschem resp. europäischem Boden!" antwortete Senften, „Sie wissen doch, daß S. M. Panzerkorvette „Prinz Ferdinand" in vier Tagen nach China in See geht, eh bien, wenn sie in Jahresfrist zurückkehrt, ist Werner eine Staffel höher auf der Leiter strategischen Ruhmes geklettert!"

Das ist Wolfgang sehr gleichgültig, aber der Klang „China" elektrisiert ihn. Sehr hastig willigt er ein und betritt an Senftens Seite die strahlend erleuchteten Räume eines renommierten Restaurants. Nicht allein in einer Sektflasche wohnen hunderttausend lustige Teufel, auch im dampfenden Neujahrspunsch schlummern Geister, welche man nicht wieder los wird, wenn man sie einmal rief!

Wolfgang neigte sich dicht zu dem jungen Marineoffizier und fragte mit glänzenden Augen: „Also Sie gondeln wirklich und wahrhaftig nach China?"

„Wirklich und wahrhaftig, wenn uns nicht unterwegs die Haifische mit Appetit und guter Gesundheit verspeisen!"

„Was Donner! und nach Peking kommen Sie auch?"

„Wir hoffen eine kleine Spritztour zu dem Beherrscher aller Zöpfe unternehmen zu können!“

Wolfgang schmiegte sich inniger an. „Waren Sie schon einmal da? Haben Sie bereits Beziehungen in diesem Lande der Sonne?“

„Das versteht sich! Ich laufe zum drittenmal im Hafen von Shanghai ein und bin infolgedessen mit allem, was Konsulat oder hervorragende deutsche Kaufmannschaft heißt, durch Herz und Magen verbrüdert!“

Wolfgangs Arm legte sich schier zärtlich um den Nacken des marinierten Kameraden. „Hören Sie mal, Senften, Sie sind ein reizender Kerl!“ Der Seemann war auch bereits animiert. „Allright, bin ich auch, Kleiner! Wollen Se'n Kuß?!“

Obwohl Senften den schönsten Schnurrbart hatte, welchen man sich denken konnte, hätte Soltau in seinem ersten Schreck doch beinahe „Pfui Deiwel“ gesagt. Aber er war Diplomat. Seine Hand klopfte stürmisch den breiten Rücken des Nachbars. „Zum Dessert, wenn's beliebt!“ lachte er, „vorerst hätte ich ein anderes Anliegen!“ und plötzlich tief aufseufzend blickte er den jungen Offizier ernsthaft, beinahe melancholisch in die weinseligen Augen. „Senften, darf ich Ihnen einmal rückhaltslos als Zeichen meines vollsten Vertrauens mein Herz ausschütten?“

Dem Marineoffizier that es wohl, daß sich der kleine Infanterist so prima vista an ihn attachierte. Er schmunzelte, griff zum Glas und kniff das rechte Auge verschmitzt

zusammen. „Schütten Sie!“ nickte er voll väterlichen Wohlwollens.

Da gab Wolfgang seinem Sessel und seinem Herzen noch einen Stoß, legte den Arm auf die Stullehne des



Sprechers und erzählte die furchtbar tragische Geschichte von der chinesischen Tasse, welche nicht allein sich selber, sondern auch sein ganzes Lebensglück in Scherben schlug.

Senften hatte aufmerksam zugehört. Sein frisches, gerötetes Gesicht leuchtete wie eitel Wohlbehagen. Er

blies ein paar blaue Dampfwolken, schob die Zigarre vom rechten Mundwinkel in den linken und sagte: „Zeigen Sie das Wrack einmal her!“

Hei, wie das Papier so eilig auseinander knisterte!

„Hm! solche Tasse? genau so? Das sollte doch mit dem Deiwel zugehen, wenn wir das Ding nicht nachbekämen! Wort drauf, ich besorge es Ihnen.“

„Senften . . Mensch . . . Engelchen . .!“

„Is schon gut, machen Sie keine Turnübungen, Kleiner! Geben Sie mir diese beaux restes mit, ich will die Sache schon fingerieren!“

„Bis wann! Bis wann?!“ keuchte Soltau, atemlos vor Seligkeit.

„Na, so schnell, wie sich das Ding machen läßt. Aber heute übers Jahr haben Sie die Tasse und die Braut, Potz Anker und Pumpstock! und ich werde erste Altardroschke bei der Hochzeit!“

Wolfgang schlug mit glührotem Kopf in die dargebotene Hand ein. „Soll ein Wort sein! Senften . . ich sage Ihnen, . . wenn Sie mir die Tasse schafften . . . Senften, ich . . . ich . . . aber hören Sie mal, Sie schreiben mir sofort von Peking, ob der Kaiser . . ich wollte sagen der Tsching-Fu oder sonst ein Porzellanonkel die Bestellung angenommen hat! Hören Sie, Senften, sofort . . umgehend.“

„Ich schwöre! Prost.“

* * *

Monate vergingen. Voll fiebernder Spannung wartete Wolfgang auf den Brief aus China, von welchem sein ganzes Lebensglück abhing. Bange Zweifel quälten ihn, und je länger die verheißene Nachricht auf sich warten ließ, desto mutloser senkte der junge Offizier das ehedem so zuversichtlich hochgetragene Haupt auf die Brust.

Auch von Margot sah und hörte er nichts. Das einzige, was er von ihr erfuhr, war die Nachricht, daß Tante Cäcilie mit ihrem Pflegetöchterchen zur Zeit in Oberitalien weilte, und mit der steigenden Sommerhitze nach der Schweiz übersiedeln wolle. Ein Kamerad Soltaus hatte die Damen zufällig im Hotel getroffen und besagte Reisepläne durch die Geheimrätin selber mitgeteilt bekommen. Seiner Beschreibung nach habe Margot rosig und liebreizend wie stets ausgesehen, doch habe sich in ihrem Wesen eine auffallende Veränderung bemerkbar gemacht. Das sonst so lustige, beinahe übermütige Mädchen sei sehr ernst, beinahe teilnahmslos gleichgiltig gegen alles, was sie umgab, gewesen. Ob es nur etwas blasiert, oder thatsächlich eine Charakterwandlung gewesen, habe sich in der kurzen Zeit nicht konstatieren lassen!

Wolfgang war beseligt über diese Nachricht. Daß die Geliebte ihm wankellos treu bleiben werde, das hatte er nie bezweifelt, — aber die Tasse! die Tasse! ein Königreich für diese Tasse!

Endlich, im Laufe des August traf der so heiß ersehnte Brief aus China ein. — Soltau hielt ihn in der Hand und atmete schwer auf vor Aufregung. Es kostete ihm einen schier

gewaltsamen Entschluß, den Umschlag zu öffnen. Ihm war's, als handle es sich um ein Urteil über Tod und Leben.

Endlich fiel das Papier knisternd auf den Tisch nieder. Wolfgang entfaltete den gelben Bogen und verschlang die wenigen Zeilen mit den Blicken: „Mein lieber Soltau! — Endlich ist's so weit! Die Sache war doch bedeutend verschmitzter, als wie ich gedacht habe, — aber unser scharmanter Gesandter hat das Unmögliche möglich gemacht. Können ihn als zweite Altardroschke laden, — er ist Junggeselle und amüsiert sich riesig, Tante Cäcilie etwas zu überraschen! — also kurz und gut, die Tasse wird angefertigt, genau nach dem Modell. Es soll etwas lange gedauert haben, bis der biedere Ten-Futschum, der Fabrikdirektor, die Sache kapiert hat. Genau vorrätig war keine Tasse, soll aber schleunigst angefertigt werden. Der Konsul Falkner, welcher zum Weihnachtsfest nach Deutschland reist, bringt die Tasse wohlverpackt persönlich mit. — Gratuliere, alter Freund! Am Neu-



jahrsabend trinken wir das Wohl des Brautpaars! For ever Ihr Senften."

Da stand es, schwarz auf weiß. Um Wolfgang drehte sich die Welt im Kreise. Er küßte alles, was er erfassen konnte, er war wie berauscht. Am Nachmittag war Liebesmahl im Kasino. Soltau hat dem Sekt mit viel, sehr viel Liebe zugesprochen, und die Kameraden behaupten, er hätte nie zuvor einen derartigen Spitz gehabt, als wie an diesem Tag! —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich schneite es wieder! Viele Leute freuen sich auf den ersten Schnee, aber Soltau erwartete ihn geradezu voll brennender Sehnsucht. Und als die Flocken so fröhlich durch die Luft tanzten, da kam es über ihn wie eine Karnevalsstimmung, welche nur lacht und jubiliert und sich des rosigen Lebens freut, — gleichviel ob die Wolken während des ganzen Sommers noch so schwarz vor der Sonne gehangen. —

Je näher aber Weihnachten heran kam, desto erregter inspizierte er die Zeitung, ob Schiffe aus China eingetroffen. Und just am 20. Dezember war ein Schnelldampfer direkt aus Shanghai in Bremerhaven eingelaufen. Hat er den Konsul mitgebracht?

Richtig! Zwei Tage danach traf eine Postkarte bei Soltau ein. „Sehr geehrter Herr von Soltau! Gestern habe ich deutschen Boden betreten und muß sofort nach Königsberg weiterreisen. Die von Ihnen bestellte chinesische Tasse nebst Modell führe ich in Original-Verpackung

der Fabrik mit mir, da aber meine Effekten per Eilfracht nachfolgen, so wird es mir erst in etlichen Tagen möglich sein, Ihnen das Kistchen zu übersenden. Da die Tasse erst am Neujahrstag gebraucht wird, hoffe ich Ihnen keine Ungelegenheit durch diese Verzögerung zu bereiten; am 31. Dezember ist die Sendung ganz bestimmt in Ihren Händen. Mit den aufrichtigsten Wünschen Ihr sehr ergebener Falkner, Kaiserlich deutscher Konsul."

Wolfgang war selig. Seine Tasse befand sich bereits auf deutschem Boden, und war zum bestimmten Termin in seinem Besitz, — „Herzliebchen, was willst du noch mehr?!"

Das Ziel seiner täglichen Promenaden bildete fortan die Straße, in welcher Frau von Kreutzer wohnte. Mit frohlockendem Herzen beobachtete er, wie sich die Villa zum Empfang ihrer Besitzerin rüstete, und am Sylvesternachmittag, als es bereits dunkelte, strahlte in den Salons Licht auf, und er erkannte deutlich in den eilig hin und her wandelnden Schatten das zierliche Figürchen Margots und die imposante Gestalt der Geheimrätin.

Zum ersten Mal sah er die Geliebte wieder! Getreu dem Befehl der strengen Tante, hatte er es in keiner Weise versucht, durch irgend welche briefliche oder mündliche Mitteilungen mit Margot zu verkehren, stolz wie ein Sieger stand er nun im kalten Schneesturm und blickte zu der heiß Erkämpften empor; sie war sein eigen; daheim, wohl verschlossen und verwahrt stand das kleine Kistchen, welches die kostbarste aller Tassen barg. Die weißen

Fingerchen der Braut sollten sie selber öffnen, ihm sein Glück zu enthüllen.

Wolfgang schritt hochklopfenden Herzens weiter, sprang in eine Droschke und fuhr nach dem Hotel, in welchem Falkner abgestiegen, um ihm, dem liebenswürdigen Überbringer, persönlich zu danken.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist Neujahrsabend.

Cäcilie sitzt vor dem alten Schreibtisch ihres verstorbenen Vaters und stützt das Haupt sinnend in die Hand. Viel des Unangenehmen und Unerwarteten ist in den letzten Tagen auf sie eingestürmt.

Damals, vor langer Zeit, als der Vater so Hals über Kopf sein Gut verpachtete, um der verhaßt gewordenen Gegend für viele Jahre den Rücken zu kehren, hatte er den Pachtkontrakt für ein Decennium unterzeichnet.

Da er während dieser Dauer sehr zufrieden mit seinem Pächter gewesen, so beschloß er während seiner Krankheit im Gedanken an sein Ableben, den Kontrakt für weitere dreißig Jahre zu verlängern, damit seine Tochter dereinst sich nicht mit Neuerungen abzumühen habe. Auch däuchte ihm Cäciliens Eigentum durch diesen als treu und ehrlich erprobten Mann am sichersten verwaltet.

Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Vor kurzer Zeit meldete ein Telegramm den ganz plötzlichen und unvorhergesehenen Tod des rüstigen alten Herrn, welcher an einem Herzschlag inmitten seiner Thätigkeit auf dem Felde verschieden war.

Nun stand Cäcilie dennoch vor der schweren, für eine Frau stets sorgenvollen Zeit der Neuwahl und der ungezählten Konflikte, welche es nach so langer Zeit auf großen Besitzungen zu lösen gibt.

Die Zeit drängte, und so setzte sich Frau von Kreutzer selbst am späten Nachmittag des Neujahrsabends an die Arbeit, den Kontrakt und den ganzen darauf bezüglichen Briefwechsel ihres Vaters mit dem Verstorbenen aus den hinterlassenen Schriftstücken heraus zu suchen, um eventuell durch denselben über den Stand verschiedener Dinge orientiert zu werden.

Ihre Hand bebte, als sie den Schlüssel in dem verrosteten Schloß drehte. Es war seit ihrer Abreise von der Heimat das erste Mal, daß sie dieses Schubfach öffnete. Sie wußte, daß der Vater in diesem kleinen Nebenteil die wichtigeren Dokumente verwahrte und nahm mit einem Gefühl unaussprechlicher Wehmut und Rührung die einzelnen Papiere heraus, sie durchzusehen.

Ein paar lose Briefe lagen sichtlich in großer Hast in dieses Fach geschoben, gleich obenauf. Die Handschriften waren fremde, feine Damenfederzüge.

Die Hand der Leserin zuckte, sie biß mit leisem Ausruf des Staunens die Zähne zusammen! Das waren jene unglückseligen Briefe, die anonymen Bosheiten, welche die „Abgeblitzte Cäcilie" verspotteten. Wie? man höhnt, daß Hellmuth nicht zum Sylvesterball erschienen? Von wann ist dieser Brief gestempelt? Ach! Er kam an jenem unglückseligen Neujahrstag, an welchem Cäcilie voll Ver-

zweiflung auf einen Brief des Geliebten harrte. Dieses anonyme Schreiben ist nicht frankiert und strotzt von den gemeinsten Beleidigungen. Das Herz der einsamen Frau krampft sich in heißem Weh zusammen. Sie greift zu dem anderen Schriftstück. Es ist ebenfalls unfrankiert und übertrifft das erste noch an gehässiger Schadenfreude, und das dritte? trägt ebenfalls keine Marke und liegt uneröffnet, wie es gekommen. Richtig, jetzt entsinnt sich Cäcilie, daß ihr Vater an jenem Morgen, als sie so unerwartet bei ihm eintrat, sehr hastig etliche Briefe zusammenraffte, sie in ein Schubfach warf und dasselbe zuschnappte.

Dieses hier! Guter, rührend guter Vater, der sein Kind in allem Herzeleid nicht noch durch diese schamlosen Angriffe des Neids und der Mißgunst kränken wollte. Gewiß hatte er keine Zeit oder Lust gehabt, auch das dritte Couvert noch zu öffnen.

Die Geheimrätin sah gedankenvoll auf die Adresse nieder, dieselbe war auch an ihren Vater gerichtet, trug aber völlig andere Schriftzüge. Seltsam, eine originelle und sehr sympathische Schrift, eine ausgesprochene Männerhand.

Cäcilie kann sich gar nicht vorstellen, daß mit solch schönen Federzügen so viel Häßliches niedergeschrieben sein kann. Mechanisch erbricht sie den Brief, schiebt das offene Licht noch etwas näher und beugt das schöne Haupt tief über den feinen, großen, weißen Bogen. Plötzlich schrickt sie leichenblaß empor, schlägt mit vor Schreck zitternden Händen das Blatt um, nach der Unterschrift zu sehen und stößt einen gellenden Schrei aus.

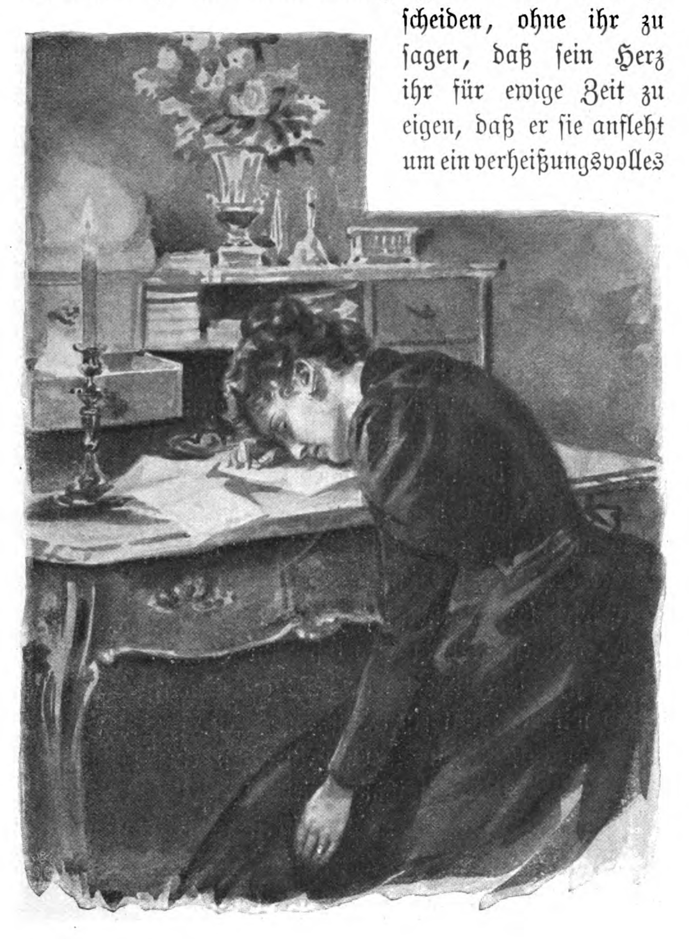
„Gott! — allbarmherziger Gott!“ — und dann sinkt ihr Antlitz auf das Papier nieder, die Arme fallen schlaff am Körper herab, — sie liegt regungslos.

Niemand hat den Aufschrei gehört. Margot arrangiert voll fiebernder Aufregung den Theetisch, fern ab im Speisezimmer, und die Dienstboten sind in Küche und Souterrain beschäftigt.

Das Licht flackert und brennt tiefer, endlich regt Cäcilie sich wie in tiefem Schlaf. Ihre Hand streicht über die Stirn, als gälte es einen Traum zu verscheuchen; langsam, ruckweise richtet sie sich empor und starrt wie geistesabwesend auf den Brief. Mit zitternder Hand greift sie abermals danach und blickt auf die Zeilen Ein Schluchzen ringt sich aus ihrer Brust, immer krampfhafter, immer verzweifelter, und dann sinkt sie nieder auf die Knie, hebt den Brief in krampfhaft gefalteten Händen empor zum Himmel und murmelt: „Ich danke dir, Herr, mein Gott! Du hast mir ein grausames Geschick beschieden, aber du gabst mir noch für den Rest dieses elenden Lebens den Glauben an die Liebe und Treue wieder!“

Sein Brief! Hellmuths Brief, in welchem er bei dem Vater um Cäciliens Hand anhielt! Welch eine wunderbare, entsetzliche Verkettung der Schicksale! Warum kam ein solch wichtiger Brief unfrankiert? Der Poststempel nennt den kleinen Knotenpunkt einer nordischen Eisenbahn, und deren Name ist auch der Brief obenangestellt. Hellmuth schreibt selber, daß er mitternächtlich im Wartesaal sitzt und diese Zeilen in großer Eile und Erregung zu

Papier bringe. Sein persönliches Wiedersehen mit der Geliebten ist momentan unmöglich, aber er will nicht scheiden, ohne ihr zu sagen, daß sein Herz ihr für ewige Zeit zu eigen, daß er sie anfleht um ein verheißungsvolles



Trostwort, welches ihn in dem Gedanken reifen läßt, daß er wiederkehren darf, um sie zu eigen zu nehmen.

Noch einmal starrt Cäcilie mit umflortem Blick auf die Adresse nieder. Richtig — hier steht: „Eingeschrieben", aber das Wort ist mit Rotstift ausgestrichen, und das Schreiben ist sogar völlig unfrankiert gesandt. Wie kann das zusammenhängen?

Die Gedanken wirbeln und stürmen in dem Haupt der Weinenden. Und wenn dieser Brief wahrlich aus Versehen von ihrem Vater uneröffnet beiseite geworfen ward, warum ließ Hellmuth nie wieder etwas von sich hören? — Warum? — Sie preßte voll Qual die Hände gegen die Brust, weil er hier in dem Brief schreibt: „Sollte keine Antwort vor meiner Abreise auf diesen Brief erfolgen, so muß ich zu meinem unbeschreiblichen Schmerz annehmen, daß ich mich in den freundlichen Gefühlen Ihrer Fräulein Tochter getäuscht habe, daß ich nicht der Mann bin, welchem sie ihr edles Herz geschenkt, und ich werde nie wieder die Wege der jungen Dame kreuzen. Meine Liebe aber wird ihr unentwegt gehören, meine treue wankellose Liebe, und ein ständig Gebet für ihr Glück."

Nein, die Antwort war nicht gekommen, — und er schied mit der Qual einer hoffnungslosen Liebe im Herzen, mit dem entsetzlichen Bewußtsein, daß eine Unwürdige ihr kokettes Spiel mit ihm getrieben! —

Ein Aufstöhnen unaussprechlichen Weh's entrang sich der Brust der gequälten Frau; sie preßte die Hände gegen die Schläfen und starrte mit irrem Blick in die Licht-

flamme. — Aber sein Bruder! — Warum kam er nicht — warum ließ er kein Wort verlauten, diesen unseligen Irrtum aufzuklären?

Jenes Gespräch auf dem Sylvesterball steht noch klar in ihrer Erinnerung. Allmächtiger Gott! sollte er ihre Äußerungen, — ihr mitleidiges Betroffensein über Hellmuths Armut falsch aufgefaßt und den Bruder dadurch womöglich noch entmutigt, anstatt ihn ermutigt zu haben? —

Thränen verzweifelter Hilflosigkeit brechen aus Cäciliens Augen, — in sich zusammensinkend gibt sie sich haltlos dem Schmerze hin, und die Thränen, welche seit langen Jahren zum erstenmal wieder ihre Wimpern netzen, haben etwas Erlösendes. — Sie sieht nicht, wie der Zeiger der Uhr weiter und weiter rückt, sie bemerkt es nicht, wie die Kerzen tiefer brennen, — ruhelos, wie ein dunkler Schatten, schreitet sie lautlos auf weichem Teppich her und hin. — Die Thränen versiegen, ihre Gestalt wächst wieder höher und höher, — es liegt plötzlich ein fremder, strahlender Ausdruck in ihrem Auge, als blicke sie in weite, glückselige Fernen.

Fieberhaft kreisen die Gedanken hinter ihrer glühenden Stirn. — Lebt Hellmuth noch? Es muß Mittel und Wege geben, seine Spur zu finden; noch hatte sie sich ja nie darum bemüht. — Sie will ihn wiedersehen, — und findet sie ihn auch an der Seite einer geliebten Gattin, im Kreise blühender Kinder, so will sie sein Glück neidlos segnen. Aber sagen will sie ihm, wie grausam, wie hart das Schicksal seine Felsen zwischen sie geworfen, wie sie

unschuldig war an allem Herzeleid, wie sie ihm treu gewesen bis zum Tod! — Ja, bis zum Tod!

Cäcilie legt die gefalteten Hände still über die Brust; denn lebt er nicht mehr, ist er im unseligen Wahn aus dieser Welt geschieden, so ist auch ihres Bleibens nicht länger darin, — sie gehört zu ihm, sie muß ihn suchen und finden, im Leben oder im Tod.

Leise tickt die Uhr, und die Schneeflocken tanzen durch die stille Winternacht, Frau von Kreutzer aber hat vergessen, daß angstvoll bebende Herzen sie im Salon erwarten, sie hat vergessen, daß sie die Vorderzimmer abgeriegelt, um hier ungestört zu sein, daß kein Ruf sie erreichen kann. Sie hat die Welt vergessen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und wie angstvoll hatte Margot nach der Tante gerufen, als die Glocke im Korridor den nahenden Gast meldete! Aber die Geheimräthin war nirgends zu finden, und Wolfgang stand auf der Schwelle, vor ihm im rosigen Lampenlicht die Heißgeliebte, allein, ganz allein!

Da war alles vergessen, was dazwischen lag. Mit einem Jubelschrei stürmte er ihr entgegen, preßte sie an die Brust und bedeckte ihr Antlitz mit heißen, durstigen Küssen.

Erschrocken wehrte sie ihm ab. „Ach, Wolfgang, die Tante ist unerbittlich!“ flüsterte sie, mit todunglücklichem Gesichtchen.

„So? — ich auch! Ich bin erst recht unerbittlich,

und ich habe ihr Wort, das gilt gleich einem Schwur, den sie halten muß! Margot — Liebling! ich habe sie ja!"

„Die Tante?"

„Nein, die Tasse dort auf dem Stuhl! In dem ge-



flochtenen Kästchen, da steckt sie drinnen, frisch aus China verschrieben und du — du Herzlieb, sollst sie selber auspacken!"

Sein Jubel klingt laut durch das stille Gemach, und Margots helles Jauchzen mischt sich ihm ein, aber selbst das lockt die Tante nicht herbei.

„Schnell! schnell, laß uns auspacken!“ und sich dem Arm des Geliebten entwindend, stürmt das junge Mädchen zum Stuhl, „ehe ich mein Glück nicht mit Augen schaue, kann ich ja nicht daran glauben, denn es ist gar — gar zu groß!“

Am Tisch stehen beide und packen aus. Die Papierhüllen fliegen ab und die Augen strahlen in glückseliger Ungeduld.

„So! hier — ach!“

Margot hält eine zerbrochene Theeschale empor und sieht sehr betroffen aus.

Wolfgang lacht. „Nur weiter, Schatz! Das ist das zerbrochene Modell! Hier die Untertasse. So hier, hier kommt die neue!“

Und wieder raschelt das Papier, und wieder ertönt Margots erschrockenes „Ach!“ als sich die Tasse zeigt. Auch der junge Offizier beugt sich jählings herzu: „Donnerwetter . . . was ist denn das?“

Eine zweite Tasse, ebenfalls zerschlagen, taucht aus dem Seidenpapier.

„Das ist ja dieselbe Tasse noch einmal!“ stöhnt Margot entsetzt.

Wolfgang reibt sich die Augen, heiße Glut steigt in sein Antlitz. „Das ist eine Persiflage, eine Infamie!“ stöhnt er auf. „Was steht auf dem Zettel hier? französisch? Ach . . laß sehen, Schatz. Man hat sich die erdenklichste Mühe gegeben, die Tasse genau nach dem Modell, wie verlangt, nachzuarbeiten, das ausgeschlagene

Dreieck aus der Obertasse war besonders schwierig im Bruch nachzubilden, aber wir freuen uns, daß es so meisterlich glückte!"

Ja! es war meisterlich geglückt, eine Tasse stand neben der andern, an einer fehlte das Ohr und das ausgebrochene Stück genau wie an der anderen!

Eine namenlose Aufregung, ein schier verzweifelter Zorn überkam den jungen Mann. Er hatte keine ruhigen Gedanken, er hörte nicht, daß Margot flüsterte: „Für den Irrtum bist du nicht verantwortlich, die Tante muß den guten Willen doch anerkennen!" er griff wie trunken nach seiner Mütze: „Ich komme gleich wieder, Schatz, ich will nur zu Falkner, ich will ihn zum Zeugen haben, daß alles ein Mißverständnis ist, ich will — —"

„Wolfgang!"

„Gleich bin ich zurück, hier in der Nebenstraße ist er zum Besuch, in zehn Minuten bringe ich ihn her!" und sich leidenschaftlich losreißend, stürmte Herr von Soltau wie ein Unsinniger durch Thür und Korridor die Treppe hinab.

Im Eilschritt ging's durch Schnee und Kälte, keuchend in die Nebenstraße, zwei Treppen hoch hinauf. Auf dem Thürschild steht „Laarsen, Korvettenkapitän a. D." Er reißt an der Klingel und läutet Sturm. Der Diener öffnet und starrt den ungestümen Gast ganz entsetzt an.

„Ist Konsul Falkner hier?"

„Jawohl, Herr Leutnant, die Herren spielen noch Skat."

„Melden Sie mich, Leutnant von Soltau, sehr eilige Angelegenheit!“

Das hat der alte Bursch schon gemerkt. Er öffnet höflich eine Thür und Wolfgang tritt ein, der Diener humpelt langsam weiter.

Der Blick des jungen Offiziers überfliegt das Zimmer. Der Theetisch ist inmitten gedeckt, und da stehen . . ja . . träumt er? sieht er recht? seine so verzweifelt gesuchten Theetassen, ganz und heil! Der zerbrochenen bei Margot ähnlich wie ein Ei dem andern.

„Aha, Herr Konsul! der Witz ist nicht schlecht! Jetzt will ich Sie aber mal wieder anführen und dem Schelmenduett Senften-Falkner ein Schnippchen schlagen!“

Lachend, übermütig, schnell wie der Blitz versenkt er eine Tasse in die Paletottasche, winkt dem zurückkehrenden Burschen hastig mit der Hand ab, stürmt zur Thür und klirrt mit seinem Raub die Treppe hinab.

Das laute Rufen und Schreien des Alten verhallt hinter ihm, er rast durch Schnee und Sturm zu Margot zurück.

Das junge Mädchen weilt noch immer allein im Salon. Das rosige Gesichtchen sieht blaß aus, und die Augen blicken durch Thränen zu dem jungen Offizier empor, welcher atemlos, glühend vor Erregung die Portiere zurückschlägt und triumphierend eine kleine Tasse über dem Haupte schwenkt.

Sie läuft ihm entgegen, ein glückseliges Aufstrahlen verklärt ihr sorgenvolles Antlitz.

„Wolfgang, ist's möglich?! Woher hast du diese zweite unversehrte Schale?“

Er prüft mit leicht bebenden Fingern die Echtheit des Raubes. „Dieselbe! ganz genau dieselbe!“ jubelt er, „sieh her, Schatz, jetzt haben wir den „echten Waldemar“ erobert!“

„Woher? sag mir's, Wolfgang, woher!“ und Margot



klatscht in die Händchen und staunt die drei nebeneinander stehenden Tassen an.

„Na es war natürlich ein schlechter Witz von Senften und dem Konsul!“ lacht Soltau, die Arme um das mühselig erstandene Bräutchen schlingend, „sie haben mir dieses zweite zerbrochene Ding einpacken lassen, um mir einen Schabernack zu spielen! Sicher hat Falkner nachher die Tasse persönlich bringen wollen, denn sie standen schon auf dem Theetisch bereit!“

„Auf seinem eigenen Theetisch?“

„Nein, hier dicht bei wohnt ein invalider alter Seebär, bei dem entdeckte ich sie! So, nun ist alles bereit, wenn doch endlich die Tante kommen wollte! Ich fiebere vor Ungeduld, ihr diesen Reichtum an chinesischem Porzellan zu zeigen!“

„Es klingelt so energisch . . . schon zum zweiten Mal, das wird sie wohl sein!“

„Nein, ich höre fremde Stimmen . . .“

„Mein Gott, was mag da los sein, das ist ja eine furchtbar heftige Unterredung?“

Beide horchten hoch auf, Wolfgang aber brach in ein schallendes Gelächter aus: „Aha! Falkner! es wird Falkner sein, welcher den verlorenen Sohn sucht!“

Er trat in die Thür und öffnete die Arme: „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn! Hurrah, Falkner! lieber Konsul, diesmal sind Sie aber fürchterlich hereingefallen!“

„Hier? — also hier steckt der Einbrecher!“ antwortete ebenfalls lachend eine Männerstimme, „nun ruhig Blut, lieber Kapitän, — nun wird ja die Sache gleich geordnet sein!“

Die schlanke Gestalt des Konsuls trat mit lauten Scherzworten über die Schwelle, — sehr erregt und mit schier zornigem Angesicht folgte die hohe, trotz etwas gebeugter Haltung noch jugendlich markige Gestalt eines älteren Herrn.

„Erlauben Sie, bester Herr von Soltau, daß ich Ihnen in diesem entrüsteten Verfolger den rechtmäßigen Besitzer

der Theetasse vorstelle, — welche sie soeben — pardon für den harten Ausdruck — entführten!“

„Ja wohl, mein Herr Leutnant! die Tasse ist mein Eigentum, und ich lasse eher mein Leben als wie sie!“ wetterte der Korvettenkapitän.

„Ihr Eigentum, Herr Kapitän? Aber . . . aber mein Gott — —“

„Na, natürlich!“ rief der Konsul dazwischen, „wie ich ganz richtig kalkuliert hatte, — hier steht die neue Tasse — auch wieder zerbrochen! Das nenne ich Pech! Da wollten Sie gewiß Ersatz holen, lieber Soltau! Na, bester Kapitän, sehen Sie diese beiden entsetzten Leutchen an! sie sind sprachlos im Schreck über diese Enthüllung! Sie wissen schon durch mich, wie die Sachen hier stehen, seien Sie für Herrn von Soltau Brautbitter und überlassen Sie ihm vorerst diese kleine Schale, welche sein ganzes Lebensglück erkaufen wird.“

„Glück? An diese Tassen knüpft sich kein Glück! Ich kenne die Dame nicht, welche sie zu besitzen wünscht und das ermächtigt mich ungalant zu sein! Ich habe auf der Welt kein größeres Kleinod als wie diese Tassen, — ich kann und darf sie nicht fortgeben.“

„Hellmuth!“

Ein Aufschrei, halb Jauchzen, halb Schluchzen unterbrach den Sprecher; in der Seitenthür stand die Geheimrätin, breitete die Arme nach ihm aus und wiederholte mit halberstickter Stimme: „Hellmuth!“

Der Marineoffizier taumelte der hohen Frauengestalt

entgegen, starrte wie betäubt in ihr Antlitz und faßte die weißen Hände, als gälte es eine Spukgestalt festzuhalten, ehe sie wieder entschwinden kann. „Cäcilie", murmelte er — „ja es ist Cäcilie!"

Sie sahen einander in die Augen wie zwei Menschen, die ein großes, unfaßliches Wunder anstaunen! Und ihre Hände verschlangen sich krampfhafter und immer fester, auf den zitternden Lippen schwebten tausend unausgesprochene Worte.

Wolfgang und Falkner starrten sprachlos auf diese unerklärliche und unerwartete Scene. Margot aber winkte in jäher Erregung den beiden Herren und dirigierte sie mit stummem Blick in das Nebenzimmer.

Dort faltete sie tiefaufatmend die Händchen über der Brust und flüsterte unter Thränen des Glückes: „Gott sei Lob und Dank — er hat ihr die Treue gehalten, nun dürfen auch wir glücklich sein!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Theetisch stehen fünf unversehrte und zwei zerbrochene chinesische Theetassen um ein vollständiges kleines Service vereinigt.

Duftende Blütensträuße liegen auf den Tellern und inmitten des Tafelaufsatzes erhebt sich ein schlankes, weißblühendes Myrtenbäumchen als reizendstes Glückssymbol für ein neues Jahr.

Margot und Wolfgang haben den Tisch so festlich geschmückt, und da sie schon zweimal in das Nebenzimmer den Thee gemeldet haben, und dennoch niemand dem Rufe

folgt, so sind sie nicht sonderlich in Verlegenheit, wie solch eine Wartezeit am besten ausgenutzt werden kann. Arm in Arm wandeln sie im Zimmer auf und ab, haben sich hunderttausenderlei zu erzählen, und kommen vor Herzen und Küssen gar nicht zu Worte! Wie Maiensonne und Lenzeswonne strahlen die jugendfrischen Wangen; der Lebensbaum über ihnen singt und klingt im Blütenschmuck des Frühlings und der zarte Lufthauch, welcher die Knospen bricht, ist lind und weich wie Liebeswehen.



Anders das Paar im Nebenzimmer. — Die Knospen und Blüten seines Lebens hat der Sturm entblättert und geknickt, ehe sie sich im Sonnenlicht des Glücks entfalten konnten. Herzeleid und bös Wetter sind die Nornen gewesen, welche das Kränzlein der Liebe gewunden. Herbst ist geworden, die ersten Schneeflocken sind bereits aufs Haupt gefallen; aber das Herz hat noch kein Reif und Frost getroffen; klar und ruhig, aber nicht minder heiß und hell wie vor langen Jahren brennt die heilige Fackel der erprobten Lieb und Treue darein.

Cäciliens Haupt lehnt an der Brust des Geliebten, ihr Blick ruht auf dem Briefe Hellmuths, welchen sie vor wenig Stunden gefunden, und welchen der Korvettenkapitän

sehr erregt auf die fehlenden Marken hin geprüft. — Er entsinnt sich noch ganz genau, wie er in höchster Eile und Aufregung diese Zeilen, spät in der Nacht, auf dem Bahnhof schrieb und einem Kellner bei hohem Trinkgeld heilig auf die Seele band, den Brief, eingeschrieben, zu expedieren. Seine Zahlung und sein Vertrauen waren mißbraucht worden und jetzt, nach zwanzig Jahren, sah er ein, daß er sehr leichtsinnig gewesen! Vielleicht wäre noch alles anders gekommen, wenn der Bruder nicht voll hoher Bestürzung den Wortlaut seiner Unterhaltung mit Cäcilie an jenem Syllvesterball dem verzweifelt Harrenden mitgeteilt hätt^ Beide erblickten darin eine Ablehnung seines Antrages und beide waren zu stolz, denselben auch nur andeutungsweise zu wiederholen.

Es ist überstanden. — Die Sanduhr des Leidens und der herben Mißverständnisse ist abgelaufen. Sie haben sich endlich gefunden, die sich immer geliebt und dennoch, als ewig verloren, um einander getrauert haben. Und ist's auch nur für den Rest des Lebens, so wird dennoch jede Stunde eine Stunde seligen Besitzes, eine Stunde im Paradiese sein.

Hellmuth ist ein ergrauter Invalide, das Weib in seinem Arm wohl eine Witwe in dunklem Schleier, aber keine gebeugte Trauerweide, sondern ein kraftvoll blühend Reis, dessen Johannistrieb noch glutrote Rosen der Liebe sind.

Draußen wirbeln die Schneeflocken, und der Sturm saust um den Erker wie vor langen Jahren, da sie zum erstenmal zusammen unter einem Christbaum saßen. Auch

heute duftet das Tannengrün über ihnen, — die Lichter schweben wie selige Weihnachtssterne über ihrem Haupt und nebenan auf dem Theetisch klingen leise und melodisch die chinesischen Täßchen unter Margots graziöser Hand.

„Siehst du, Wolfgang, du hast doch recht gehabt!“ lacht sie, „die Tante nannte diese kleinen Schalen immer ihr Glück von Edenhall, — aber ich bestritt es, denn es brachte ihr kein Glück, so lange sie es heil und ganz besaß! — Als du aber heute vor einem Jahr die Tasse zerbrachst, versichertest du: „Scherben bringen Glück“ und deine Prophezeiung ist eingetroffen!“

Hellmuth zog das Haupt der Geliebten noch inniger an sich und blickte ihr tief in die Augen: „Ja, Cäcilie, hat es dir wahrlich Glück gebracht?“

Sie antwortet nicht, aber sie schlang die Arme fest um seinen Nacken und küßte ihn auf den Mund. Durch ihre Seele ging's wie ein Rückerinnern an jenen Traum auf Capri. „Weißt du nicht, daß man einer Braut Scherben vor die Thür wirft?“

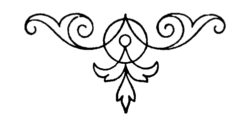
Horch, draußen auf dem Flur klirrts und schmetterts hell wie Glas und Scherben. Die Dienstboten poltern in ausgelassener Freude dem Doppelbrautpaar!

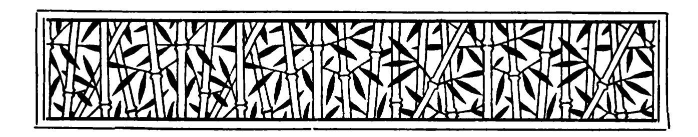
Cäcilie aber schloß selig lächelnd die Augen, als vermöchten die thränenmüden den jähen Strahlenglanz des Glücks noch nicht zu ertragen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dem Nippschrank der Frau Korvettenkapitän Laarsen stehen zwei kleine chinesische Tassen. Sie sehen sich zum

verwechseln ähnlich. An jeder ist das goldene Ohr abgeschlagen und ein ganz genial gezacktes Dreieck aus dem Rande gebrochen. Jede, selbst die kleinste Schramme, jedes Tüpfelchen abgesprungener Glasur ist an beiden Tassen vollständig gleich. Frau Laarsen erzählt die Geschichte derselben mit Vorliebe und viel Heiterkeit als einen Beleg für die außerordentliche Geschicklichkeit, Nachahmungstreue und . . . Naivität der Chinesen. Man arbeitete die neubestellte Tasse thatsächlich so getreulich nach dem Modell, daß man sie auch genau mit denselben Mängeln und Schäden nachbildete, wie die eingesandte.





Heckenrosen.

„Wunderbar sind oft die Pfade —
Dornenvoll und viel verschlungen,
Drauf die süße Minne wandelt!“
(Katz und Maus).

Traulich saßen die Getreuen beisamen. Heute war Stimmung in dem kleinen Kreis! Die echte, rechte Karnevalsstimmung! Sie saßen wie gewöhnlich in dem schmalen, reservierten Zimmer des Pschorrbräu, nur die Zeit war etwas außergewöhnlich — die Uhr zeigte die dritte Morgenstunde — und das Kostüm der jungen Herren war noch ungewohnter als diese Zeit! Mit hochgerötetem Gesicht, animierter als man ihn je in seiner eleganten Leutnantsuniform gesehen, lag Herr von Waldau weit vorgebeugt mit beiden Armen auf dem Tisch. Die gepuderte Perrücke saß schief auf dem Kopf, so daß der fest umwickelte Zopf wie ein vergnüglichst geringeltes Schweineschwänzchen in die Luft strebte, und der weiß=rot=goldgestickte Rock à la Marquis war über der Brust geöffnet; das Spitzenjabot zeigte bedenkliche Spuren von Champagnerschaum, das dreieckige Hütchen

und der zierliche Rokokodegen waren so nichtachtend auf die Erde geschleudert, als sollten sie die Illustration zu dem klassischen Worte bilden: „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen.“

Dem Herrn Marquis gegenüber saß ein fröhliches Mönchlein, verkehrt auf dem Stuhl reitend, den Muschelhut im Nacken hängend, den Steinkrug mit beiden Händen „marschbereit“ zum Munde haltend. Assessor Langenscheidt, „das fidele Haus“, welches laut vereidigter Aussage glaubwürdiger Männer noch nie mit schlechter Laune, noch nie ohne Schulden, noch nie ohne seine tödliche Krankheit — er litt an unnatürlich großem Herzen — angetroffen war. Den Arm zärtlich in den des Letztgenannten geschoben, schmiegte sich der Rittmeister Nagel wie eine sturmgeneigte Lilie an den Intimus, gewaltsam die dickgeröteten Augen aufreißend, wenn eine Lachsalve erscholl und mit weinschwerer Zunge lallend: „Was hat der infame Kerl wieder gesagt, Märchen? — ein Schandmaul . . der Waldau . . . aber zum küssen . . . ich glaube fest und bestimmt . . . Märchen . . heute hat er och einen Striemen . . . . aber feste . . nicht wahr, Märchen, mein Glücksschweinchen? . . . feste!!“ — und sein Haupt mit der falschen Glatze sank wieder an die Schulter des Freundes, sichern Stützpunkt zu gewinnen. Er war auf dem soeben überstandenen Maskenfest ein von lustigen Weibern unbändig geneckter Fallstaff gewesen, und darum ruhte er nun auf seinen Lorbeern aus, hatte den mächtigen Bauch von Krinolinreifen abgeschnallt



und als überwundenen Standpunkt hinter sich in die Sofaecke gesetzt.

Als vierter Mann des stadtberühmten Skatklubs saß der noch nicht hochbetagte Fabrikbesitzer van Naal in der kleidsamen Tracht seiner holländischen Vorfahren, stillvergnügt in dem so weinfrohen Kreise, etwas erhitzter, etwas lebhafter blickend wie gewöhnlich, im großen ganzen aber am wenigsten von Witwe Cliquot zu ihrem Opfer gestempelt. Derjenige, welcher auch nicht die kleinste Spur eines soeben beendeten Maskenfestes an sich trug, weder am äußern noch am innern Menschen, war der Freund des Assessor Langenscheidt, ein soeben neu in die kleine Residenz versetzter Landrat von Iserloe. Er trug den einfachen schwarzen Ballanzug, tadellos, beinahe etwas zu penibel elegant. Die karnevalistischen Abzeichen, ein rotes Fez und goldenen Ordensstern hatte er bereits in der Herrengarderobe, nach der Demaskierung, von sich geworfen.

Es war auch durchaus nicht seine Art, nach einem Fest noch die Bierbank zu drücken, das Skatkränzchen aber hatte ihn etwas gewaltsam in seine Mitte genommen und wunderte sich im stillen selbst in diesem etwas benommenen Geisteszustand heute auf verhältnismäßig sehr schwachen Widerstand zu stoßen. Herr von Iserloe schloß sich den Herren an und saß nun als seltsam schweigender Kontrast der übermütigen Redseligkeit gegenüber.

„Na, sagen Sie mal, Landrat, haben Sie sich denn so büffelmäßig gelangweilt, daß Sie den Kranz dieser schönen Erinnerungsblüten durch kein einziges kleines Abenteuer Ihrerseits vervollkommnen können?“ rief Waldau endlich mit einer graziösen kleinen Grimasse, und sein

ernsthaftes Gegenüber lächelte nur wenig, daß kaum die Zähne durch den dunkeln Schnurrbart leuchteten und antwortete: „Gelangweilt? nein, dazu gab es zu viel Schönes zu sehen.“

„Aber weder gelangweilt noch amüsiert?!“ lachte der Assessor.

„Das trifft schon eher zu —“ Iserloe lehnte den schönen Kopf mit der ihm eigenen, etwas hochmütigen Bewegung zurück. „Obwohl es keinerlei Tadel, oder keinerlei Mißvergnügen enthalten soll. Ich bin vollkommen fremd hier, sowohl der Gesellschaft wie den Verhältnissen, und darum war es ein thörichtes Beginnen meinerseits, mich unter Menschen zu begeben, welche gekannt sein müssen, selbst unter der Maske gekannt sein müssen, will man ihnen und ihren Anforderungen an Amüsement gerecht werden!“

„Unsinn, Rolf! Ein Kerl wie du ist es nur gewöhnt, daß ihm alle Herzen entgegen fliegen, daß er sich nur zu zeigen braucht, um zu siegen! Und ich begreife gar nicht, daß dies nicht auch heute Abend der Fall war! Wenn man sich allerdings in eine Ecke stellt und sich erobern lassen will —“

„Und keinen Schritt tanzt —“

„Hähä — und nicht einmal die Cour macht —“

„Und die Gelegenheit nicht beim Schopf ergreift, daß ich, der würdige Mönch, dich mit der schönen Doraline Knall und Fall traute —“

Iserloe fuhr mit leicht gefalteten Brauen empor —

„Was übrigens eine — zum mindesten gesagt — höchst peinliche Scene für die Dame und mich war.“ Schallendes Gelächter. „Ihr Gesicht war zum Malen und die kühle Doraline ward zum erstenmal in ihrem Leben dunkelrot! Ihr eisglitzerndes Gletschergewand wäre beinahe von ihrem Herzen heruntergetaut!“

„Kühle Doraline“ ist gut! — hahaha — nennt sie doch das stille Wässerchen, dessen Blicke zeitweise recht tief sein können!“

Iserloes Haupt zuckte empor, sein Blick verschleierte sich: „Was wollen Sie damit sagen, Herr Rittmeister? Haben Sie die Augen der Baronesse so scharf beobachtet?

Nagel richtete sich schwerfällig auf und tastete nach dem Glase. Seine Hand griff unsicher und seine Augen hatten etwas Vorquellendes. „Und ob ich beobachtet habe!“ grunzte er in seliger Benommenheit: „Ich sage euch, Kinder — die Doraline .... hähä .. die ist gar nicht so kalt — nein — auch gar nicht so spröde! Aber sie ist arm und ein ganz schlauer kleiner Racker ... mit einem Leutnant ohne Vermögen, da kokettiert sie nicht — — he Waldau? und mit dir armen Schlucker auch nicht, Märchen, mein Glücksschweinchen ... ihr habt beide keine Moneten — und der Naal ... der hat ihr eine zu versoffene Nase — — na, schreit nicht so, Kinder, ihr wißt ja — — hähä — in vino veritas .. hähähä! Aber wenn die Doraline denkt — es könnte vielleicht eine Partie sein — dann .... na Pröstchen! das heiße Herzchen von dem niedlichen, kleinen Mäuschen soll leben!“

Mit lautem Juchhe wurden die Gläser gehoben, nur Rolf Iserloes Hand lag an dem seinen, ein unmerkliches Beben seiner Nasenflügel, ein schnelleres Aufatmen, dann flammte sein Blick zu dem Sprecher hinüber: „Sie sprechen in Rätseln, Herr Rittmeister, wir sind ganz unter uns und Diskretion Ehrensache, wollen Sie nicht deutlicher werden?“

„Ja, ja! Der Landrat hat Recht! Farbe bekennen, Nagel!“ Der Aufgeforderte nahm einen langen Zug und rieb sich die Stirn: „Wat Jewisses weeß man nich“ recitierte er schwerfällig, „aber ich habe eine Cousine — und die ist vor Jahren in Italien mit der schönen Doraline zusammengetroffen, — und da hat sie sich etwas — na — ich will mal sagen — emanzipiert benommen! Hat als junges Mädchen mutterseelenallein eine Spritztour bis Venedig und Mailand mit einem jungen Herrn gemacht — worüber natürlich mancherlei faule Witze gerissen wurden, aber der Betreffende hatte kein Geld zum Heiraten — und da ist sie denn allein retour gegondelt, zerfallen mit sich und der Welt. Na, die Geschichte ist hier in Deutschland nicht bekannt geworden, meine Cousine war eine brave, kleine Frau, die nicht schwatzte — und ihr, Kinder? — habt ja gesagt, Diskretion Ehrensache, — also Mund halten! Verstanden? Was kann das Mädel dazu — daß sie damals nicht von Marmorstein war! — Jetzt — hier — oh — man muß den Hut vor ihr ziehen, — sie ist jetzt wirklich kühl bis ans Herz hinan! Nicht war, Märchen, mein Glücksschweinchen — so ist es? Und nun einen

frischen Troppen, Kinder, — ich habe einen Schwamm in der Kehle, sag ich euch — einen Schwamm --!"

Iserloe hatte sich hoch empor gerichtet. Sein Antlitz war farblos wie das Tischtuch und seine Stimme klang heiser und fremd, als bedürfe er der größten Anstrengung, die Worte hervor zu stoßen: „Meine Herren — allerdings liegt im Weine die Wahrheit, aber zu gleicher Zeit auch die drohende Gefahr, durch solche soit dit Wahrheit — einer höchst respektablen Dame Ehre und Ansehen zu untergraben! — Herr Rittmeister hat uns durch seine Mitteilung dieser verjährten, traurigen, kleinen Geschichte seines hohen Vertrauens gewürdigt und ich hoffe, keiner von uns wird sich dessen unwert zeigen. Ein weiteres Kolportieren dieses Erlebnisses wird Herr Nagel für eine persönliche Nichtachtung — ich für eine Beleidigung der Baronesse Doraline ansehen, und wir beide werden für unsere Ansicht in die Schranken treten!" Seine Stimme klang beinahe drohend: „Erheben Sie die Gläser, meine Herren, und stoßen Sie mit mir an auf Diskretion, welche für jeden Gentleman Pflicht und Ehrensache ist!"

Man sah den Sprecher momentan etwas ernüchtert an, kam aber seiner Aufforderung ernster, wie es die momentane Weinlaune hätte erwarten lassen, nach. Das Thema wechselte, man hatte noch so viel der amüsanten Erlebnisse auszutauschen; nur Rolf Iserloe saß noch ernster und stiller wie zuvor in der kleinen Runde.

„Du hast ja schlechte Laune, alter Junge!" lachte der Assessor, „weil du sieggewohnter Cäsar in Gedanken an

dem flotten Temperament unsrer hiesigen Schönen verzweifelst! Aber nur Mut! Es ist noch nicht aller Tage Abend und wer weiß, wie viel interessante Abenteuer dich noch erwarten! Jeder Maskenball hat seine zarten, kleinen Nachspiele — ergo: „Liebliche Peri verzweifle nicht — Treu und Lieb hat noch niemals getrogen!“ Er sang mit Pathos, großer Geste und sehr falscher Stimme, der Landrat erhob sich und lächelte zerstreut. „Du willst mich hier, wie es scheint, zum leibhaftigen Don Juan stempeln!“ entgegnete er, nach Hut und Mantel greifend, „ich bitte dich dringend, meine würdige Stellung und meine beinahe grauen Haare zu respektieren! — Habe die Ehre mich zu empfehlen, meine Herren, — gute Nacht Langenscheidt!“

Waldau und der Rittmeister wollten lebhaft gegen den frühen Aufbruch demonstrieren, der Assessor aber kniff und trat unter dem Tisch in so geheimnisvoller Weise, daß man dem Flüchtling endlich mit den besten Wünschen für aller Kater und Katzen jämmerlicher Gnade, die Freiheit gab. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als sich alle Augen erwartungsvoll auf Langenscheidt richteten. Selbst der Rittmeister war etwas zu Bewußtsein gekommen und schimpfte; „Donnerwetter, Märchen — was haust du einem denn mit deiner verfluchten Sandale gegen das Schienbein, daß man alle Engel im Himmel pfeifen hört? Denkste, das thut gut?! — Donnerwetter ja!“ und dabei rieb er sich heftig.

„Was kniffen Sie mir denn Druckflecke in die Watte?“

hohnlächelte Waldau. „Es war nur persönliche Zuvorkommenheit von mir, daß ich's fühlte!“

Der Assessor aber fuchtelte zur Antwort mit beiden Armen so lebhaft durch die Luft, daß die weiten, braunen Kuttenärmel ihm das Ansehen eines Enterichs gab, welcher aufgerichtet mit den Flügeln schlägt. „Ein kapitaler Witz! Kinder, wir müssen einen Ulk loslassen! Ich will drei Jahre lang nichts wie Milchsuppe essen, wenn ich mir diese famose Gelegenheit entgehen lasse!“

Großes Interesse. Das Skatkränzchen rückt eifrig näher und steckt die Köpfe mit wahrhaften Gaunerphysiognomien zusammen.

„Losschießen! Raus mit der wilden Katz!“

Langenscheidt machte eine Geste, als wolle er predigen. „Kinder, den Iserloe müssen wir reinlegen!“ sprach er feierlich. „Seine Eitelkeit, seine Arroganz haben es verdient. Weil ihm nicht gleich die Herzen der versammelten Schönen dreifach geknickt als Theebrötchen serviert wurden, ist er nichtswürdiger Laune und findet unsere hochachtbare Residenz unter aller Kritik.“

„Sehr wahr!“ — Beifall im Zentrum, zur Rechten und zur Linken.

„Wir wollen uns darum einen Scherz machen und ihm irgend ein zartes Billetchen schreiben, welches ihn als den interessantesten, wenn auch völlig eisigen Helden des Maskenfestes feiert.“

„Juchhe! Bravo! Pendant zur kühlen Doraline!“

Der Rittmeister grinste wie ein Faun: „Aber wir

müssen dabei sein, wenn er das Billet-doux empfängt, denn sein Gesicht zu beobachten ist die Hauptsache!"

Der Assessor rückte seine falsche Glatze vom rechten Ohr auf das linke. „Das wird sehr schwierig sein, ohne



die Sache auffällig zu machen. Wir müssen den Brief per Post schicken!"

„Ja, aber welch ein Gaudium ist dann für uns dabei? Reden thut der Duckmäuser nicht über seine Abenteuer — und ihn ausforschen, hieße alles verraten."

„Was thun?"

„Hurra, ich hab's!"

„Märchen, Glücksschweinchen! laß dich umarmen und dann äußere dich!"

„Bravo! Langenscheidt, wir bitten um Ihre unmaßgebliche Ansicht!"

„Hört, hört! Wir laden ihn zu einem Rendezvous ein, wir bestellen ihn in das Theater . . . für morgen abend, wo es während der Götterdämmerung so hübsch dunkel gemacht wird —"

„Im Namen einer unsrer Damen? — Geht nicht! — Unmöglich!"

„Kinder wollt ihr mich Takt und Sitte lehren? Heda! Kell — — nähr! — Briefpapier und Tinte! — Meine Schrift kennt er, also muß einer der Herren schreiben. Sie, lieber Waldau, sind ja so ein Genie auf dem Federhalter; hier, setzen Sie mit graziösem Schnörkel an!"

„Bon! — Diktieren Sie!"

„Eine Maske, auf welche Sie tiefen Eindruck gemacht", — „bon, was?" — „gemacht, und welche Ihr Bild nicht vergessen kann, bittet Sie um eine Unterredung."

„Viel zu kühl! — mehr in's Zeug gehen, Märchen!

„Bewahre! Dann verliert es an Glaubwürdigkeit. Der Stil muß ernsthaft, gemessen sein. Weiter: „Rendezvous Donnerstag abend im Theater, Götterdämmerung. Die Dame, welche Sie zu sprechen wünscht, sitzt Loge Nr. 3. Erkennungszeichen —"

„Ja, zum Teufel, Kinder, was nennen wir nun? Toilette beschreiben? Blume? Fächer? absonderliche Handschuhe? Es muß etwas sein, was nicht im Theater vor-

handen ist, denn der Hauptscherz bei der Sache ist, das gespannte, abenteuerlechzende Gesicht des Tugendspiegels Iserloe zu sehen!“

„Eine Blume wäre das poetischste!“

„Rote Rose!“

„Unmöglich — viel zu allgemein!“

„Aber die Rose ist das Symbol der Liebe und des Stelldicheins! Es braucht ja nicht die gewöhnliche rote oder gelbe zu sein!“

Sehr gut! Nehmen wir Heckenrosen! Für Heckenrosen hat Rolf so wie so ein Tendre, ich habe sogar mal ein sehr lyrisches Gedicht „Heckenrosen“ bei ihm in einem Aquarellenheft gefunden! Wenn ich nicht irre, stand es unter einer Skizze aus Italien. Gut, schreiben Sie „Heckenrosen“, lieber Waldau. „Erkennungszeichen: ein Strauß Heckenrosen an der Brust.“

„Nein, keine Ortsbestimmung! Er kann sich auch einbilden, die Dame trüge sie im Haar. Dann wird die Sache noch amüsanter, weil er sich bemühen wird, die Damen in Loge 3 von allen Seiten zu sehen!“

„Famos! Sie sind ein Schlaukopf, Märchen! Nun Waldau, sind Sie fertig? „Mein Herr Marquis, ein Mann wie Sie“ — vorlesen! Hahaha, brillanter Witz. Nun gebt dem Würfel einen Stoß, und laßt ihn rollen. Vorher aber an die Gläser! Es lebe der Karneval und die Narrenkappe, welche er uns und wir andern über die Ohren ziehen. Vivat hoch!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Rolf von Iserloe saß vor seinem Schreibtisch und starrte wie ein Träumender auf einen Brief hernieder, welcher geöffnet vor ihm, zwischen seinen bebenden Händen lag. Sein Antlitz war tief erbleicht, seine Augen blickten weitgeöffnet, wie bei einem Menschen, der eine Vision schaut.

Eine Einladung zu einem Rendezvous, von einer Dame, welche am gestrigen Tage das Maskenfest besucht hatte, eine Dame, welcher er nicht fremd zu sein schien, und welche Grund hatte, ihm unbeachtet ein Wort zu sagen. Eine Dame, welche Heckenrosen als liebliches Erkennungszeichen tragen wird.

Flammende Glut stieg in sein Angesicht. Mit leidenschaftlicher Glut faßte er das Briefblatt und hob es an seine Lippen. „Doraline!“ murmelte er, und seine ernsten Augen leuchteten auf in unaussprechlicher Glückseligkeit, „nur du kannst es sein, und nur du bist es, und endlich, endlich hast du dich deines armen Sünders erbarmt —“

Wahrlich? Sollte es möglich sein? Ihre Schriftzüge waren es nicht, aber augenscheinlich war die Schrift verstellt und wenn alles ihn im Zweifel ließe, das seltsame Geschäftsformat des Briefes, dieser Weg durch ein Stelldichein, welcher der Geliebten so durchaus unähnlich sah, die Heckenrosen, welche sie zum Erkennungszeichen gewählt, gaben ihm eine unumstößliche Gewißheit. Er sprang empor, schellte dem Diener und gab den beinahe aufgeregten Befehl, sofort für den heutigen

Abend ein Theaterbillet für Loge Nr. 12 zu bestellen. Dieselbe befand sich der Loge Nr. 3 direkt gegenüber.

„Sie werden das Billet unter allen Umständen beschaffen, ich muß es haben! Nur im äußersten Notfall nehmen Sie einen Platz in einer der Nachbarlogen." Und der Galonnierte stürmte davon.



Rolf aber warf sich in einen Sessel, entzündete mit unsicherer Hand die Cigarre und blickte träumend, in seliger Erinnerung versunken, den kräuselnden Rauchwölkchen nach, wie sie in duftendem Wirbel emporstiegen in die Wollfalten der Portière. Heckenrosen! Wie sind die zarten, windgeschaukelten Blüten zu seinem Schicksal geworden.

Jahre sind seitdem vergangen, aber ihm ist's, als schaue er das lachende Gelände Italiens noch immer, als atme er noch jetzt die Luft, welche ihn damals umfing, so weich und lind wie Liebeswehen.

Empor am Bergeshang, allein unter dem tiefblauen, sonnegoldnen Himmel, allein zwischen den duftenden Blüten, den dämmernden Gebüschen, allein mit ihr. Sie hatten sich an der Table d'hôte kennen gelernt, und Baronesse

Doraline, die Enkelin der kranken, gütigen Excellenz, hatte es ihm angethan mit dem süßen Zauber ihres mädchenhaft stolzen und dabei doch so sinnig lieben Wesens. Ihm war's, als ob die blauen Augen, welche jedem anderen Herrn kühl und abweisend begegneten, ihm gegenüber von Tag zu Tag milder und leuchtender wurden, als ob der freundschaftliche Verkehr mit ihm nicht gesellschaftliche Form, sondern das aufrichtige Bedürfnis ihres Herzens geworden. Sie entzückte ihn durch ein beinahe kindliches Vertrauen, sie zeichnete ihn aus durch manch kleine Anforderung an seine Ritterlichkeit, und während sie mit den anderen Hotelgenossen, mit welchen sie bereits seit Monaten zusammen wohnte, durchaus fremd geblieben, hat ein dreiwöchentlicher Verkehr ihn bereits zu einem wohl gelittenen und befreundeten Gesellschafter der Damen gemacht.

Sowohl Doraline, wie er, führten den Zeichenstift, und es gehörte zu ihrer täglichen Freude nach der Natur zu skizzieren.

Die alte Excellenz fuhr in ihrem Rollstuhl mit hinaus in die schöne Gotteswelt, und dieweil sie ihre Zeitungen las, führten Doraline und Rolf in fröhlichem Wetteifer den Stift. — Eines Tages aber lockte droben am Felsenhang ein gewiß herrlicher Fernblick zu einer Aufnahme, und Excellenz antwortete auf die Bitte Iserloes: „Gewiß vertraue ich meine Enkelin Ihrem ritterlichen Schutze an, Herr Assessor, unternehmen Sie getrost die kleine Exkursion; ich erwarte Sie hier unter den

Bäumen. Aber vergessen Sie mich, bitte, nicht, wir müssen pünktlich zur Besuchstunde des Arztes im Hotel anwesend sein."

So schritten sie empor in die blühende, sonnige, wonnige Gotteswelt hinein. Sonst sprachen sie doch so mancherlei, heute wandelten sie schweigsam einander zur Seite. Aber wenn eins das andere mit kurzem Wort auf etwas ganz besonders Schönes aufmerksam machte, dann trafen sich die Blicke aufstrahlend in Entzücken, und ein jeder dieser Blicke sprach deutlicher als alle Zungen der Welt: „Ja, die Erde ist voll Pracht und Herrlichkeit, und dennoch — was wäre sie mir ohne dich!"

Und sie standen am Fels und schauten das blühende Land zu ihren Füßen.

„Das Panorama ist zu groß, wir können es heute, bei der knapp gemessenen Zeit kaum beginnen", sagte Rolf und zog tief atmend den Hut von dem lockigen Scheitel.

Sie nickte, ihr Blick hing wie traumverloren in der Ferne: „Wir wollen morgen frühzeitiger aufbrechen, lassen Sie uns jetzt umkehren."

„Doraline!" Das klang aus tiefstem, glückdurchzittertem Herzem empor.

Sie zuckte leicht zusammen und wandte sich, um seinem leidenschaftlichen Blick auszuweichen, zur Seite: „Ah, welch herrliche Heckenrosen droben am Abhang, welch eine liebe Erinnerung an die deutsche Heimat und welch seltener Anblick in Italien!" rief sie hastig, kaum selber wissend was sie sprach.

Da faßte er jählings ihre Hand und preßte sie an die Lippen. „Ich hole sie, Doraline!“ jauchzte er, „ich hole sie, um mit den Blüten der Heimat meine Liebe zu schmücken.“

Und Rolf stürmte dahin wie der Morgenwind, voll wagehalsiger Hast emporklimmend im schlüpfrigen Gestein. Umsonst rief Doraline ihm nach, bat und beschwor ihn, schon stand er droben und schwenkte grüßend den Hut. Blüte um Blüte brach er zum lieblichen Strauß und dann beugt er sich noch weiter vor, den schönsten und entferntesten Ast zu erreichen. Doraline schreit gellend auf, denn sie sieht ihn wanken und abgleiten, sieht wie er in die Zweige faßt, sich zu halten und mitsamt dem niederbrechenden Gesträuch über das Gestein herabstürzt.

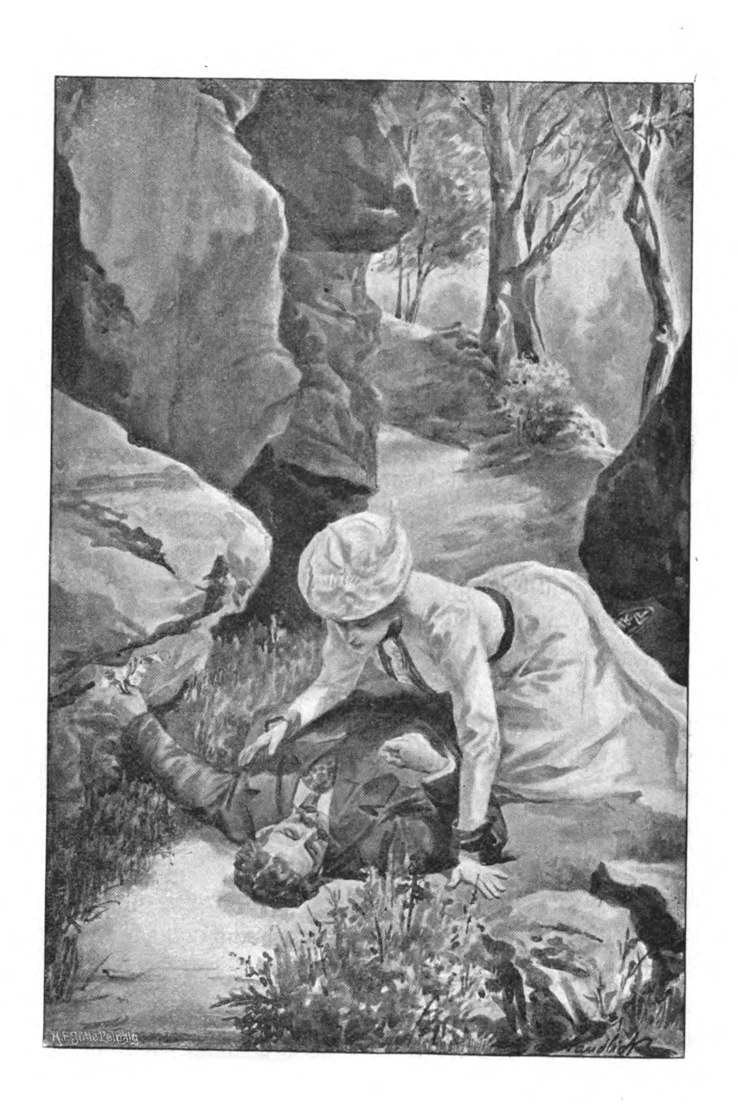
Tief ist sein Fall nicht gewesen, aber er liegt regungslos drunten im Geröll.

Zitternd vor Entsetzen eilt Doraline zu ihm, wirft sich über ihn mit dem verzweifelten Aufschrei: „Rolf! Um Gottes Barmherzigkeit willen, sieh mich an!“

Da schlägt er die Augen auf und starrt in ihr liebliches Angesicht. Blitzschnell kommt die Erinnerung: „Doraline, Herzlieb!“ jubelt er mit bleichen Lippen.

Thränen stürzen aus ihren Augen, sie neigt sich über ihn und richtet ihn in ihren Armen auf: „Du lebst, du lebst!“ schluchzt sie außer sich.

Er will die Arme um ihren Hals legen, aber mit leisem Schmerzensschrei läßt er sie zurück sinken: „Beide Arme scheinen gebrochen, wenn nur die Füße gesund sind!“


H. F. Jütte Leipzig

Sie bebt am ganzen Körper. Langsam stützt sie ihn und richtet ihn auf. Er erhebt sich, er prüft Rücken und Füße; dem Himmel sei Dank, sie sind unverletzt.

Da blickt er ihr lachend in die Augen: „Sag, daß du mich lieb hast, Doraline, dann bin ich wieder gesund!“ Sie faßt sein liebes, bleiches Haupt mit beiden Händen, blickt ihm tief, tief in die Augen und küßt unter Thränen seine Lippen.

„Nun bist du mein eigen!“ sagt er feierlich.

Dann knüpfen sie aus den Taschentüchern Schlingen für die Arme, und von Doraline sorglich gestützt, geht es Schritt um Schritt bergab.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Beide Arme bandagiert, hilflos wie ein Kind, lag Rolf Iserloe in dem bequemen Krankenstuhl, kaum einen Schmerz empfindend in der großen übergroßen Seligkeit seines Herzens.

Auf dem Balkon verbrachte er die meisten seiner Stunden, zu Häupten den ewig blauen Himmel, welcher durch das Blatt- und Blütengewinde der Schlingpflanzen, der Orangen- und Myrtenbäume lugt, zu Füßen die flimmernde weitgedehnte Pracht des Meeres und an seiner Seite Doraline, die heißgeliebte, wonnige Braut.

Noch an demselben Tage, als ihn sein Mißgeschick ereilt, und die alte Excellenz sich persönlich nach dem Befinden des Bandagierten erkundigte, hatte er die Gelegenheit wahrgenommen, die Generalin um die Hand der Enkelin zu bitten, welche ihrerseits voll herzlicher Überzeugung

den Bund der jungen Herzen segnete, die definitive Antwort auf seinen Antrag jedoch von dem Vater Doralines abhängig machte. Derselbe, ein höherer Marineoffizier, befand sich zur Zeit auf einer weiteren Reise und war seine Antwort wohl frühestens in etlichen Wochen zu erwarten.

Bis dahin aber war es selbstverständlich, daß die Verlobung des jungen Paares ein Geheimnis blieb; der Umstand, daß die Damen täglich viele Stunden bei dem Kranken verlebten, und dadurch leicht ein Gerede entstehen könne, schien nicht ängstlich, da ja die Thatsache der Verlobung und ihre Veröffentlichung genügen mußte, jede falsche Annahme zu dementieren.

So waren fünf Wochen vergangen, und noch immer war keine Antwort von dem Vater Doralines eingetroffen, — statt dessen kam aber ein unendlich lieber Brief von Rolfs Mutter, welche als Schwerkranke in Nizza Aufenthalt genommen, mit der flehenden Bitte, Rolf möge sobald, als es sein Zustand erlaube, zu ihr zurückkehren und ihr, wenn irgend möglich, seine Braut zuführen. Ihr Zustand habe sich in bedenklicher Weise verschlimmert, und es sei ihr sehnlichster Herzenswunsch, ihr Schwiegertöchterchen vor ihrem Tode noch einmal umarmen zu können. — Mit der nächsten Post folgte ein Brief des dortigen Arztes, welcher ein sofortiges Kommen des Herrn von Iserloe als dringend geboten erachtete. Eine Viertelstunde ernster Überlegung und Beratung folgte. — Obwohl Rolfs linker Arm, welcher nur in einer Röhre gebrochen war, bereits von dem Wasserglasverband befreit

war, so fühlte sich der Kranke doch noch viel zu hilflos, um die umständliche Reise allein unternehmen zu können, und außerdem drängte es ihn mit allen Fiebern seines Herzens zu der Mutter, welcher er so unendlich gern die Tochter noch zuführen wollte. —

Die alte Excellenz war gerade durch einen neuen Anfall ihres Knieleidens reiseunfähig, da sie aber bei der Pflege ihrer treu ergebenen Jungfer sehr wohl aufgehoben war, so billigte sie — wohl etwas bangen Herzens, — aber doch in Anbetracht der so ernsten Sachlage ohne Zaudern, den Wunsch Rolfs, daß Doraline ihn begleite.

Die Reisevorbereitungen wurden in überstürzter Eile, so stillschweigend wie möglich getroffen, und mit dem nächsten Zuge bereits fuhr das junge Paar seinem fernen Ziele Nizza entgegen.

In Monaco nötigte sie ein Bahndammrutsch zu unfreiwilliger Rast. Die lange Fahrt in dem überhitzten Coupé hatte nicht günstig auf die Nerven des Kranken gewirkt, und Rolf äußerte den Wunsch, die Wartezeit zu einer Ausfahrt durch das berühmte Bad zu benutzen. Doraline willfahrte gern seinem Wunsch, und das fieberhaft erregte Haupt des Geliebten an ihre Schulter gebettet, fuhren sie in ernstem Schweigen, aber dennoch voll seligen Glückes durch die paradiesische Pracht dieser Erdenhölle. — Vor den Spielsälen hielt der Kutscher an. „Die Herrschaften dürfen nicht versäumen einen Blick in die Säle zu werfen, grade jetzt ist es sehr interessant und außerordentlich belebt.“

Doraline schüttelte mißbilligend das schöne Haupt. „Mich erfaßt ein Schauder, wenn ich nur daran denke!" – sagte sie: „Die Leidenschaft des Spieles hat etwas Entsetzliches für mich!"

Rolf lächelte. „Und dennoch ist sie eines der interessantesten Schauspiele, welche man erblicken kann. Sei



kein Närrchen, Liebling, — ich würde mich gewiß während eines Viertelstündchens am Roulette gut amüsieren!"

„Wie du wünschest, Schatz!" — und bereitwillig verließ die Baronesse den Wagen, um den Bräutigam beim Aussteigen unterstützen zu können.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Landrat hatte längst den Arm mit der erkalteten Cigarre sinken lassen, — sein Blick starrt geradeaus ins Leere, seine Brust keucht in der Qual der Rückerinnerung.

O hätte sein Fuß niemals die fluchbeladene Schwelle jener Spielsäle betreten! Hunderttausende von Menschen sind als Unglückselige, Vernichtete über sie zurückgeschritten, — und auch er war nach einer Stunde zum Bettler geworden, an Geld, Gut, Ehre, Liebe und Glück.

Kalter Schweiß tritt auf die Stirn des Träumers. Er möchte loskommen von dieser entsetzlichsten Erinnerung seines Lebens, — und dennoch hörte er immer — immer wieder die flehende, angstdurchbebte Stimme der Geliebten: „Rolf — bei unserer Liebe, bei unserm Glück beschwöre ich dich — spiele nicht.“ Er lacht ihrer Sorge, er ist nervös und eigensinnig: „Nur einmal zum Scherz! Es ist ja lächerlich, in Monaco gewesen zu sein, ohne einmal sein Glück versucht zu haben! Freu dich doch Herzlieb, die Millionen, welche ich hier gewinne, lege ich in Brillanten für mein süßes Weibchen an!“

Sie schaudert zusammen: „Ich verzichte auf diesen grauenvollen Schmuck.“

Er sieht ihren flehenden warnenden Blick, — und er spielt dennoch. — Er spielt und verliert, einmal, zweimal, wieder und wieder.

Doralines Arm umkrampft ihn. „Hör auf!“ murmelt sie, „du weißt, ich habe kein Vermögen, wenn du das deine verlierst, ist unsere Vermählung unmöglich; all unser Glück vernichtet.“

Seine Stirne glüht. „Eben darum, weil wir auf dieses verfluchte Geld angewiesen sind, muß ich erst meine Verluste wieder ersetzen!“ knirschte er.

„Rolf!“

„Schweig, bringe mich nicht zur Verzweiflung! — bitte öffne meine Geldtasche —“

Ein Herr ist hinter ihn getreten. „Herr von Iserloe?“

Er starrt in das Mephistogesicht des früheren Associés seines Bankiers.

„Herr Burkner? — Wo kommen Sie her?!“

Er zuckte mit undefinierbarem Lächeln die Achseln.

„Darüber später! Ich sehe, Fortuna will Sie ein wenig durch ihre Ungnade anreizen! Schnell zwingen Sie die wetterwendische Schönheit zum Gehorsam. Falls Sie nicht Geld genug mit sich führen, eröffne ich Ihnen jeden Kredit“, — und er setzt sich neben ihn.

Da hatte der Teufel seine Krallen nach ihm ausgestreckt.

Zwei Arme legen sich auf seine Schultern, ein totenbleiches Antlitz schaut ihn an mit dem Blick der Verzweiflung. „Rolf, wenn du mich lieb hast, steh auf und folge mir!“

„Unmöglich, Schatz — ich würde mich zum Gespötte machen!“

„Und wozu machst du mich?“ klingt's ihm wie ein Aufschrei ins Ohr, — ihre Augen blitzen auf in tief verletztem Stolz.

„Doraline — menagier dich; — keine Scene hier am Spieltisch!“ — keucht er sinnlos vor Aufregung.

„Nein, keine Scene, nur noch ein letztes Wort. Ich heirate keinen Mann, den die Leidenschaft des Spieles zum sinnlosen und haltlosen Schwächling macht, ich heirate

keinen Mann, der die Ehre seiner Braut auf das Spiel setzt und ihre Liebe geringer achtet, wie den gottverfluchten Reiz eines sündigen Hazards!"

„Setzen Sie!" flüstert Burkner, — „Sie werden gewinnen."

„Rolf!"

„Doraline — sei nicht kleinlich!" — und er schiebt seinem Nachbar die Banknoten hin: „Bitte, setzen Sie für mich."

Die Spieler schauen mechanisch ringsum auf, sie sehen, wie ein junges Mädchen die Hände vor das Antlitz schlägt und leise schluchzend aus dem Saal wankt.

Er sah es nicht. — Er war blind und taub, er war trunken vor Leidenschaft. Da ging sein guter Engel von ihm — und eine Stunde später taumelte er selber als Bettler über die Schwelle zurück. — Er hatte alles verspielt, — alles.

Vor dem Portal stand er und rieb sich die Stirn, wie einer, der aus schweren Träumen erwacht. „Doraline!" schrie er auf, „Doraline!"

Zu spät. — Einsam, grabesstill lag die dämmernde Welt vor seinen Blicken.

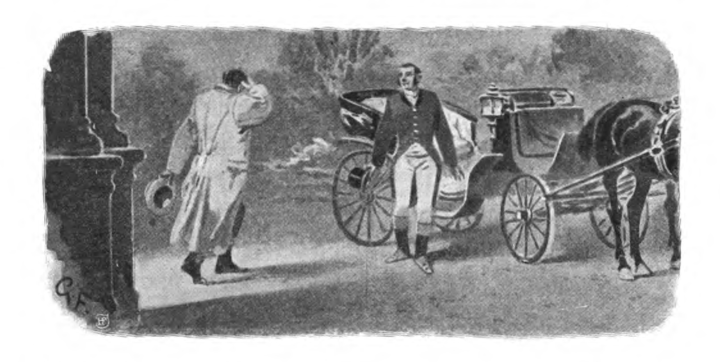
Der Kutscher trat zu ihm heran. „Darf ich Ihnen in den Wagen helfen, gnädiger Herr?"

Er beißt die Zähne zusammen. „Ich danke Ihnen, ich habe kein Geld mehr zum fahren!"

„Die gnädige Frau hat den Wagen bezahlt und auch hier das Billet und den Gepäckschein bis Nizza für den

Herrn hinterlassen. Ich soll Sie nachher behutsam in das Coupé heben. — Alles ist schon wohl besorgt, und die gnädige Frau läßt sagen, sie sei bereits nach Nizza vorausgefahren!“

„Nach Nizza vorausgefahren!“ — Wie ein neuer Lebensstrom glühte es durch seine Adern. „Gott sei Lob und Dank, nun kann alles noch gut werden! Ich habe



die Erbschaft meiner Großtante zu erwarten, ich werde bald zu Stellung und Brot gelangen, o Doraline, wenn du mir Elendem nur vergeben willst, so ist das Glück der Zukunft noch nicht verloren!“ Wie neu belebt stieg er in den Wagen. Wo war seine dumpfe Verzweiflung hin? Die Hand, welche soeben noch voll Trostlosigkeit nach dem Revolver in der Brusttasche griff, hob voll ungestümer Zärtlichkeit das Billet und den Papierstreifen des Frachtscheines an die Lippen, demütig, bebend vor Reue, die Zeichen ihrer sorgenden Liebe prüfend, welche

auch jetzt noch seiner gedacht und für ihn die Wege geebnet hat! —

Der Denker stöhnt abermals schwer auf und schlägt die Hände vor das gramgefurchte Angesicht. O Thor, der er war, sich damals den seligsten Hoffnungen hinzugeben. Eine Liebe, selbst wenn sie unter die Füße getreten wird und stirbt, kann noch zum Erbarmen werden, und Doraline, die engelreine, schwer Gekränkte, hatte in der Angst, der erbärmliche, haltlose Spieler könne nach Verlust seines Vermögens der gewissenlosesten aller Thaten fähig sein, ein kleines Scheinmanöver ausgeführt, um den Sohn in die Arme der sterbenden Mutter zu führen. Dort angesichts der Schwerkranken konnte wohl der Böse keine Macht mehr über ihn haben.

Und Doraline hatte sich nicht verrechnet.

Vergeblich schaute er auf dem Bahnhof in Nizza voll fiebernder Qual nach ihr aus, vergeblich rief er ihren Namen in die Dunkelheit hinein, statt ihrer trat ein Bahnbeamter zu ihm mit der Meldung, daß er beauftragt sei, dem Kranken Hilfe und Unterstützung zu gewähren.

Mit fast irrem Blick starrte ihn Rolf an: „Wer hat Ihnen diese Weisung gegeben?“

„Eine junge Dame in grauem Reisekostüm.“

„Hier in Nizza?“

„Nein, gnädiger Herr, in Monaco.“

„Und ist sie nicht hierher gefahren?“

„Doch nicht; sie bestieg den Schnellzug nach Genua.“

„Und hinterließ sie keinen weiteren Auftrag?“ Die

Stimme des Fragenden klang heiser, er lag schwer, wie eine tote Last, in dem umschlingenden Arm des Beamten. Dieser zögerte mit der Antwort.

„Zu dienen, gnädiger Herr; einen Brief. Darf ich den Herrn Baron aber nicht zuvor zum Wagen geleiten? Er steht bereit.“

Rolfs Zähne schlugen zusammen, wie im Schüttelfrost. „Nein, nein“, keuchte er, „geben Sie sogleich.“

„Der Brief ist beschwert.“

„Oeffnen Sie; ich bin hilflos.“

Der Briefumschlag wich, mit jähem Schrecken starrte der Fremde auf den goldnen Reif, welcher ihm entgegen glänzte. „Ein Ring!“ murmelte er tonlos.

Er fühlte, wie die Gestalt in seinem Arm zusammenzuckte. Ein Aufstöhnen entrang sich Iserloes Brust. „Ihr Ring! — geben Sie. Und weiter nichts? keine Zeile?“

„Doch wohl, hier ist der Briefbogen. Können Herr Baron lesen? Bitte, treten Sie näher unter die Gaslaterne.“

Rolf faßte das Blatt mit bebenden Fingern. Die Schrift tanzte wild vor seinen Augen. Endlich las er. „In dem Spielsaal von Monaco wählten Sie zwischen dem Laster und mir und entschieden sich für das erstere. Empfangen Sie Ihren Ring zurück, mit ihm gebe ich Ihnen das Wort zurück, welches Sie band. Wie sich auch Glück oder Unglück am Spieltisch für Sie entschied, für mich entschied sich das Schicksal unwiderruflich, und nichts wird meinen Entschluß, mich für immer von Ihnen zu trennen, ändern. Einem Spieler kann kein Weib glauben

und vertrauen, und ohne diese beiden unzertrennlichen Schwestern kann die Liebe nicht bestehen. — Eine Sterbende harret Ihrer, vergessen Sie auch ihr gegenüber nicht die heilige Pflicht, welche Sie zu erfüllen haben, wollen Sie kein Ehrloser sein. Entschuldigen Sie mich durch Krankheit bei der beklagenswerten alten Dame, falls ihr Zustand es nicht erlaubt, ihr die wahre Sachlage mitzuteilen. Möge Gottes Segen Sie geleiten, möge er Sie glückliche und sonnenhelle Wege führen, dies ist mein aufrichtes Gebet.

Doraline."

Der Lesende stand und starrte ohne Aufhören auf das weiße Blatt hernieder. Dann wankte er wie ein Trunkner in den Arm des Beamten zurück. „Zu meiner Mutter!" flüsterte er leise, kaum verständlich zu ihm auf.

Und dann erinnerte er sich noch in das Krankenzimmer getreten zu sein. Ein Priester kam ihm entgegen und flüsterte ihm etwas zu — er verstand ihn nicht. Er taumelte an das Totenbett und schrie leise auf: „Mutter."

Eine kalte Hand umklammerte die seine. „Rolf, mein Herzenskind", klang's wie ein dumpfer Hauch zu ihm nieder. Da schaute er auf in ihr Angesicht, zum letztenmal. Er küßte sie, er nannte sie mit den zärtlichen Namen, aber es war ihm alles wie ein Traum.

Endlich saß er ganz still neben ihr und hielt ihre Hände. Er wußte nicht mehr, was um ihn her vorging, erst, als der Arzt sich zu ihm neigte und flüsterte: „Gott der Herr empfange die Seele zur ewigen Ruh, sie ist sanft entschlummert,

Herr Baron.“ Da fuhr er empor wie ein Irrsinniger. „Tot, sie ist tot?!“ schrie er auf und sein Blick traf die friedlich lächelnden Züge der Verklärten.

Ein wildes Tasten in die Luft. Ein dumpfes Röcheln und dann brach er zusammen, es ward Nacht um ihn, dunkle Nacht.

Sie sagten nachher, er habe eine Gehirnentzündung gehabt. Wochenlang rang er zwischen Tod und Leben; wohl infolge des Sturzes war ein Bluterguß eingetreten, oder eine heftige Erschütterung während der Fahrt hatte ihn nachträglich bewirkt.

Doraline hatte nichts davon erfahren. Wie sollte sie auch? Wäre sie offiziell als seine Braut bekannt gewesen, hätte man sie vielleicht benachrichtigt, aber man kannte weder ihren Namen noch das Verhältnis der beiden jungen Leute, welches sie wohl zur Teilnahme an seinem Schicksal verpflichtet hätte. — Wahrlich, auch jetzt noch? Jetzt nachdem sie ihm den Ring zurückgesandt, sich für ewige Zeit von ihm losgesagt hatte, jetzt, nachdem dem Genesenden erst völlig klar ward, wie schwer gekränkt, wie namenlos er sie beleidigt hatte, wie er all ihre aufopfernde Güte belohnt hatte, dadurch, daß er sie rücksichtslos von sich stieß, um wie ein Irrsinniger sein und ihr Glück unter die Füße zu treten. Kalter Angstschweiß trat bei solchen Gedanken auf die Stirn des Einsamen, wenn er voll stumpfen Sinnes auf seinem Krankenbett lag und es selber nicht begriff, wie er, der solide, rechtlich denkende Mann, der nie im Leben ein hohes Spiel geliebt und sich

daran beteiligt hatte, wie er das Opfer eines solch unfaßlichen Wahnsinns werden konnte? Seine äußere Notlage drängte ihn endlich sich dem Arzt zu offenbaren. Er erzählte ihm sein Schicksal, und bat, ein paar Zeilen an die Großtante zu senden, mit der Bitte, ihm zu Hilfe zu kommen.

Mit außerordentlichem Interesse hörte der liebenswürdige alte Herr die Beichte an. „Sie haben früher nie leidenschaftlich gespielt?“ fragte er hastig.

„Nein. Als ich damals meine Mutter hier in Nizza verließ, um eine Rundreise durch Italien zu unternehmen, machte ich nicht einmal Station in Monaco, weil ich nie ein Freund der Spielhöllen gewesen, um so weniger, als mir eine Zigeunerin einst prophezeit, ich würde all mein Hab und Gut im Glücksspiel verlieren.“

„Gedachten Sie dieser Prophezeiung, als Sie die Spielsäle von Monaco betraten?“

„Nein, nicht im mindesten, was mir selber unfaßlich ist. Ich erinnere mich überhaupt fast keiner Begebenheit mehr, und würden Sie mir jetzt sagen, Ihr Vermögen ward Ihnen gestohlen, Sie haben Monaco nie betreten, so würde ich es Ihnen glauben und die dumpfe unklare Erinnerung an jene entsetzliche Stunde nur für einen bösen Traum halten!“

„Entsinnen Sie sich noch wörtlich Ihres Gespräches mit der jungen Dame Ihrer Begleitung während des Spiels?“

Rolf rieb sich die Stirne. „Wörtlich? nicht im ent=

fernteſten. Mir iſt's, als habe ſie mich ſehr flehend angeſehen und gebeten nicht zu ſpielen, was ſie aber wörtlich ſprach, und was ich antwortete, iſt mir vollkommen aus dem Gedächtnis entſchwunden."

„Legten Sie zuvor viel Wert auf die Wünſche der Dame?"



„Sie waren heilige Geſetze für mich. Ich liebe Baroneſſe Doraline unbeſchreiblich und war überſelig in dem Beſitz meiner Braut."

Der Arzt ſah einen Augenblick nachdenklich vor ſich hin. „Fühlten Sie ſich ſchon auf der Reiſe nach Monaco unwohl?"

„So viel ich mich entſinne, ja. Ich verzehrte mich vor Durſt und litt Qualen unter der brennenden Hitze.

Auch ward es mir oft schwindlig, daß Doraline mich halten mußte. Ich weiß, daß ich mit aller Energie eine stets wiederkehrende Übelkeit bekämpfen wollte.“

Der Doktor richtete sich hochatmend auf. „Kein Zweifel, Sie waren bereits schwer krank, als Sie reisten, und Ihre Handlungsweise in Monaco war das Resultat des hitzigen Fieberwahns. Was Sie thaten, geschah unbewußt. — Nun legen Sie sich wieder zurück und ruhen Sie. Das Sprechen und Nachdenken strengt Sie noch über Ihre Kräfte an. Sorgen Sie sich nicht, ich werde sowohl an Ihre Frau Tante, wie an Baronesse Doraline schreiben und hoffe beide Damen bald persönlich hier zu sehen.“

Wie ein Wonneschauer durchrieselte es bei diesem Gedanken den Kranken. Er drückte dem freundlichen Sprecher voll beinahe leidenschaftlichen Dankes die Hand und atmete auf wie ein Gerichteter, welcher seine Begnadigung erhält. Er war im Fieberwahn, nur unter dem Einfluß seiner entsetzlichen Krankheit zum Verräter an Doraline und sich selber geworden! Er hatte dadurch die Hoffnung gewonnen, ihre Vergebung erlangen zu können und was gerade jetzt eine unbeschreibliche Wohlthat für seine gemarterte Seele war, er konnte sich wieder frei fühlen von dem Gedanken, als Erbärmlicher, Gewissenloser vor der Geliebten seines Herzens zu stehen. Ihm däuchte, als sei es wieder hell geworden in ihm und um ihn.

Voll verzehrender Sehnsucht harrte er auf die Antwort Doralines. Aber Tag um Tag verging, ohne sie zu bringen. Die Großtante war längst eingetroffen und hatte,

tief erschüttert über den Tod der Nichte und das schreckliche Schicksal ihres armen Sohnes, Rolf voll mütterlicher Liebe in die Arme geschlossen. Sie blieb bei ihm und pflegte ihn gesund, wenngleich auch sie die beste und einzigste Arznei nicht beschaffen konnte, die Antwort Doralines.

Endlich, nach Wochen, kam der Brief des Doktors nach langer Irrfahrt als unbestellbar wieder zurück. Er hatte eine Zeit lang die Spur der Generalin und ihrer Enkelin verfolgt, bis er auf der österreichischen Hafenstation Fiume als „nicht weiter zu ermitteln“ zurückkam.

Rolf verfiel in eine Art dumpfer Verzweiflung, und der Arzt, welcher für seinen Gemütszustand fürchtete, gab Frau von Iserloe, der Großtante, den Rat, unter dem Vorwand, Doraline selber aufsuchen zu wollen, die Reise nach Fiume mit dem Rekonvalescenten zu unternehmen. Er bedürfe der Zerstreuung und neuer Eindrücke, wenn er nicht einer beängstigenden Schwermut zum Opfer fallen wolle.

Die Abreise ward festgesetzt und mit wahrhaft fiebrischer Erregung begaben sich die beiden Reisenden an die Danaïdenarbeit, den Aufenthalt Doralines zu erforschen.

Ein Brief, an die Adresse der Baronesse in Deutschland gerichtet, kam ebenfalls an den Doktor mit der Bemerkung zurück: „Adressatin befindet sich im Ausland, nähere Adresse nicht hinterlassen.“ Rolf befand sich in einem Zustand der Verzweiflung. Alle seine Bemühungen erwiesen sich als erfolglos, und so wagte er ein letztes und schrieb an den Vater der Geliebten. Er legte den

Brief in einen Extra-Umschlag und wandte sich an das Marineamt, mit der Bitte, das Schreiben gütigst mit genauer Adresse versehen zu wollen.

Nach wenig Tagen schon erhielt er auch dieses Schreiben zurück mit der Mitteilung, daß der betreffende Offizier vor etlichen Tagen in Aden dem Sonnenstich erlegen sei.

Abermals eine niederschmetternde Hiobspost. Frau von Iserloe fühlte sich sehr erschöpft von dem Reisen und verlangte in ihre stille Häuslichkeit zurück, und vollständig hoffnungslos kehrte Rolf mit ihr zur Heimat.

Ein Brief an das deutsche Konsulat in Aden brachte auch die wenig trostreiche Antwort, daß infolge des Todesfalles allerdings Briefe mit der Tochter des Verstorbenen gewechselt seien. Die letzten Nachrichten der Baronesse seien aus dem südlichen Frankreich eingetroffen, doch sei man jetzt außer stande, eine genauere Adresse anzugeben.

Rolf welcher mit allen Existenzmitteln von der Tante abhing, wagte es nicht, noch neue Geldopfer zu fordern, und so tröstete er sich in dem Gedanken, seine Nachforschungen von neuem anzustellen, wenn er erst selbständig und imstande sein werde, die endlich gefundene Geliebte auch für alle Ewigkeit zu eigen nehmen zu können. Die Zeit ist ein quälendes, aber doch nie versagendes Mittel, wenn es gilt, herbe Wunden vernarben zu lassen.

Rolf arbeitete voll unermüdlichen Fleißes; neue Menschen und Verhältnisse halfen ihm über die düstere Stimmung hinweg, welche ihn anfänglich zum menschenscheuen Pessimisten zu machen drohte. Stets aber erwartete er voll

Sehnsucht eine Gelegenheit, reisen zu können, und da es seine mütterliche Schützerin wußte, daß ihn nichts mehr erfreuen konnte, als ein beschwerter Brief mit der Weisung: „Unternimm eine kleine Erholungsreise!", so ließ sie ihn bei jeder nur möglichen Gelegenheit an seine Adresse gelangen.

Und Rolf benutzte jede Fahrt, um die Spur der Geliebten aufzusuchen.

Endlich nach zwei Jahren glückte es Rolf. Er erfuhr in dem ehemaligen Wohnort der Generalin, daß die alte Dame in Madeira verstorben und ihre Enkelin bei einer verwandten Familie Aufnahme gefunden. Besagte Familie bewohnte einen Landsitz in der Nähe einer mitteldeutschen Residenz und Rolf reiste unverzüglich dorthin ab, um die Heißgeliebte endlich wieder zu sehen.

Von dem Fenster seines Hotels aus sah er sie vorüberfahren. Ihm war's, als müsse er mit lautem Jubelschrei hinabstürmen, um sein verlorenes und endlich wiedergefundenes Kleinod an sich zu reißen, um es in alle Welt hinaus zu jauchzen: „Mein eigen ist sie und mir gehört sie zu!" Aber seine leidenschaftlich erhobenen Arme sanken schlaff hernieder, ein qualvoller Seufzer hob seine Brust. Hatte er noch ein Recht dazu? Er trug wohl noch ihren Ring unverändert am Finger, aber sie, Doraline, sie hatte ihm den ihrigen zurückgesandt und sich von ihm losgesagt für Zeit und Ewigkeit.

Und wie wußte er, ob sie überhaupt noch mit einem einzigen Gedanken jenes ehr- und pflichtvergessenen Mannes

gedachte, welchen sie für unverzeihlich schuldig halten mußte! Vielleicht hatte sie längst einen Würdigeren gefunden, dem sie Herz und Hand zu eigen gegeben! Schrieb sie ihm nicht selber, daß die Liebe ohne Glauben und Vertrauen nicht bestehen könne? Und wie wollte er vor sie treten? Noch hatte er nicht aus eigener Kraft den Verlust seines Vermögens ersetzt, durch eine Stellung, welche ihm gestattete, einen eigenen Hausstand zu gründen. Aber es war bis dahin nur noch kurze Spanne Zeit; hatte er so lange die Folterqual der Sehnsucht und des Harrens ertragen, warum sollte er nicht noch die wenigen Monate in Geduld harren, bis er imstande war, nicht nur mit einer Rechtfertigung, sondern auch mit einer erneuten Werbung vor sie zu treten.

Er hatte Gönner und Freunde an maßgebender Stelle; er bewarb sich um die Landratstelle in jener kleinen Residenz, welche Doralines zweite Heimat geworden. Während dessen aber beobachtete und bewachte sein geistiges Auge die Geliebte unausgesetzt und das Herz zitterte ihm vor Glückseligkeit, als er in Erfahrung brachte, die Baronesse lebe sehr still und zurückgezogen, legte nicht den mindesten Wert auf die Verehrung und Liebe, welche ihr von verschiedenen Freiern gezollt werde und erscheine nur auf Wunsch ihrer Verwandten bei den einzelnen Hoffesten, Bällen und Diners der repräsentierenden Spitzen der Stadt.

Nach langen düsteren Tagen voll Gram und Herzeleid brach endlich der erste Sonnenstrahl des Glücks wieder durch die schwarzen Schicksalswolken. Seine Beförderung

zum Landrat in besagter Residenz, der heißeste Wunsch seines Herzens, war fürerst erfüllt. Ein Jubeltelegramm meldete der Großtante diese Freudenbotschaft, und dann reiste Iserloe unverzüglich ab.

Weder seine Ankunft, noch seine Ernennung war in den weiteren Kreisen der Residenz bekannt geworden, nur in seinem alten Studiengenossen Langenscheidt fand er einen treuen und lebenslustigen Genossen, welcher den ernsten Mann, dessen philisterhaftes Wesen ihm unbegreiflich erschien, sofort mit vollen Segeln in die Hochflut der Geselligkeit lotsen wollte.

„Siehst du, Rolf, da ist zum Beispiel heute abend der vielbesprochene Maskenball beim Präsidenten. Der Mann hat das beneidenswerte Glück, mein Onkel zu sein, und da etwas Herrenmangel ist, verdiene ich mir eine Ovation von der gesamten Damenwelt, wenn ich dich heut abend als „verdeckte Schüssel" aufs Büffett stelle. Ach was, keine Ausreden! Ich versichere dir, Onkel und Tante freuen sich über dich, wie über ihre erste Gabe vom Klapperstorch. Sie nehmen dich auf wie ihren Sohn — Wort drauf! — Willst du? — Na, ist es denn eine Sünde, mal in ein lustiges Narrenkleid zu schlüpfen? Heiliger Gambrinus, du scheinst mir ja ein recht hübsch verknöcherter Pedant geworden zu sein! Wenn du absolut nichts vorstellen willst, dann hefte dir irgend so einen Kladderadatsch von Goldstern auf die Brust, Fez dazu, fertig, marsch. Junge, wenn du wüßtest, was für reizende Mädchen deiner harren, du würdest dich nicht so sperren!" Und nun zählte

er die einzelnen Schönheiten auf und Doralines Name klang zuerst.

„Siehst du, Baronesse Doraline würde zum Beispiel herrlich mit dir harmonieren. Für meine Begriffe ist sie rasend langweilig, die reine Marmorbraut, aber du scheinst durchaus keine Ansprüche an ein flottes Temperament zu machen und ich sehe euch beide schon im Geist, kühl bis ans Herz hinan, Eisbaisers essen! Also vorwärts, setze den Hut auf und begleite mich, ich schreibe einige Zeilen an Onkel und bereite ihn auf dein Kommen vor und dann erstehen wir deinen fürstlichen Maskenstaat."

Und Rolf sträubte sich nicht länger. Der Gedanke, Doraline wieder zu sehen, sie vielleicht zu sprechen und schon heute abend alles aufzuklären, und ihre Vergebung für einen Mann, welcher in halb bewußtlosem Fieberzustand gehandelt, zu erflehen, versetzte ihn in eine Art seligen Rausches.

Sein Herz klopfte zum Zerspringen, als er den Ballsaal betrat. Eine unaussprechliche Aufregung erfaßte ihn.

Doraline war dem Beispiel der älteren Damen gefolgt und trug nur einen Domino über der silberglitzernden Balltoilette; auch hatte sie, da sie wenig tanzte und mehr Gefallen am Zusehen des lustigen Karnevaltreibens als an der direkten Beteiligung fand, die Maske abgelegt, ein Beginnen, welches im Zuschauerpublikum viel Nachahmung fand.

Iserloe stand regungslos in einem fernen Eckchen und trank wie ein Verdurstender den Anblick der Geliebten,

nach welchem er voll Qual und Herzeleid Jahre lang geschmachtet. Und er stand und stand und wagte es nicht, sich ihr zu nähern, denn er fürchtete, nicht Beherrschung genug zu besitzen, ihr förmlich und fremd gegenüber treten zu können. Noch ahnte sie wohl seine Anwesenheit nicht, ihre lieben, wunderlieben Augen blickten freundlich, und dennoch so unendlich gleichgültig in das übermütige Getreibe, und die Herren, welche sich bemühten sie zu unterhalten, schienen höfliche, aber sehr ernst und knapp bemessene Antwort zu bekommen. Auch an ihr waren die Jahre der Trennung nicht spurlos vorübergegangen. Ihr Antlitz war schmäler und etwas bleicher wie früher, und um die Augen senkten sich Schatten, als seien sie müde geworden.

Wie mit magischen Gewalten zog es ihn näher und näher zu der Geliebten hin. Schritt um Schritt wand er sich durch die Menge und stand endlich hinter ihr, so nahe, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um ihre niederhängende Rechte zu erfassen. Da ertönt seitlich eine lautplärrende Stimme. Ein Mönch, von einer jubelnden Maskenschar umringt, hebt salbungsvoll die Arme: „Heran, heran, ihr Leutchen, die ihr euch liebt und nach Hymens Fesseln schmachtet. Ich traue jedes Pärchen, welches mir unter die Hände kommt! Ah, ah! da stehen zwei wie für einander geschaffen!“ und mit einem grotesken Sprung sich just zwischen Rolf und Doraline placierend, faßte er beider Hände und begann unter schallendem Gelächter seine Persiflage: „Ein Huhn und ein Hahn, die Trau-

ung geht an, eine Kuh und ein Kalb, die Trauung ist halb —“

Doraline hatte harmlos lachend nach dem ihr so diktatorisch angetrauten Gatten ausgeschaut; als ihr Blick aber Rolfs Antlitz traf, war es, als ginge ein Erstarren durch ihren Körper. Mit weit aufgerissenen Augen, als schaue sie ein Gespenst, sah sie zu Iserloe empor. Jäh zusammenzuckend und so heiß erglühend, als sei ihr ganzes Haupt in Purpur getaucht, begegnete sie seinem leidenschaftlich aufglühenden Blick. Schwer atmend, voll fassungsloser Heftigkeit befreite sie ihre Hand und flüchtete unter schallendem Gelächter in die Menge. Rolf aber biß in qualvoller Verlegenheit die Lippen zusammen, entriß einem Harlekin die Pritsche und prügelte unter großer Heiterkeit den kecken Bruder in der Kutte, ein Beginnen, welches sämtliche Bajazzos zur Lynchjustiz anfeuerte.

Verfolgt von der übermütigen Schar schlängelte sich der Mönch, den Kopf in die Schultern geduckt, durch die Tanzenden und als Rolf sich wandte, Doraline zu folgen, erblickte er sie bereits jenseits des Saales. Ihr Antlitz war heiß erregt, aber zwischen ihren Augenbrauen lag eine tiefe Falte und um die Lippen zuckte es wie ein Gemisch von Schmerz und gekränktem Stolz.

Es war eine Unmöglichkeit, daß Iserloe sich ihr noch einmal nähern konnte. Wie ein flüchtig weißes Reh wich sie ihm aus, angstvoll suchte sie stets die ganze Länge des Saales und das größte Gewühl der Tanzenden zwischen ihn und sich zu legen. Eine geraume Zeit war sie ihm

völlig verschwunden, so sehnsuchtsvoll er auch alle angrenzenden Salons durchstreifte, und das Souper entzog sie ihm abermals für die Dauer einer Stunde. Gleich nach dem Abendessen hatte die junge Dame jedoch das



gastliche Haus des Präsidenten verlassen. Als Rolf die Pflegemutter Doralines mit gepreßtem Herzen diesbezüglich fragte, erhielt er die Antwort: das junge Mädchen habe sich einer heftig auftretenden Migräne halber zurückgezogen. Doraline liebe die geräuschvollen Feste über-

haupt nicht, wie sie seltsamerweise für nichts Interesse habe, was sonst die Jugend entzückt und fesselt.

Den einzigen Trost, welchen Iserloe mit sich nahm, war der, die Pflegeeltern der Geliebten kennen gelernt zu haben und von ihnen mit viel Liebenswürdigkeit aufgenommen zu sein! Als er seine Visite für die nächsten Tage in Aussicht gestellt, ward er voll aufrichtiger Freude und Zuvorkommenheit willkommen geheißen.

Als er der Aufforderung des Skatkränzchens folgte, um noch in Gemeinschaft des übermütigen Kleeblatts ein Glas Bier zu trinken, so geschah es lediglich aus dem Grunde, noch etwas über das Leben und den Verkehr Doralines zu hören.

Was er in Erfahrung brachte, war dazu angethan, ihn in höchster Weise zu erregen. Unter den quallvollsten Gewissensbissen verbrachte er die Nacht. Doralines aufopfernde Liebe, ihre Reise mit ihm, welche sie unternahm, um seiner Mutter den letzten Wunsch zu erfüllen, all ihre selbstlose Güte hatten ihr keinen weiteren Lohn eingetragen, als das Bewußtsein, edel gehandelt zu haben. Die Welt aber drehte daraus den Strick, um ihre Ehre zu erdrosseln, die Welt entstellte das Werk der treuesten Barmherzigkeit zu einem Zerrbild, zog es herab in den Kot und ließ es die Unschuld büßen, daß sie von einem Fieberkranken in dem Zustand halber Bewußtlosigkeit verraten und verlassen ward!

Ebenso gut, wie Nagel in der Weinlaune des gestrigen Abends die zweifelhafte Liebesgeschichte der Baronesse zum

besten gab, ebenso gut erzählte er sie an jedem andern Abend jedem, der sie nur hören wollte.

Eine qualvolle Unruhe bemächtigte sich seiner. Sogleich beim ersten Morgengrauen setzte er sich nieder, packte die Briefe, welche als unbestellbar zurückgekommen, in einen großen Umschlag und legte eine Karte bei, auf welcher er die Geliebte bei seinem und ihrem ganzen Lebensheil beschwor, den Inhalt der beifolgenden Schreiben zu lesen. Ein reitender Bote besorgte den Brief, kam aber nach einer Stunde bereits schon mit der Antwort Doralines zurück. Uneröffnet fielen ihm die Briefe entgegen.

Einen Augenblick erfaßte es ihn wie wilde, unbändige Heftigkeit. Sein leidenschaftliches Blut schäumte auf und empörte sich gegen eine Unversöhnlichkeit, welche das ideale, so schwärmerisch verehrte Bild der Braut zu verwischen drohte.

Gut, mochte sie in ihrem Starrsinn jede Aufklärung unmöglich machen! Er hatte gethan, was in seinen Kräften stand, sein Gewissen war nunmehr beruhigt. Mit heftiger Bewegung schleuderte er die Briefe auf seinen Schreibtisch und warf sich in einen Sessel, Zerstreuung in der Zeitung zu suchen. Er hörte beinahe mit Genugthuung, als der Diener beim Auftragen des Frühstücks erzählte: Der Kutscher in Paulinenhöh' habe ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, das gnädige Fräulein Doraline wollte morgen abend für längere Zeit abreisen. Es werde nur noch eine Depesche erwartet. Heute abend beabsichtige sie noch einmal ganz heimlich das Theater zu besuchen, da

sie sich schon seit Monaten auf das Wagnerstück gefreut habe. Er, der Kutscher habe die kleine Loge Nr. 3 bestellen müssen, da aber die gnädige Frau sich heute nach dem Maskenball zu angegriffen fühlte, werde die Baronesse allein dort sein.

Rolf nahm die Nachricht sehr gleichgültig auf. Als sich aber die Thür hinter dem Berichterstatter geschlossen, da drückte er die Hände vor das Gesicht und biß die Zähne zusammen, um nicht wild aufzuschreien voll zornigen Schmerzes. Er liebte Doraline über alle Maßen und Begriffe, aber es widerstrebte seinem Männerstolz, ihr noch einmal die Hand zur Versöhnung zu bieten, nachdem sie ihn in so kränkender Weise von sich stieß.

„Fahr hin, ich kann nicht zweimal knien!" — nein, er konnte es nicht, mochte Gott im Himmel sich seiner erbarmen.

Die Morgenpost kam und brachte jenes geheimnisvolle, unbegreiflich beseligende Briefchen der ungenannten „Maske", welches Iserloe in einen wahren Rausch des Entzückens und der seligsten Überraschung versetzte. Kein Zweifel, Doraline hatte ihm durch die zurückgesandten Briefe nur die Weisung geben wollen, daß in den hiesigen kleinlichen Verhältnissen ein offizieller Briefwechsel unmöglich sei — und darum entschloß sie sich zu dem für sie sonst so unbegreiflichen Schritt, ihm in dem Theater ein Rendezvous zu bewilligen.

Es konnte absolut kein Irrtum hier herrschen, „Loge 3 und Heckenrosen" sprach deutlich genug und außerdem

gab es wohl keine andere Dame der Gesellschaft, welche ihm auf diesem Wege etwas Dringliches mitzuteilen hätte.

In unbegreiflicher Erregung harrte Rolf des Abends.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Besuch des Assessor Langenscheidt unterbrach die Dampfringel, welche Iserloe traumversunken in die Luft blies.

„Grüß dich Gott, altes Haus! Na, bedarf wohl keiner Nachfrage, daß dir der gestrige Abend vorzüglich bekommen ist."

„Doch nicht, ich leide erheblich unter seinen Nachwehen." · Das klang eigentlich etwas ironisch.

„Was der Tausend! Mensch hast du etwa auch einen Kater, einen so kannibalisch ausgewachsenen wie ich?"

„Höchstens einen moralischen. Wenn man vor aller Welt mit einer Dame getraut wird und muß zu einer solch blamierenden Farce stille halten, dann leidet man noch wochenlang an versetzter Wut darüber."

„Stille halten, daß Gott erbarm, braun und blau hast du mich geprügelt! Zu komisch! Ihr schwerblütigen Norddeutschen habt so absolut keinen Sinn für Fastnachtshumor und Narrenfreiheit. Statt, daß du hölzerner Gesell nun deine Marmorbraut kühn entschlossen umarmt und aus dem kindlichen Spiele Ernst gemacht hättest, was eigentlich die verdammte Pflicht und Schuldigkeit eines galanten jungen Mannes gewesen wäre —"

„Ach, so fassest du diesen Scherz auf."

„Natürlich. Ich brauche noch eine intim befreundete

Familie hier, wo ich ein paar Abende in der Woche totschlagen kann. Verstanden? Richte dich danach mit deinem Herzen und einem baldigen Hausstand ein. Zum Beispiel heute abend. Was soll man heute abend anfangen; ich komme in der Ratlosigkeit meines Brummschädels zu dir, um zu fragen, ob wir in Bellevue eine kleine Kateressenz brauen wollen —"

„Heute abend? bedaure sehr, ich bin verhindert."

„Verhindert? Nun schlag Gott einen Türken tot! Hier in der wildfremden Stadt verhindert? Was hast du denn vor?"

Iserloe stand auf und holte einen anderen Cigarrenkasten, obgleich der soeben geöffnete noch mindestens ein Dutzend Stück gegürtelten Tabaks enthielt.

„Ich gehe in das Theater heute abend, ich versäume nie eine Oper von Wagner, bin Enthusiast."

Langenscheidt saß da, wie ein wachsames Spitzel, das auf eine Fliege spannt. „So, du bist Enthusiast!" wiederholte er mit einer wahrhaften Gaunerphysiognomie. „Wo sitzest du denn? Kann ich nicht einen Platz neben dir bekommen?"

Rolf ward ungeduldig: „Keine Ahnung, wo für mich bestellt ist. Sag mal, ehe ich's vergesse, wie heißt die charmante kleine Rokokodame, mit welcher du gestern soupiertest?"

Der Assessor erhob sich. Sein feistes Angesicht grinste vor Vergnügen: „Die heißt Fräulein Noli me tangere!" spottete er voll bester Laune und drückte den Freund ans

Herz. „Sei so gut und grase nicht in anderer Leute Herzensgärtlein, alter Junge, es wäre eine verteufelte Konkurrenz für mich. Na, denn will ich mal sehen, ob ich mich auch ein bischen in die Götterdämmerung versenken kann; wenn du keine Nachbarschaft brauchst, klexe ich mich wo anders an! Serviteur, mein Alterchen, amüsiere dich gut heut abend!“

Rolf war nicht im mindesten argwöhnisch, sonst hätte ihn dieser letzte fromme Wunsch und das holdselig grinsende Galgengesicht Märchens irritieren müssen.

Mit Riesenschritten stürmte der Assessor in das nahe gelegene Café, woselbst das Skatkränzchen, brennend vor Neugierde, seinen Bericht erwartete.

Langenscheidt taumelte dem Rittmeister schier wonnetrunken in die Arme. „Kinder, der hölzerne Ritter steht lichterloh in Flammen! Heut abend erleben wir einen Götterscherz!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und der Abend kam. Das Opernhaus begann in gastlichem Lichterglanz zu erstrahlen und das edle Skatkleeblatt schlich im nächtlich dunklen Mantel dem Ziel seiner geplanten Missethat entgegen.

Langenscheidt trug in Seidenpapier gehüllt ein unheimliches Etwas so sorglich in der Hand, als fürchtete er, es könne explodieren, und nach schnellem Umblick in dem noch ziemlich menschenleeren Foyer, eilte das Vierblatt auf leisen Sohlen nach dem Korridor, welcher die linksseitigen Logen begrenzte. Hier war Nr. 3.

Der Logendiener sprang herzu und öffnete; anscheinend nicht auf die Nummer achtend, trat der Assessor schnell ein. Das Seidenpapier knisterte, ein Strauß künstlicher Heckenrosen tauchte aus der schützenden Hülle empor, und mit diabolischer Freude ließ ihn der Attentäter mitten in die Loge auf die Erde fallen, just in das helle Gaslicht hinein.

Er trat harmlos wie ein Engel wieder auf den Korridor hinaus, wechselte mit den Verschworenen einen Blick des Einverständnisses — und „hurra, hurra, hopp, hopp, hopp, — gings fort in sausendem Galopp", hinab in das Parkett, wo die vier Bösewichter ihren Beobachtungsposten in der ersten Reihe bezogen. Mit riesigen Ferngläsern bewaffnet, wachsamer wie jemals der verdienstvollste Vorposten, beluxten sie das entfernteste Winkelchen des Opernhauses, ob sich Iserloe vielleicht hinter irgend einer Portiere oder Säule zu verbergen suche.

Die Loge Nr. 3 aber war der Brennpunkt ihres Interesses. Und sie hatten gar bald ein unerwartetes Schauspiel, über welches das Quartett beinahe in Krämpfe der Entzückung verfiel.

Lange noch, bevor das Theater sich halb mit Zuschauern gefüllt, erschien eine schwarz gekleidete Dame in der Loge Nr. 3. Ein elektrisierender Ellenbogenstoß ging durch die Reihe des Skatkränzchens. „Himmel Donnerwetter! Die kühle Doraline!" entfuhr es dem Rittmeister, und Langenscheidt sank auf seinen Sessel zurück, als wolle er im höchsten Jubel die Beine gen

Himmel strecken. „Doraline! Das giebt einen Kapitalscherz!“ schluchzte er beinahe vor Wonne. „Nun Attention, wer noch weiter erscheint!“

„Die Heckenrosen, die Heckenrosen!“ flüstert Waldau und wird dunkelrot vor atemlosem Interesse.



„Ist ja patent!“ lachte Naal.

„Kinder, Gottstrambach, sie legt den Strauß auf die Logenbrüstung!“

Die jungen Leute waren in höchster Spannung.

„Pst! pst! . Iserloe!“

„Teufel ja, wo denn?

„Geradegegenüber in der Loge!“

„Ich komme um vor Lachen — seht doch — seht doch, wie er auf die Heckenrosen starrt!“

„Still, die Ouverture.“

Eine kurze Zeit herrschte feierliche Stille auf der ersten Parkettreihe, dann rauschte der Vorhang langsam empor.

Die Köpfe der vier Verschworenen sausten herum. Wahrlich! Doraline ist allein in der Loge und sie neigt sich mechanisch vor, die Bühne zu übersehen. Man kann deutlich ihr schönes Antlitz erkennen. Und Iserloe? Er steht regungslos im Hintergrunde seiner Loge und starrt zu ihr hinüber.

„Die Würfel sind gefallen", spricht Langenscheidt feierlich, aber das übermütige Lachen verstummt, eine bleierne, gedrückte Stimmung bemächtigt sich des Skatkränzchens.

Doraline hatte ihre Loge sehr frühzeitig betreten. Sie warf den Pelz hastig ab und löste den Schleier von ihrem Haupt. Als sie sich nach ihrem Platz wandte, stutzte sie plötzlich und blieb stehen.

Ein Blumensträußchen lag inmitten der Loge. Gewiß hatte eine Dame dieselbe schon vor ihr irrtümlicherweise betreten und diesen Schmuck verloren. Sie neigte sich und nahm die Blüten empor. — Heckenrosen! — sie zuckt zusammen, ein Beben geht durch ihre schlanke Gestalt. Warum muß ihr das Schicksal gerade heute diese Blüten auf den Weg streuen? Mit zuckenden Lippen starrt sie darauf nieder. Das Herz thut ihr weh zum Zerbrechen; es ist, als ob dieser Anblick die alte Wunde mächtig wieder aufrisse, die Wunde, welche nie vernarbt ist, sondern nur mit gewaltsamer Energie vor der Welt verborgen ward. Eine Wunde, an welcher sie sich heimlich zu Tode blutet. Heute morgen noch war sie voll Trotz und Bitterkeit, als der Brief von ihm in ihre Hände gelangte, da em-

pörte sich ihr Stolz dagegen, Notiz von einem Mann zu nehmen, welcher mit ihrer Liebe und ihrem Vertrauen



ein so gewissenloses Spiel getrieben. Und jetzt? — Beim Anblick dieser Blüten erwacht er wieder mit all seiner zärtlichen Gewalt, der schmerzlich süße Traum ihrer ersten einzigen Liebe.

Sie sinnt einen Augenblick, ob sie die Blumen an den Logenschließer abgeben soll — dann erscheint es ihr sicherer, dieselben möglichst sichtbar auf den Rand ihrer Logenbrüstung zu legen; so wird die Dame, welche sie verlor und sucht, sie am sichersten finden.

Und dann setzt sie sich wieder auf den verborgenen Platz hinter der vorgebauten Säule, faltet die Hände im Schoß und starrt regungslos auf die Heckenrosen; drunten verklingt die Ouverture, und gleichsam, als ob die süßen Zauberklänge erlösend auf all das herbe, Jahre lang schweigsam ertragene Weh einwirken, so schlägt Doraline die Hände vor das Antlitz und weint bitterlich. Sein Bild ist ihr wieder erschienen und es lebt unauslöschlich wieder in ihrem Herzen, nicht mehr in seiner quälenden Häßlichkeit, wie sie es in Monaco zuletzt geschaut, sondern in all der strahlenden, liebenden Glückseligkeit und sonnigen Schöne jenes Tages, wo er die Heckenrosen für sie pflückte, wo er um ihretwillen mit gebrochenen Gliedern im Felsgeröll lag. — Sie empfindet noch immer den Todesschreck, das lähmende Entsetzen, welches sie bei dem Anblick erfaßte, sie sieht noch immer seine Augen, wie er sie zuerst wieder aufschlug, hört seine liebezitternde Stimme — ach — und fühlt noch den ersten, heißen Kuß auf ihren Lippen brennen!

Leise schluchzt sie auf. — Musik und Gesang übertönen jedes andere Geräusch, übertönen auch das Öffnen der Logenthür. Nur eins kann kein Gesang und kein Orchester ungehört machen — seine Stimme.

„Doraline! — O Doraline!"

Sie schrickt zitternd empor — sie starrt mit angstvoll erhobenen Händen auf das Bild ihrer Träume, welches urplötzlich verkörpert vor ihr steht.

Da umfaßt er ihre zitternden Hände. „Du hast mich gerufen, Herzlieb, und ich bin gekommen! O, ich weiß, daß du mich nicht ungehört verdammen kannst!"

Sie versucht sich loszuringen. „Herr von Iserloe –" schluchzte sie, „verlassen Sie mich! Wie wagen Sie zu behaupten, daß ich Sie gerufen habe!"

Er gibt ihre Hände nicht frei, aber er blickt ihr überrascht in das Antlitz. „Doraline, du hast mir doch das Billet geschrieben?"

„Welch ein Billet?" stammelt sie entsetzt.

Er zieht es aus der Brusttasche und reicht es ihr. Sie blickt darauf nieder, glühende Röte bedeckt ihr thränenfeuchtes Angesicht. „Gott im Himmel — wer hat es gewagt, mich zum Opfer dieses Bubenstreichs zu machen!" stöhnt sie auf.

„Aber die Heckenrosen?" ruft er betroffen.

„Ich fand sie hier in der Loge und legte sie auf die Brüstung, damit die Dame, welche sie verloren, dieselben wiederfinden solle." Und abermals die Hände vor ihr Antlitz schlagend, sank sie auf den Sessel zurück. „Was habe ich gethan, daß man mich mein Leben lang voll Schmach und Frivolität in den Staub tritt!"

„Doraline — die Angelegenheit wird sich aufklären. Um Himmelswillen, beruhige dich, Herzlieb!" und an ihrer

Seite auf die Knie sinkend, das Antlitz in die duftigen Falten ihres Kleides pressend, stöhnt er auf: „Und was that ich, daß du mich Jahre hindurch erbarmungslos in meinem Schmerz verzweifeln ließest? Wie es sich auch mit dieser unerklärlichen Intrigue verhalten möge — ich danke Gott aus heißem Herzen dafür, und ich möchte den frommen Glauben hegen, daß der barmherzige Vater im Himmel seine guten Engel gesandt hat, endlich meine Qualen zu enden! — O, Doraline, wie hast du mich so schuldlos verdammt!"

Sie zuckt empor. „Schuldlos?" ruft sie schmerzlich, „o Rolf, du hast in unverzeihlichem Leichtsinn unser Glück vernichtet — du hast fünf Wochen lang keine Zeile an mich gelangen lassen, kein Wort der Reue, keinen letzten Gruß — du hast mich von dir gestoßen, wie man ein überflüssiges Spielzeug beiseite wirft! Und du willst mir Vorwürfe machen, daß ich, verzweifelnd an Lieb und Treu, hinausgeflohen bin in die weite Welt, in die tiefste Einsamkeit, wo kein mitleidiger oder verächtlicher Blick die verlassene Braut, das ehrlose Mädchen, welches bei Nacht und Nebel heimlich und allein mit einem jungen Mann abreiste, bis in die tiefste Seele mehr kränken konnte?"

Sich überstürzend in jäh hervorbrechender Leidenschaft, hatte sie die Worte hervorgestoßen, jetzt starrte sie erstaunt in das milde, ruhige Angesicht des Geliebten, welcher ihre Hände voll treuer Innigkeit an die Brust zog.

„Und wie nun, Doraline, wenn mir all diese Anklagen unrecht thäten? Wenn ich nicht so strafbar, so ehr- und

pflichtvergessen gewesen wäre, als wie es den Anschein hatte?"

Sie wich seinem Blick aus; der Ausdruck düsterer Schwermut trat noch schärfer in ihrem bleichen Antlitz hervor. „Und wenn Sie Ihr Vermögen auch nicht in Monaco verloren, sondern es durch das Glücksspiel vielleicht verdoppelten, so ändert dies an Ihrer Handlungsweise durchaus nichts, denn Sie setzten ohne jede Garantie Ihr Vermögen aufs Spiel und mit ihm die ehrliche Existenz, welche Sie verpflichtet waren, einem Mädchen zu geben, welches gleich mir einen so gewagten Schritt gethan hatte, Ihnen und der Sterbenden zuliebe!"

„Nein, Doraline, ich habe mein Vermögen nicht in Monaco verdoppelt, sondern im Gegenteil all mein Hab und Gut verspielt!"

Sie starrte ihn betroffen an. „Dann verstehe ich erst recht nicht —" murmelte sie. „Wie wäre ein solches Beginnen, ein so sündlicher Leichtsinn zu entschuldigen?!"

„Durch die wunderbaren Fügungen Gottes, welcher uns arme, schwache Menschen oftmals einer fremden Gewalt unterthan macht, um uns Wege zu führen, welche unsere armselige Vernunft nicht begreifen kann!" Rolf zog die schlanken Mädchenhände voll ernster Erregung an die Lippen. „O, Doraline — es war ein schwerer, saurer Weg, welchen er unserer Liebe beschieden hatte, aber ich glaube dennoch, daß keine Stunde unserer Qual und unseres Herzeleids eine nutzlose gewesen! — Nur die Wolken, welche sie uns entziehen, lehren uns die Sonne

würdigen, und je mehr die Liebe mit Thränen genetzt ist, desto tiefere und unvergänglichere Wurzeln schlägt sie. Das Finale des ersten Aktes! — Ich muß meinen Platz wieder aufsuchen, um dich nicht abermals der herzlosen Kritik der Menge auszusetzen. Aber eine heiße, flehende Bitte zuvor, Herzlieb. Hier sind die Briefe, welche du mir heute morgen uneröffnet zurück sandtest; lies sie jetzt. Sie enthalten nicht meine Rechtfertigung, wohl aber eine Entschuldigung für mich! Die ersten beiden Schreiben stammen von der Hand des Arztes, welcher mich während meiner Krankheit in Nizza behandelte —"

„Rolf, du warst krank?!"

Er preßte ihre Hände leidenschaftlich in den seinen. „Lies, Doraline! und wenn du die Briefe wieder aus der Hand legst, und dein edles, goldnes Herz kann mir vergeben, und wenn Glauben und Vertrauen wieder aufleben können in ihm, dann, o dann gieb mir ein Zeichen, hebe mir jene Blüten dort zum Gruß entgegen und in dem nächsten Akt bin ich wieder bei dir! Morgen früh aber laß mich im Hause deiner Verwandten abermals um dich werben, du mein einzig Glück in der alten, unverändert heißen Liebe!"

Donnernder Applaus durchtobte das Theater, Rolf aber riß sich gewaltsam los und trat hastig in die Nebenloge, sich nach dem Befinden der Frau Präsidentin zu erkundigen.

Das Skatkränzchen aber wandte sich voll etwas sorgenvollen Interesses wieder dem Publikum zu.

Doraline hatte sich völlig hinter ihre Säule zurückgezogen, und Iserloe? Wo steckt er? Heilige Kümmernis, wenn er sie womöglich aufsucht, wenn er womöglich der armen Baronesse ungebührlich begegnet?

Der Assessor sprang auf: „Wir müssen unter allen



Umständen zu vereiteln suchen, daß sich die beiden heute abend sprechen. Nachher kläre ich ihn noch auf!"

„Bon! zwei von uns blockieren Iserloe, zwei heften sich bei Schluß des Theaters an die Sohlen der ahnungslosen Doraline und geben sie nicht eher wieder frei, als bis sie geborgen in ihrem Wagen sitzt! — Vorwärts!

Gleich hinauf in den Korridor! Wir müssen Iserloe schon in der Präsidentenloge knebeln! — Klebt wie Pech, Kinder! Nicht locker lassen!"

Und nicht rechts und links blickend, stürmten die vier Herren die Treppe empor zum Foyer des ersten Ranges. Max und der Rittmeister betraten atemlos die Loge des Präsidenten, Waldau und Naal promenierten, wie zwei Löwen im Käfig, vor der Logenthür Doralinens auf und ab.

Ahnungslos dieses Doppelpostens saß diese und las mit erschüttertem Herzen die Zeilen, welche sie noch nachträglich um das Leben des Geliebten zittern ließen.

Die Zwischenpause war zu Ende und Rolf verabschiedete sich von den Gastgebern des gestrigen Abends. Er wollte sehr eilig seinen Logenplatz aufsuchen und nickte dem Assessor und dem Rittmeister nur flüchtigen Abschiedsgruß zu. Wie die Blutvergießer stürzten beide auf ihn los. Max hing sich mit großer Zärtlichkeit sofort an den Arm des Jugendfreundes, und der kleine Rittmeister stiefelte mit Riesenschritten an der anderen Seite des großen, so sehr eilig ausschreitenden Landrats. — Beide waren von geradezu beängstigender Liebenswürdigkeit, und je einsilbiger der Gefangene war, desto witzigere und schönere Geschichten hatten sie auf Lager.

Vor seiner Logenthür schüttelte Rolf den zärtlichen Freund ab. „Gute Nacht, meine Herren", sagte er kurz, „Sie müssen eilen, — die Musik beginnt bereits."

„Alle Wetter, ja!" Der Assessor war sehr erschrocken, „da können wir uns unmöglich noch in unsere erste Bank

hineinklemmen. Es sind ja noch zwei Stehplätze in deiner Loge frei. Wir bleiben bei dir, Rolfchen."

Der Landrat fieberte vor Ungeduld. „Undenkbar! es ist so wie so schon so eng. Man muß doch Rücksicht auf die Damen nehmen!"

„Thun wir ja, süßer Landrat!" schmeichelte der Rittmeister und hielt den Atem an, um sich möglichst schlank zu machen. „Sehen Sie doch, wir zwei Heringe! — Und den Damen machen wir tüchtig die Cour! — Um alles! der Vorhang geht schon hoch! — flink herein!"

Langenscheidt schob den Freund voll ungestümer Hast vor sich durch die Thür, und an allen Gliedern bebend vor Nervosität ließ sich Rolf auf seinen Sessel niederfallen. Sein Blick schweifte verstohlen wieder und immer wieder zu Doralines Loge hinüber. Endlich! — Eine weiße Hand wird sichtbar, — dieselbe faßt den Heckenrosenstrauß und scheint sich mit demselben Kühlung zuzufächeln, — und jetzt — Rolfs Atem steht still — jetzt eine deutlich winkende Bewegung zu ihm hinüber. — Sein Herz klopft zum Zerspringen.

Seine beiden Trabanten haben nichts gemerkt; sie stehen auf den Fußspitzen und äugen auf die Bühne herab, wie zwei Dohlen von dem Dachfirst.

Rolf erhebt sich leise und greift nach der Thür. Wie elektrisiert fahren die beiden wohlfrisierten Häupter herum; der Assessor schnellt vor und faßte den Arm des Flüchtlings. „Wo willst du denn hin, mein Junge?" flötet er so zärtlich, wie noch nie im Leben. Rolf möchte aus der

Haut fahren. „Ich habe Kopfweh und will einen Augenblick im Foyer frische Luft schöpfen", sagte er beinahe unhöflich, kurz und abweisend.

„Du sprichst mir aus der Seele!" — flüstert Langenscheidt zutraulich, — „eine Siedehitze hier . . . und der Radau da unten — gräßlich!"

„Ich begleite Sie ebenfalls", zirpt der Rittmeister und sieht den Landrat so erwartungsvoll an, als erhoffe er eine gerührte Umarmung für so viel Liebenswürdigkeit.

Rolf befreite sich von den umklammernden Armen wie ein gereizter Löwe. „Unsinn! gibt viel zu viel Aufsehen!" knirscht er und wirft sich wieder in seinen Sessel.

Seine beiden Peiniger wechselten einen bedeutsamen Blick. Sie ermutigten sich durch eine geheimnisvolle Geste, sehr wachsam auf dem Posten zu bleiben.

Der Akt vergeht, und kaum rauscht der Vorhang herab, als Rolf mit fiebernden Schläfen an den Freunden vorüberstürzen will. Er gewinnt auch durch seine verblüffende Hast die Thür und stürmt das Foyer entlang. Hinter ihm keuchen die beiden dicken, kleinen Herren. Endlich fassen sie ihn. Langenscheidt hängt sich ihm geradezu an die Rockschöße. „Aber Rolfchen . . . Herzchen", keucht er, „rase doch nicht so! Wir können ja gar nicht mit."

Der Landrat fährt herum, als wolle er die zärtliche, kleine Klette erwürgen. „Ich hatte faktisch nicht auf deine Begleitung gerechnet!" pfaucht er.

„Aber Bruderherz! — als ob wir dich Fremdling hier

so allein herumlaufen lassen würden! Was denkst du von unserer Galanterie!"

Rolf verwünscht sie in diesem Augenblick bis in die siebente Hölle; aber der Kleine hängt sich so voll inniger Zuneigung an seinen Arm und seine Stimme vibriert in solch sanftem Vorwurf, daß Rolf ihn nicht beleidigen kann. — Der Rittmeister trabt atemlos auf der anderen Seite, denn der Bewachte macht in seiner Aufregung Riesenschritte.

„Aber Max, mach doch keine Geschichten und inkommodiere dich nicht um meinetwillen."

„Durchaus nicht! ist uns ja außerordenliches Vergnügen!" pustet der Rittmeister und trocknet sich den perlenden Schweiß von der Stirn.

„Meine Herren — ganz ehrlich gesagt, ich fühle mich etwas unwohl, und da würde es mir angenehm sein, ein wenig für mich allein auf dem Diwan auszuruhen!"

„Natürlich! Komm sofort und setz dich!" — nötigt der Assessor, kirschrot vor Anstrengung. „Soll dir einer von uns eine Erfrischung holen? kleinen Cognac, oder Limonade —"

„Ich bitte nur, mich allein zu lassen, das ist mir momentan die beste Arzenei!"

Max sieht den Rittmeister an, als wolle er sagen: „So ein Erzkomödiant! Wie er lügen kann!" und dann legte er den Arm um den Freund, als wolle er ihn gegen ein ganzes Weltall verteidigen. „Rolf — du kannst nicht im Ernste verlangen, daß ich dich verlasse, wo du dich

elend fühlst, — ich kenne deine Bescheidenheit — und ich bringe mich lieber um, ehe ich dich in diesem Zustand heute abend allein lasse."

Das ist zu viel. Der Landrat springt auf, als müsse er ersticken. „Gut", — donnert er den aufopfernden Freund an, „so begleite mich nach Haus, — ich kann es hier nicht länger ertragen!"

„Von Herzen gern, — ich opfere mich mit Leib und Seele, wenn du es verlangst", versicherte Langenscheidt mit wahrer Engelsmiene.

„Darf ich mir vielleicht auch erlauben?" — fleht der Rittmeister mit holdseligem Gesicht.

„Das fehlte auch noch!" möchte Rolf herausplatzen, aber er beißt die Zähne zusammen und sagt! „Bitte, wenn es Ihnen Vergnügen macht!"

Gott sei Dank, die Kletten haben unten im Korridor abgelegt. Ein teuflischer Plan reift in dem Haupt des Bedrängten. Geduldig läßt er sich von den besorgten Freunden ankleiden und einhüllen, — der Assessor möchte ihm vor lauter Liebe noch sein Schnupftüchel um den Hals binden. Dann geht's die Treppe hinab. Der neue Akt beginnt, alles eilt in den Zuschauerraum zurück, ein großes Gedränge entsteht.

Die Herren quetschten sich durch und der Assessor setzt flink den Cylinder auf. Da erhält derselbe plötzlich einen kleinen Stoß von rückwärts und mit lautem Wehschrei stürzt Max dem vornüber fliegenden nach. — Alles stiebt auseinander — bückt sich — schaut — und der Landrat

macht kehrt und fliegt wie ein Wahnsinniger davon. Zum Portal hinaus, in die nächste Hausthür hinein und die Treppe empor. — Er ist gerettet. Hochatmend steht er und lacht — lacht so unsagbar triumphierend, als habe er den größten Sieg seines Lebens erkämpft. — Er wartet eine kleine Weile, — dann pirscht er sich langsam wieder zurück. Flur und Foyer sind menschenleer, Rolf schreitet lautlos nach dem Korridor, welcher zu Loge 3 führt. Vorsichtig lugt er um die Ecke und prallt entsetzt zurück. Mit dem Rücken gegen die Logenthür gelehnt, sehr lebhaft und heftig gestikulierend sieht er seine Verfolger und nicht sie allein, sondern das gesamte Skatkränzchen. Nun bewachen sie Doraline! Da kommt ihm blitzschnell ein Verstehen, nun weiß er, wer in toller Faschingslaune den anonymen Brief geschrieben! Doch ist keine Zeit zum Grübeln, über solch rätselhaftes Wissen wildfremder Menschen.

Er flieht auf lautlosen Sohlen zurück und begibt sich in die Reihen der harrenden Equipagen. „Wo ist der Wagen von Paulinenhöh?“ ruft er.

„Hier!“

Er tritt zum Kutscher heran. „Der Herr Baron ist noch zum Arzt in die Stadt geritten, — Sie möchten nachher an der Ecke der Margaretenstraße auf ihn warten und Baronesse Doraline die Meldung machen.“

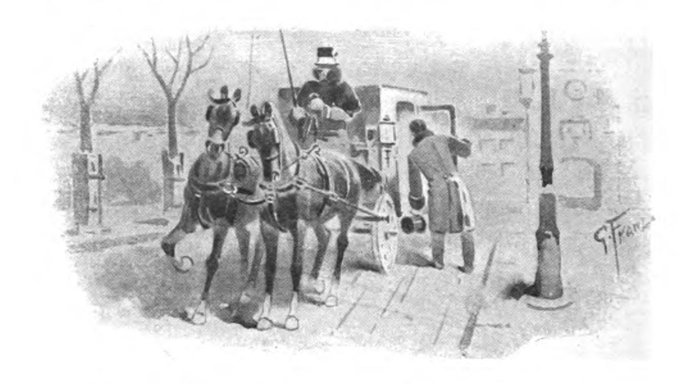
„Befehl, gnädiger Herr.“

An der Margaretenstraßenecke stand Rolf und harrte mit stürmenden Pulsen der Geliebten. Endlich fuhr die

Equipage heran und hielt. Er sprang hinzu und riß den Schlag auf. „Doraline!“

„Rolf, um Gottes Willen — was ist geschehen?“

„Ich konnte bei dem besten Willen nicht kommen, Herzlieb, eine verzweifelt zudringliche Begleitung machte es mir unmöglich! Ich bin aber dadurch dem Geheimnis auf die Spur gekommen, wer den anonymen Brief verfaßt hat!“



„O Rolf, ich weiß es bereits!“

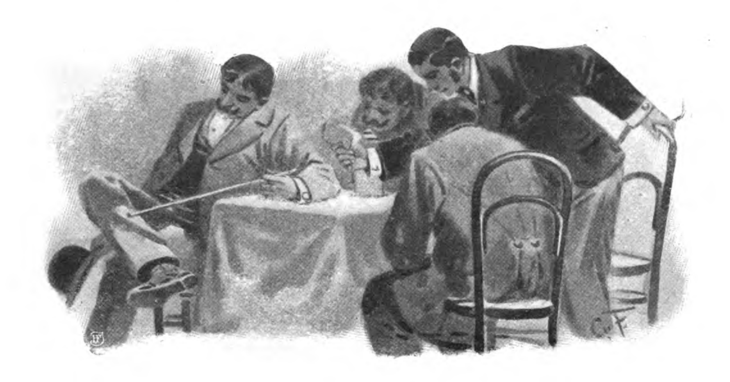
„Du weißt es? Wie ist das möglich?“

„Ich hatte mich, deines Kommens harrend, dicht an die Logenthür gesetzt. Leises, sehr erregtes Geflüster — der Klang deines Namens ließ mich auflauschen. Ich vernahm in abgerissenen Sätzen das ganze Attentat. Ich kenne auch die Herren; sie geleiteten mich sicher zum Wagen. Morgen sollst du das Nähere erfahren, es war ein übermütiger, aber nicht bös gemeinter Karnevalsscherz.“

Leises, zärtliches, glückseliges Flüstern. „Morgen — morgen, auf Wiedersehen!“ und der Wagen rollte davon. Als aber am nächsten Tage die Sonne auf Eis und Schnee funkelt, da hält Iserloe die Braut im Arm, und er küßt ihr die Thränen von den Wimpern und spricht feierlich: „Nun aber lasse ich dich nie wieder, nicht im Leben, und nicht im Tod.“

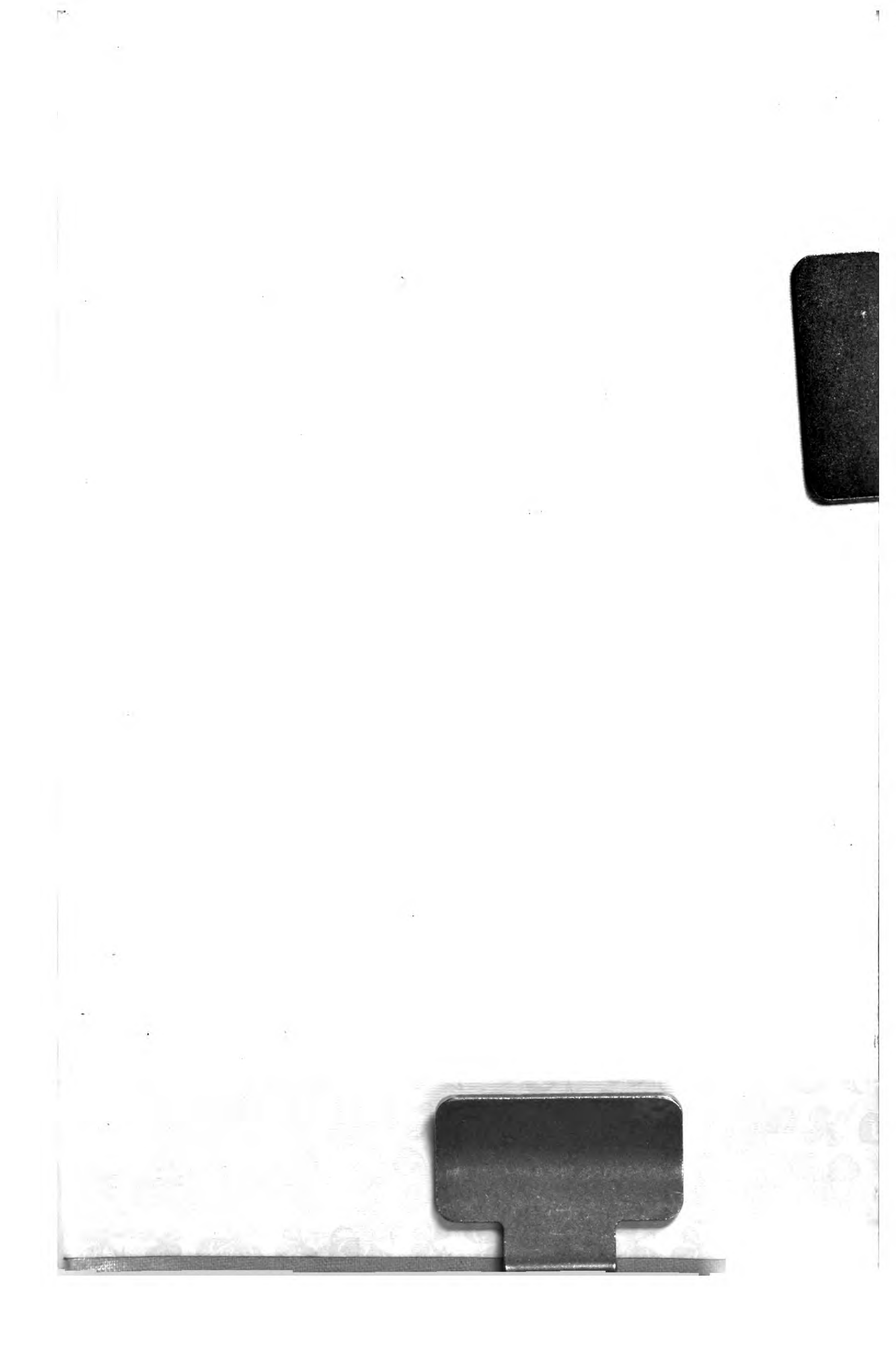
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

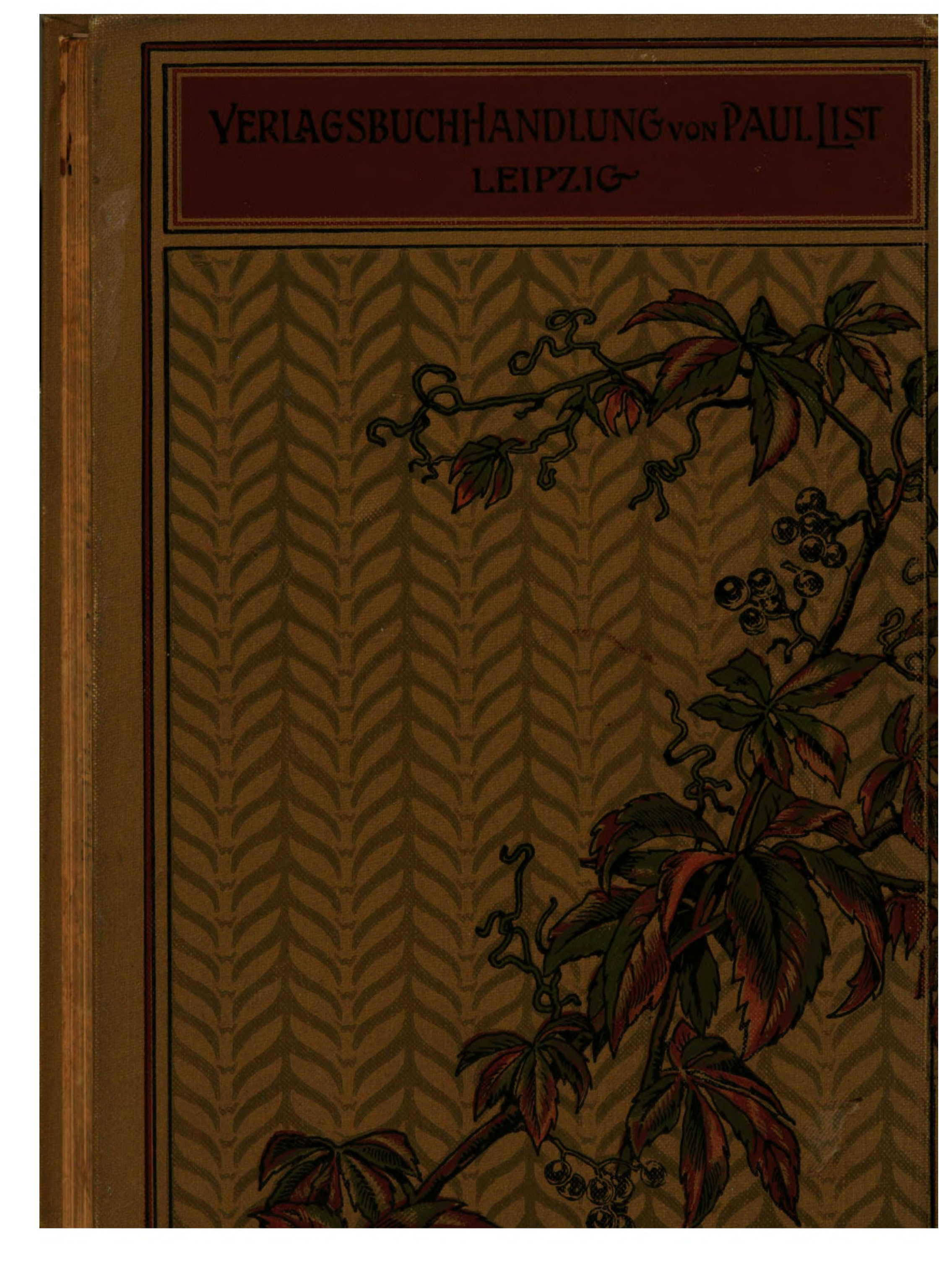
Das Skatkränzchen sitzt melancholisch zusammen. Iserloe ist schon seit zwei Tagen verschwunden, und der Assessor trägt sich voll Verzweiflung mit Selbstmordgedanken. Da plötzlich stürmt er atemlos in das Lokal, wirft einen Brief auf den Tisch und sinkt selber keuchend auf den nächsten Stuhl. Der Brief aber war eine gedruckte Anzeige. Die Verlobung von Rolf und Doraline! Unter den Namen aber steht: „bedanken sich beim Skatkränzchen herzlichst für die gütige Vermittlung.“





Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.




VERLAGSBUCHHANDLUNG VON PAUL LIST
LEIPZIG